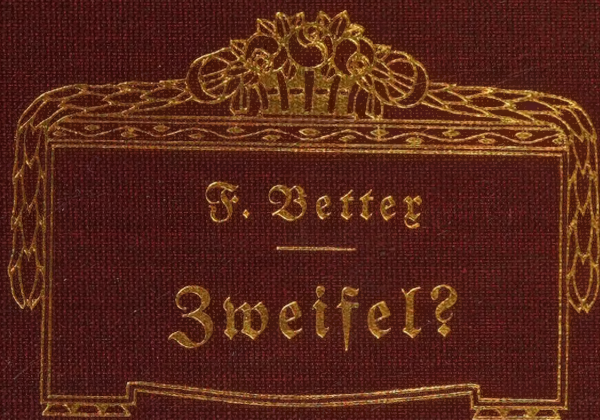




F. Better

Zweifel?

J. F. Steinkopf, Stuttgart



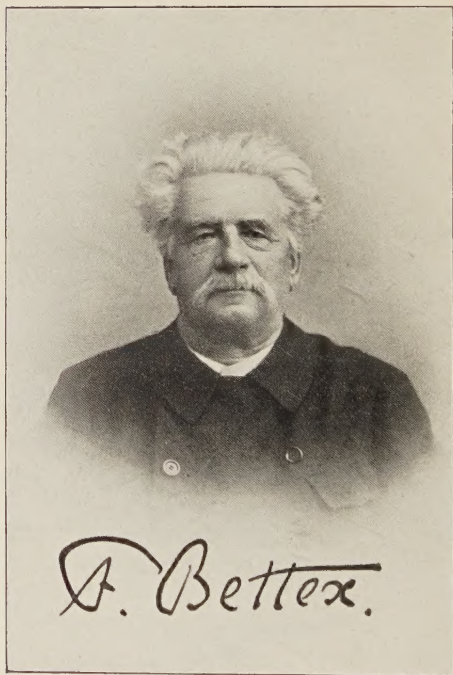




Digitized by the Internet Archive
in 2025

<https://archive.org/details/bweifel0000bonf>

H. J. FRIESEN, M. D.



Zweifel?

I. Unbekannte Welten. II. Zweifel?

III. Offenbarung.

Von F. Bettex.

Zweite, stark vermehrte Auflage.
Sechstes bis zehntes Tausend.



1909.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Bibel Gottes Wort. 4. vermehrte Auflage. Elegant gebunden 4 Mark.

Das Lied der Schöpfung. 5. Auflage. Gebunden 5 Mark.

Das Wunder. 6. Auflage. Gebunden 1 Mark 50 Pfg.

Das erste Blatt der Bibel. Geschenkausgabe gebunden 1 Mark 50 Pfg. Traktatausgabe 30 Pfg.



Gedruckt in Stuttgart
bei J. F. Steinkopf.

I.

Unbekannte Welten.

„Wir sind von gestern her
und wissen nichts.“ Hiob 8, 9.

inst saß ich an einem heißen Sommertag im Freien und dachte über manche Rätsel des Lebens nach. Da gingen auf dem Querbalken des Zaunes mir gegenüber zwei winzige Insekten an einander vorbei; das eine ein grüner, dicker Phlegmatiker, das andere ein flinkes, schwarzes Käferchen. Der erste stutzt, bewegt seine Fühler hin und her — offenbar ein Apparat für drahtlose Telegraphie — aber der andere wirft ihm nur einen Blick zu und eilt geschäftig weiter. Was haben beide gedacht? Warum blieb der eine einen Augenblick stehen? War es Erstaunen, Neugierde, Wohlwollen? Wollte er dem anderen etwas sagen und in welcher Sprache? Und der andere schwarze, hartgepanzerte, besann er sich eine Sekunde lang, ob er sich auf den Entgegenkommenden stürzen, ihn erwürgen und sich satt daran fressen wollte? Aber er eilte vorbei. Welche Überlegung, welche Gründe, welche Absichten, welche Wünsche trieben ihn weiter? Welchen Zielen eilte er zu? In diesem Gehirnen entstand

also ein Erkennen, daraufhin ein starkes Wollen, ein Streben nach einem Ziel? — Dann sah ich eine rote Ameise an einer schwarzen friedlich vorbeigehen. Ihr Freund und langjähriger Beobachter, Sir W. Lubbock (jetzt Lord Avebury), hält sie ja für die intelligentesten aller Tiere, über Hund und Elefant erhaben und uns Menschen mit ihrem Tausendstel eines Gramms Gehirn am nächsten stehend. (Wie fein mag dies kaum sichtbare Körnchen Stoff organisiert sein, mit Tausenden von Zellen und Nerven?) Wie, wenn die Ameise davon, wie wir, 1300000mal mehr hätte? Denn, sagen ja Häckel und Genossen, es kommt lediglich auf das Hirnquantum an. Auch schlägt in ihrer kleinen Brust ein winziges — wie groß ist noch nicht festgestellt — teilnehmendes Herzchen; denn Sir Lubbock beobachtete, wie Ameisen eine verkrüppelte Genossin fünf Monate lang fütterten, und wie eine bei dem Versuch ertrank, eine andere ins Wasser gefallene zu retten. Nun, eine rote und eine schwarze Ameise haben, wie es scheint, persönlich nichts gegen einander. Erst wenn zwei Staaten, ein schwarzer und ein roter, einander zu nahe rücken, — denn die Welt ist auch für Ameisen zu klein — entstehen kollidierende Staatsinteressen, politische Fragen, Patriotismus, Krieg. Dann tobt in den Herzen Kampfeslust und Kampfesmut, Todesverachtung, glühender Rassenhaß; und zu Hunderten zerreißen sie einander in der mörderischen Schlacht. Wie ist der Haß in diesem mikroskopischen Herzchen beschaffen? Ist er auch dort eine ägende,

zerfressende Säure; auch mit Rachedurst gepaart? mit einem Sinnen darüber, wie man dem Gehäßten Schaden könnte? Oder mit einem Brüten und Aufheben des Zorns in einem Winkeln des Herzens auf lange Zeit hinaus, wie ein Hund nach Jahren wütend den Mann anfällt, der ihm einst einen Stein nachwarf?

Wie Moosblätter oder Sandkörner von uns nichtig geachtet, laufen, fliegen, kriechen, schwimmen unzählige Millionen, eine Welt von lebenden Wesen, um uns herum; fühlen, wollen, fürchten, lieben, hassen. Die Welt ergreifen sie mit anderen Sinnen; sie ist ihnen eine andere als uns; sie spiegelt sich anders in ihrem Hirn. Uns haben sie noch nie gesehen; vielleicht je und je wie niederstürzende, alles zerdrückende Felsblöcke unsere Stiefelsohlen, oder wie weiche Fleischmassen unsere Füße. Aber was sind wir ihnen? Noch weniger als sie uns. Über 200000 Insektenarten soll es geben. Von ihrem so mannigfaltigen Leben merken wir in unsern kalten Ländern wenig. Im Tropenwald Afrikas und Brasiliens, in Indien und auf den Antillen aber, wo in glühender Hitze von seltsamen Blüten betäubende Wohlgerüche aufsteigen, da hausen und freuen sich ihres Lebens der große Herkuleskäfer mit gewaltiger Frontkralle, der schöne Goliath, der getigerte dornige Riesensägebock, der Langarm mit handlangen Borderfüßen. An vermoderten Stämmen, von Lianen und Orchideen überwuchert, glitzern der Juwelenkäfer, der smaragdgrüne Prachtkäfer, der schön leuchtende Laternenträger Surinams; dazu groteske Gestalten: die

große Stabschrecke, das wandelnde Blatt, die Gottesanbeterin. Eine Welt, wenn man sich in ihre Betrachtung versenkt, wimmelnd von schrecklichen Ungeheuern, die einen in feinziselierten oder schuppigen Panzern, wie nie ein Ritter so schöne trug, oder ihre dornige Haut wie ein ragender Speerwald, mit furchtbaren Beißzangen und Zähnen bewaffnet, mit langen Fühlern wie schlanke Tannen; andere mit Rubinen und Diamanten besät, königlich blizend in der tropischen Sonnenglut; viele wie aus Metall gegossen; Kriegsmaschinen aus blauem Stahl oder aus Bronze und Gold; andere noch mit zartgefiederten, gazeartigen und doch fast unzerreißbaren Flügeln, mit Augen aus Tausenden von granatroten oder grünlich schillernden Linsen künstlich zusammengesetzt. Sie kennen in ihrem zweckmäßigen Tun weder Irrtum noch Zweifel, sorgen aufs beste, wie im zweiten Gesicht die Zukunft erschauend, für ihre von ihnen ganz verschiedene Nachkommenschaft. Sie sehen Sturm und Kälte, Sommer und Winter voraus, erkennen beim ersten Anblick, ja wittern von fern ihre Feinde und ebenso, beruhigt, die Wesen, die ihnen nicht schaden können, eine Intuition und zarte Empfindung dieser stummen Wesen, die, selbst wenn auch traumartig, doch die von Tausenderlei verwirrte des Menschen überragt! Über die ganze Erde verbreitet, haufen sie in Baum und Wald, unter Moos und Rinde, im Schlamm und heißen Sand, im Teich und in den Lüften, mordgierig, furchtbar im blinden Zorn, finster brütend, oder stolz in ihrer Kraft; denn

die Ameise ist stärker als der Löwe, der Maikäfer als der Elefant, und die Schnaße als der Adler; ja, ein Käfer (*Aphodius fossor*) kann das 1750fache seines Gewichtes bewegen (Kensler, „Die Natur“ 1907). So laßt jedes Mücklein unserer Luftschiffe, jeder Schwimmkäfer unserer unterseeischen Boote, und wollten wir es der weißen Ameise in Afrika gleichmachen, deren Bauten im Verhältnis zu ihrer Größe 11mal höher sind als die große Pyramide, so müßten wir uns Tausende von Wohnhäusern bauen, je über 2000 Meter hoch, höher als der Vesuv und der Rigi! Auch von einem dreifachen Leben als Larve, Puppe, Käfer, unter den verschiedensten Bedingungen, wissen diese Geschöpfe, kriechen träg im trüben Schlamm, um dann lang zu schlummern, und zu neuem Leben erwacht, prächtig beflügelt im Sonnenschein umherzurasen. Welche reiche Lebenserfahrungen, und wie verändert sich bei so gänzlich verschiedenem Körper auch die Seele?

Ja, haben denn diese uns so klein erscheinenden, von uns kaum oder nicht beachteten Wesen auch eine Seele, ein unsichtbares Lebensprinzip, ein geistiges Etwas, das ihnen nicht nur Lebenskraft, sondern Charakter und Individualität verleiht? Woher sonst ihre so originellen, individuellen und charaktervollen Formen? Wie verschieden aber müssen diese Seelen sein! Was hat die des Schmetterlings mit der des Regenwurms gemein? Was für einen Traum des Stoffs und des Geistes träumen alle diese Wesen? Welche Ahnung einer über ihnen stehenden Welt bewegt sie, welches

Sehnen nach oben, das schon im Wachsen des Kristalls und der Pflanze sich ausspricht? Welche Trauer, welches Leid der Kreatur lastet auf ihnen? „Alles Erschaffene seufzt!“ sagte schon der Römer. Von diesem Seufzen spricht der Apostel ein großes Wort: „Die ganze Schöpfung zusammen seufzt und liegt in Geburtswehen bis jetzt.“ Auch hier schauen wir in uns unbekannte Reiche.

Warum diese Insektenwelt? Schafft Gott etwas umsonst? Warum 200000 Arten verschiedener Seelen; denn wozu sonst die Art? Also 200000 Weltanschauungen, — mögen unsere Unwissenheit und unser Hochmut sie noch so gering achten. Warum nicht bloß 20000 oder 2000? Mußte es so sein? Wäre die Welt schlechter, die Schöpfung unvollkommener, wenn sie nicht wären? Wozu sind sie da? Und haben diese Millionen Jahrtausende auf Erden gelebt und sind vergangen, was bleibt von ihrem Dasein für die Nonen der Nonen? — Sie sind uns eine unbekannte Welt.

Ist uns die Pflanze, der Baum, bekannter? Auch hier dunkle Rätsel, große Mysterien des Seins und des Werdens. Wir wandeln unter diesen Gewächsen wie einst Adam unter dem Baum des Lebens, von dem er nicht essen durfte (1. Mose 3, 22).

Ein merkwürdiges Ding ist diese Pflanze, edler als das Tier, wie auch Brot und Wein höchste Symbole der Kirche Christi sind. Wie Gott Adam aufgab, den Garten Eden zu bebauen, so ist immer noch der größte Teil der Menschheit mit der Pflege der Pflanze

beschäftigt. Ein wunderbares Wesen, das (nach De Candoile) in 200000 Arten die Erde mit Schönheit kleidet. In Finsternis geboren, streckt diese Pflanze in die Nacht des Erdbodens zarte und doch starke Fühler, sucht tastend nach der Nahrung, die ihrem individuellen Geschmack zusagt; denn die eine liebt einen Boden und Stoffe, bei denen eine andere erkrankt und stirbt. Diese Stoffe nimmt sie mit an das Licht, bildet daraus lebendige, auch in ihrer Hülle und Verpackung schöne, originelle Früchte, und oft in einem Jahr Tausende von keim- und lebenskräftigen Kindern. Ein geheimnisvolles Laboratorium ist dieses Geschöpf Gottes, welches alljährlich viele tausend Millionen Zentner Nahrung für die Menschheit verfertigt und Millionen Kilometer Baumwollfäden, Leinen- und Hanffasern für sie spinnt. Es lebt von zwei schönen Dingen, von dem in seiner Milde, Reinheit und Kraft wunderbaren Wasser und von dem noch schöneren Lichtstrahl. In ihrer Kraft nimmt die Pflanze Erde, Humus, verwittertes Gestein und macht daraus Korn, Öl, Wein, duftende Früchte, tötende Gifte, kräftige Essenzen, von denen wir nur die wenigsten kennen.

Was wächst da am Weg? Ein Unkraut, sagst du verächtlich. Ich meine, es ist ein Wunder Gottes. Es birgt in sich das große Mysterium: Leben, die Kraft von oben; es enthält Wunder der Form und der Schönheit, eine kleine Welt der Chemie, der Physik, der Hydraulik, der Mechanik. Könnten wir hineinsehen, wie es sich selber die zur Zirkulation seines Bluts

nötigen Treppen- und Spiralgefäße, Lüpfel und Poren macht, und wie in diesen die Säfte destilliert, vermischt, chemisch verbunden, durch milde Sonnenwärme gekocht werden! Schon der architektonische Bau der Pflanze, des Baums, dessen Grundformel ein einfaches Zahlverhältnis, wie in der Sonnenblume und in den Tannenzapfen schön zu sehen, ist ein Meisterstück der Eleganz und zugleich der Zweckmäßigkeit. Wie geschmackvoll die verschiedenen Blattformen, und unter dem Mikroskop ein Stieldurchschnitt des Adlersfarns oder der Klematis; wie elegant die, ungeheure Leichtigkeit mit größter Elastizität und Spannkraft verbindenden Sternzellen der Winse, damit diese Pflanze im Wasser schwimme und doch dem Sturmwind troge! Wie schön unter Vergrößerung die gerippten oder stachelichten, goldenen, blauen, schneeweißen lebendigen Pollenkörner; für Infusorien wären sie große duftende Weltkörper, Asteroïden, von geflügelten oder gepanzerten Riesen, die wir Käfer, Schmetterlinge nennen, davon, in den Weltraum geschleppt! Denn Insekten und Pflanzen, Schmetterling und Blume, Biene und Blüte gehören zusammen. Gibt es an Form und Farbe Schöneres als bei zehnmaliger Vergrößerung den Rosenkäfer (*Cetonia*) auf dunkelpurpurner Rose?

Am dritten Schöpfungstag befahl Gott, daß die Pflanze ihren Samen bei sich habe. Auch ein Unbegreifliches! Ein Samenkorn enthält nur etwas Mehl, Eiweiß, und doch ist darin das Gesetz der Pflanze und die Kraft ihres Daseins enthalten; die eine muß rot

blühen und lieber vergehen, als sich nach rechts winden, und nach einem Jahr soll sie sterben. Eine andere darf nur weiß blühen und lange Jahre leben, die kleine Erika Jahrhunderte hindurch, und die unscheinbaren, der Polarkälte und der Saharahitze gleich trogenden grau-gelben Flechten auf Felsen sollen oft mehr Jahrtausende zählen als der riesige Mammutbaum Kaliforniens; haben Weltreiche und Völker überlebt. Dies, und dazu der Bau, das Aussehen, die Symmetrie, der Habitus, die Blüte und Frucht der zukünftigen Pflanze, ihre Lebensgeschichte und ihre Schönheit, ist in dem kleinen Samen, diesem bißchen Mehl, unwiderruflich von der Hand des Schöpfers geschrieben. Welcher Mensch kann es lesen? Ein zähes Leben hat dieser Same. Ein Urenkel Linnés findet nach 100 Jahren in seinem Herbarium getrocknete Moose; aber ihre Sporen leben immer noch ihr Traumleben, und werden sie gepflanzt, so wachsen daraus frische Moose. Und auch monatelang in luftleeren Röhren eingeschlossene Samen — hätten also, bemerkt Dr. Bölsche, ebensolang auf dem luftleeren Mond sein können — wachten wieder auf und keimten noch.

Auch das Wachstum der Pflanze ist ein Rätsel. Warum wächst der Stengel, der Stamm nach oben und strebt nach Licht und die Wurzel nach unten und sucht Finsternis — hier schon die zwei Prinzipien der Schöpfung — und doch bestehen beide aus denselben Zellen? (Die bekannten Versuche mit Schwungrad und Belichtung stellen Tatsachen fest, aber erklären sie

nicht.) Woher weiß der Halm, daß er nach bestimmten Zwischenräumen wieder einen harten Knoten zur Festigkeit und zum Zusammenhang um sich ziehen muß, und die Rose, daß sie jetzt an dem und dem Platz, statt grünen Blättern, aus demselben Saft farbbige, duftende Blumenblätter, Staubfäden und Griffel bilden soll?

Die Pflanze, das Kind der Sonne, gehorcht lebenslang ihrer Mutter und Königin, wendet sich ihr schauend zu, öffnet ihr freudig Blätter und Blumenfeld und verschließt sie bei Nacht oder oft schon, wenn nur eine Wolke ihr das lebenspendende Antlitz verdeckt. Wunderbar, daß auf Erden die Blume die Umdrehungen der Himmelskörper abbildet und nachahmt. So steigt die Lotosblume Chinas morgens aus dem Wasser und schaut nach Osten; nachmittags gegen 6 Uhr verschwindet sie, nach Westen schauend, unter dem Wasser wieder. Chinesen haben Blumenuhren, welche die Stunden von 2 Uhr nach Mitternacht bis 8 Uhr abends angeben. Im großen, kreisförmigen Beet bilden 18 Blumenarten je eine Stundenzahl, auf die von der Mitte aus ein sich bewegender Zeiger hinweist. Um 2 Uhr morgens geht die Morning Glory auf, um 12 Uhr die Passionsblume; um 8 Uhr abends macht *Solanum nigrum* mit stark duftender Blume den Schluß. Nur 1 Uhr fehlt, da wir noch keine Blumen kennen, die um 1 Uhr nachmittags blühen. Wie geheimnisvoll, daß die eine Blume um 6 Uhr morgens aufgeht, die andere erst um 7 Uhr

abends, und die Königin der Nacht nur um 1 Uhr nach Mitternacht blüht! Wo liegen in der Pflanze die Organe, die Sinne, die Empfänglichkeit, womit sie die Sonnenhöhe und auch bei Nacht die Sonnenlage fühlt, und wie übt der Sonnenwinkel eine solche Wirkung auf sie aus? Ebenso unverständlich ist es, woher der Baum die Zeit des Jahres erkennt und weiß, nachdem er im Frühjahr Blätter getrieben, daß er im Sommer aus demselben Saft Blüten und darauf Früchte machen soll. Selbstverständlich ist das nicht, und mancher Botaniker hat darüber nachgedacht. Was sollen wir uns denken, wenn wir sehen, daß der Krokus bei trübem Wetter seine Blumen schließt, damit Regenwasser ihm nicht seine Pollenkörner verderbe, oder die Bohne und der Eukalyptus bei großer Sonnenhize ihre Blätter senkrecht gegen die Sonnenstrahlen stellen, um nicht so sehr zu „schwitzen“; oder wenn am Kongo ein aus einer Felsenspalte wachsender Ficus eine völlig geradlinige, zwölf Meter lange Wurzel nach dem Fluß hinauschießt, um sich Wasser zu holen! (Kommandant Lemaire.) Aus welchem materiellen Teilchen besteht der Duft? wie sollen wir uns die verschiedenen Ströme von Wohlgerüchen vorstellen, womit die Rose, die Nelke ihre Umgebung erfüllen?

Unzählige Rätsel bietet die Pflanze. Freilich nur dem Denkenden; denn dem Duzendmenschen ist ja alles „ganz einfach und natürlich!“ und die ganze Natur eine Nürnberger Arche Noahs mit hölzernen Männchen, vielen Tierlein und kleinen grünen Bäumen. Das

größte Rätsel aber sind die zwei in den Gewächsen sich offenbarenden Prinzipien des Guten und des Bösen; eine Erbschaft vom Baum dieser Erkenntnis im Paradies? Im Wald wachsen nebeneinander Himbeere und Tollkirsche. Durch welche Kraft und Individualität schafft die eine aus Walderde süße Frucht, und die andere betäubendes Gift? Welche Prinzipien und Kräfte beleben einen Satansbolet, von dem ein haselnußgroßes Stückerl der Seele unter großen Leiden die Besinnung raubt und sie von der Erde weg in die Ewigkeit versetzt! Die Individualität ist bei der Pflanze so unergründlich wie bei dem Menschen. Empfindet auch die Pflanze, die Blume wie ein fernes Echo das vom Menschen in die Welt eingeführte Leid und die Schuld? Ja, denn auch dieses stumme Geschöpf lebt, wird geboren, hungert und dürstet, atmet und schläft, sucht, strebt, kränkelt, altert und stirbt. Auch es wird durchweht von dem großen „sehnstüchtigen Harren der Kreatur“. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen.“ Warum? Wie steht diese Pflanze zu ihrem Schöpfer? Wie sieht Er sie? Aber wir glauben zu wenig, daß Gott ein vollkommenes, unendliches Verständnis hat für das ganze Leben eines jeden seiner Geschöpfe und daß Er sich jedes Werks seiner Hände freut. Ihm und seinen Engeln prangen und duften alljährlich in den unzugänglichen, ländergroßen Sümpfen des weißen Nil und des Bahr el Gazal Millionen und Millionen herrlicher, weiß- und rosafarbiger Lotosblumen. Ihm blühen in den eisigen

Polareinöden „teppichartige Blumenbeete aus vielen Arten von Blumen zusammengewirkt, wie selbst die Tropensonne sie kaum so schön erzeugt“. (Seuglin.) Ihm wachsen in den Meerestiefen die große Prärien bildenden Glasschwämme und zierliche, prächtig gefärbte Algen. Ihm lebt und rauscht im Sturm in ihrer Pracht und Kraft die riesige Himalajazeder an Abgründen und auf Felsenplateaux, die nie ein Mensch betrat. Er verspricht für die Zeiten der Erquickung seinem Volk, „Zedern in die Wüste zu setzen, Akazien Myrrhen und Olivenbäume, Zypressen, Platanen und Scherbinzedern in die Steppe zu pflanzen, damit sie sehen, daß die Hand Jehovas dies getan“ (Jes. 41, 19). Wie hat Er diese Erde überall mit der Pflanze bekleidet! Im ewigen Schnee wächst der *Protococcus nivalis*, und in den versengten Steinwüsten des Namalandes streckt die *Welwitschia Mirabilis* ohne Stiel um ihre große Blume herum 10—12 Fuß lange, lederartige Blätter aus! Wo es viel regnet, sorgt die Pflanze durch Vergrößerung der Blattsächer für gehörige Verdunstung; wo Dürre herrscht, treibt sie spärliche, harte, wenig Wasser ausgebende Blätter, oder verwandelt sie in Dornen, mischt Verdunstung hindernde Natriumsalze mit ihrem Saft, umgibt sich mit wasserdichter Haut, und sammelt in ausgedehntem Wurzelwerk Wasservorrat. So soll auf den regenlosen Hochebenen Perus ein Kaktus sechstausendmal weniger Wasser verdunsten als bei uns eine Schlingpflanze von gleichem Gewicht.

Was hat Gott alles mit dieser Welt der Pflanze uns gesagt? Wohl ernährt und kleidet sie die Menschheit und die Blume erfreut die Armen und das Kind; aber wie überall die Schöpfung uns von Gott zum Lehrbuch gegeben, so ist es ihre geistige Gabe, daß, wie an der Sprache zu erkennen, sie uns die Begriffe von Wurzel und Stamm und Ast, von Blatt und Rinde, von Blüte und Frucht aufschließt. Ohne sie fehlten uns diese „fruchtbaren“ Ideen.

Wie auch geistig schön ist ein alter Baumriese, der seine gewaltigen gewundenen Arme bittend nach oben streckt. Hat viele Jahrhunderte schweigend geduldet; hat viele lange, kalte Winternächte, viele heiße Sommertage und ihre Gewitter durchgemacht, geduldig die Dürre und den Plazregen, den Sonnenschein und den Nebel von oben angenommen und gelassen seine Pflicht getan. Hat jedes Jahr Hunderttausende von Blättern getrieben und Menschen und Vieh Schutz und Schatten geboten; hat jedes Jahr Tausende von lindernden Blüten erzeugt, von Früchten, Eicheln oder Bucheckern zu seinen Füßen geschüttelt, wer will sie? War einst jung, in jedem Lüftchen hin und her schwankend, steht nun in Sturm und Gewitter groß, unerschütterlich da, hebt wie in stummem Dank und Flehen und Sehnen die Arme gen Himmel empor und harret klaglos und würdig der weiteren Jahre und des einstigen Endes. Ein edles Vorbild! „Eichen von Basan“, „Zedern des Libanon“ nennt die Bibel die Männer Gottes. — Als ich aber an einem geringen Unkräutchen unter dem

Mikroskop denselben kunstvollen Bau, dieselbe Schönheit und Zartheit, dieselben goldenen, lebenden Pollenkörner fand wie bei der schönsten Rose oder der seltensten Orchidee, wurde es mir klar, daß vor dem göttlichen Auge die Seele des lallenden alten Bettlers oder die des beschränkten Weibleins, das auf der Straße Dung sammelt, in ihrem inneren Bau, in ihrem Denken und Leben so schön und wunderbar und gesetz- und zweckmäßig ist, wie diejenige des mit Recht oder Unrecht in der Welt oder in der Kirche bewunderten Mannes.

Gott liebt die Pflanze. Er selber „pflanzte einen Garten in Eden und ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume lieblich zum Ansehen und gut zur Speise“. Einst wird Er auf der neuen Erde diese Bäume in einer von uns ungeahnten Schönheit ewig grünen, blühen und Früchte tragen lassen, und nicht mehr wird Er uns verwehren, vom Baum des Lebens zu essen (1. Mose 3, 24). Und doch, und so viel uns auch Gott mit der Pflanze geschenkt hat, bleiben uns hienieden die Gewächse eine verborgene unbekannte Welt, und im neuesten Prachtwerk über die Pflanze mit Tausenden von Beobachtungen und Tatsachen wiederholt doch immer wieder der gelehrte Verfasser R. Francé: „Wir verstehen die Pflanze nicht!“

Was ist da in der kleinen Schale? Ein wenig Wasser aus dem Teich mit etwas grünem Schleim. Betrachte einen Tropfen unter einem starken Objektiv. Eine schon oft beschriebene und abgebildete Welt! Im

Wald der schönen Spirogyren mit ihren smaragdenen Chlorophyllbändern tummelt und kugelt sich rastlos das gemeine, charakterlose Volk der stets ihre Gestalt verändernden Amöben; darunter das der schon vornehmen, träumenden Schiffchenalgen und Bakterien in kristallinen, feingerippten Gehäusen; durchsichtige Rädertierchen rudern auf Raub aus; vielleicht sitzen an der Alge rätselhafte Maiblumentierchen und zucken plötzlich nervös, wie von elektrischem Schlag getroffen zusammen auf dem Stiel, der bald spiralförmig gewunden erscheint, bald langsam sich wieder streckt. Und dazwischen führen die eleganten grünen Desmidiën unbekümmert ihr unschuldiges Dasein. Ein hübsches Bild. Sind das Pflanzen oder Tiere? oder keines von beiden? Wozu diese Wesen, diese Welt, neben der, in welcher wir leben? Unheimlich ergreift den Denker die Frage: Was ist das für ein Leben, was haufen da für Geister? Organismen nennen wir solche Dinge. Aber manche dieser Wesen haben keine Organe. Eine Amöbe ist nur ein Körnchen durchsichtiger Gallerte. Will sie Nahrung einnehmen, so bedarf sie dazu weder eines Mundes, noch eines Magens. An dem Punkt, wo sie die Beute berührt, bildet sich eine Vertiefung; das Tierchen oder die Alge wird hineingesogen, absorbiert; es zerschmilzt und verschwindet. Also die einfachste, man möchte sagen, zweckmäßigste Art des Fressens. Aber diese Wesen bewegen sich nicht nur; auch sie wollen, wählen unter vielen eine bestimmte Beute und verfolgen sie hartnäckig. So beschreibt R. Francé,

wie ein *Collodictyon triciliatum* Duzende von zarten, kleinen Wesen, die an ihm vorbeitrabbeln und schwimmen, beharrlich völlig unbeachtet läßt. Schwimmt aber eine ebenso große, ganz so gestaltete *Euglene* heran, so stürzt das *Collodictyon* hastig auf sie; sie biegt nach rechts, er auch, sie biegt nach links, auch da eilt er ihr nach und vollführt die zweckmäßigsten Bewegungen, um die Alge (?) festhalten und verschlingen zu können. „Was ist dies,“ ruft dieser Naturforscher aus, „wenn nicht bewußtes, zweckmäßiges Handeln?“ Vor welchen Problemen aber steht man alsdann? Kann man denken, wollen ohne Hirn, fühlen ohne Nerven, sehen ohne Augen? Wozu dann diese Organe bei höheren Wesen? Wie nimmt ein Stückchen Gallerte wahr und begehrt und sucht und genießt? — Eine dreifach unbekannte Welt des kleinsten Lebens, von dessen Existenz wir Jahrtausende lang nichts gewußt und die wir ohne das Mikroskop nicht einmal ahnten!

Und doch gibt es auf unserem Planeten dem Auge, dem Mikroskop und dem Teleskop noch schwerer zu erreichende Reiche. Es fahren auf prächtigem Dampfer und „Windhund des Ozeans“ im luxuriösen Salon amerikanische Millionäre, diamantengeschmückte Ladies und berühmte Sängerinnen; vornen im Zwischendeck heimatverlorene Auswanderer mit ihrer armen Habe, kummer- oder hoffnungsvoll; und mit stolzen Hoffnungen und bangen Befürchtungen befrachtet, durchfurcht rastlos das mächtige Schiff die Fluten. Aber welche Welten, an Formen überreich, an Zahlen unermeslich,

verbergen sich darunter? Myriaden von Fischen, Krabben, Seesternen und Seeigeln in dichten Fucuswäldern und unter 4000 Arten (Kützinger, 1849) von prächtigen grünen, gold- und purpurfarbigen Algen. Welch ein Dasein ist das der Korallen und Polypen, bei denen das Individuum sich in die Gemeinde, in den Staat verliert? Zierliche Blüten treibt zu Hunderten aus hübschem Kelch solche Fleischpflanze; die Blüten fallen ab, werden freischwimmend zu großen, schöngefärbten Medusen und bevölkern in Scharen die Gewässer. Aus ihrem Ei schlüpft ein Embryo, setzt sich fest und wird wieder zum Polyp. Wie kann ein individuelles Lebensprinzip zwei so verschiedene Existenzen durchmachen, ohne sich zu verlieren? Was treibt es dazu? Wir sprechen von einem „Traumleben“. Welche Träume träumt hier der Stoff, und mit welchen Kräften und leiblichen und seelischen Organen kann er träumen?

Anderer Rätsel bietet uns die unzählige Welt der Diatomeen. Hier hören Sinnen- und Bewegungsorgane auf, und das Leben nähert sich in seiner untersten Grenze den einfachsten Gestalten des Stoffs und des Kristalls. Als inneres Gerüste erzeugen sich diese mikroskopischen Stückchen Gallerte zierliche geometrische Formen, Quadrat und Kreis, Dreieck und Stab, gerippt, punktiert oder strahlenförmig mit geraden und krummen Linien verziert. Warum erwählt sich das eine das Dreieck und das andere den Kreis zur Offenbarung — wollen wir sagen — seiner Persönlichkeit?

In welcher Beziehung steht jede dieser Formen zum innersten Leben der einzelnen Art, wie beim Menschen die individuellen, nie sich verändernden Handlinien zu dem des Individuums? Doch noch tiefer verbergen die Meere andere Geheimnisse. Viele tausend Meter unter den Wogen, wo die Stürme der Oberfläche nicht mehr hindringen, in Reichen der Finsternis und des Schweigens, größer als ganz Europa, lebt eine Welt, die vom Menschen, seinem Hoffen und Fürchten, von seiner Zivilisation, vom Entstehen und Vergehen seiner Weltreiche nie etwas gewußt hat, nie etwas erfahren wird. In jenen lichtlosen, eiskalten, von dem enormen Wasserdruck belasteten Wassersichten ist, sprach vor Jahren dogmatisch unsere Wissenschaft, jedes Leben unmöglich. Aber mannigfaltiges, buntes Leben herrscht da drunten. Schon in Tiefen von tausend bis fünftausend Meter schwimmen bis zu drei Meter hohe Tierpflanzen (Gorgonen), die aus unzähligen Blüten vielfarbiges Licht sprühen, und Pennatulen, großen, grün und blau leuchtenden Straußfedern gleich; auch riesige Tintenfische, deren Feuerstrahlen der Seeforscher Verani mit Saphiren und Topasen vergleicht, und welche nach Belieben diese feenhaft beleuchtung plötzlich abstellen, wie man Gas oder elektrische Beleuchtung abdrehet, um wie kaum noch sichtbare Schatten lautlos weiter zu gleiten. Tiefer — in den Abgründen der Abyssalregion, die das Senkblei erst nach 9 Stunden erreicht — hausen groteske, schwarze Bestien wie Schatten des Hades; die einen fast nur

zähnefletschender Rachen mit spizigen Zähnen, andere wie lebendige Pfeile, andere eine große Bauchkugel mit kleinem Maul, leuchten hin und her mit farbigen Augen am Ende langer Hörner, verfolgen, verschlingen sich lautlos, ein geistiges Bild von Geschöpfen ohne Sonne, im eigenen Licht nur leuchtend. Hier ist nicht, wie man in dieser ewig kalten Nacht erwarten würde, ein eintöniges, träges, kaum noch träumendes Leben. Das scharfe Gebiß, das oft ungeheure Maul, das bald dumm, bald tückisch glogende Auge, die ganze unheimliche Figur spricht von bewußter grimmiger, bissiger Bosheit, von einer Existenz, die lauert, frißt, zermalmt und zerstört. Hat Gott einst in jenen seines Lichts verlustigen Tiefen den Fürsten der Finsternis erlaubt, auch etwas zu schaffen, Träume der Hölle zu verwirklichen und diese stummen, liebelosen Larven zu beleben? (Offenb. 9, 3—11; 16, 13). Die allerwenigsten und nur die kleinsten können wir mit unsern Apparaten an die Oberfläche ziehen. Welche anderen Angeheuer mögen noch dort unten wohnen, die ebensowenig jemals an die Oberfläche der Ozeane kommen, wie unsere Elefanten oder Nilpferde oder wir selber an die Oberfläche des Luftmeeres, auf dessen Grunde wir wohnen? Verbirgt sich dort die „gerade und die krumme Schlange und der Drache“ (Jes. 27, 1, Grundtext) im Meer, „die das starke Schwert Gottes im Gericht treffen wird?“ (Siehe auch Amos 9, 3); wie die Hebräer unter „Rahab“ (Hiob 2, 6, 13, Psalm 89, 10, 11) ein dämonisches

Seeungeheuer verstanden. Unerkannt ist uns, seit wann und wozu diese Wesen geschaffen, unbekannt ihre Zahl und Lebensdauer und die Geseze und Ziele ihrer Existenz und ihres Tuns; und so viel nur ist gewiß: da unten lebt eine Welt, die nicht für uns da ist, und für die wir nicht da sind. Abgründe der Nacht!

Und noch tiefer liegt das große Erdinnere. Diese Erde, einst eine blendende, jetzt eine überkrustete Sonne, deren dünne, kalte Rinde wir wie Ameisen bewohnen, scheint innerlich noch eine heißflüssige Feuerwelt zu sein, mit über 1000 Milliarden, sage: tausendmal tausend Millionen Kubikkilometer Inhalt! Physiker berechnen, daß im Mittelpunkt eine Hitze von über 100000 Grad (nach A. Maury sogar von 200000 Grad) bei einem Druck von Millionen von Atmosphären herrsche. Zwar soll nach einer neueren Ansicht das Erdinnere kalt sein und Vulkane und Erdbeben nur lokale, durch Einsickern von Meerwasser verursachte Erscheinungen. Aber es sprechen dagegen die überall rasch zunehmende Temperatur nach der Tiefe hin, die gleichmäßige Beschaffenheit der Laven, die Verbindung sehr entfernter Vulkane und die langsame Hebung oder Senkung ganzer Länder, so Südamerikas und Skandinaviens. Nicht alle Vulkane sind nahe am Meer, sondern im Innern Afrikas und in der Mandschurei bis zu 1200 Kilometer vom Meer entfernt; Erdbeben treten häufig auf in der Mitte der Kontinente, so in der ungarischen Ebene und besonders in Zentralasien, wie das furchtbare Erdbeben vom 21. Oktober 1907,

welches das russische Turkestan und den Khanat von Bucharien verheerte. Neuerdings schließen die französischen Astronomen Puisseux und Loéwy, Direktor des Pariser Observatoriums, aus Beobachtungen am Mond, daß auch er noch innerlich heißflüssig ist mit nur dünner Rinde, und daß die Erde es noch lang bleiben wird. (Bulletin de la Soc. astron. 1907 S. 209). Wir kennen das ungeheure Erdinnere nicht, noch seine Stoffe, noch ihre Zustände, und wissen nicht einmal, was nur hundert Kilometer unter unseren Füßen ist. Wahrscheinlich ein Ozean von glühender Lava, und höher hinauf Seen von siedendem Wasser, gewaltige Höhlen, bei deren Zusammenbruch die Erde bebt, unterirdische Schluchten, darin Paläste von Edelfsteinen, von kristallisierten Metall- und anderen Dämpfen langsam durch die Jahrtausende wachsen. Unter uns tobt und erbebt eine unbekannte, nie zu erforschende Welt. Und Finsternis bedeckt die Tiefe.

Steigen wir von den letzten und einfachsten Organismen ins Reich der Kristalle hinab. Hier herrscht strengste Ordnung, eiserne Zucht, und kein Individuum darf seinen Platz um ein Millionstel eines Millimeters verlassen. Wohl ist es dem Kalkspat gestattet, in zweihundert verschiedenen Formen zu kristallisieren; niemals aber wie Gold in einer des regulären Systems; in den zierlichsten Formen der Schneesterne und der Eisblumen darf das Wasser sich ergehen, aber unbittlich beherrscht sie alle die Grundzahl sechs. Welche verborgenen Gesetze, Kräfte, Formen in dem Glas

Wasser, das wir austrinken! Sieht man unter dem Mikroskop dem Anschließen der Kristalle zu, so beim Maun z. B., so läuft plötzlich von einem Zentralatom oder Molekül die Kraft und das Kommandowort aus, und wie Regimenter und ganze Armeekorps auf weiter Ebene, treten tausend Billionen von Atomen in Reih und Glied und bilden mit mathematischer Präzision geradlinig aufgestellte Heere. Von einzelnen Zentren aber geht eine mächtigere Kraft aus, die alle Moleküle in der Nähe bezwingt, herzieht und zu einem gewaltigen, schön geschliffenen Felsblock aufbaut. Ringsum entsteht Leere und man glaubt Soldaten zu sehen, die in respektvoller Entfernung den Feldherrn umgeben.

So stehen wir immer ratloser, unwissender vor dem Leben des Stoffs. Daß ein Käfer, eine Raupe wollte, suchte, fühlte, das dünkte uns noch „natürlich“, wie wir von Erscheinungen sagen, die wir zwar nicht verstehen, aber täglich zu sehen gewohnt sind. Aber chemische Wahlverwandtschaft, Reaktion, Verbindung von Atomen? Ein Atom, also ein Stoffliches von bestimmter Größe und doch unteilbar! Ein absolutes und letztes Eins und doch durch mehrere Eigenschaften von einem andern eben solchen verschieden! Inwiefern, wie, warum ist ein Atom Gold nicht ein Atom Eisen? Also schon hier in diesen Anfängen und Tiefen der Schöpfung die Persönlichkeit? Anders gesagt: Im Zentrum eines jeden Atoms ist eine verschiedene göttliche Kraft. Und diese unteilbaren, unveränderlichen Wesen sollen sich „verbinden“? Wie? Und sie suchen

und fliehen einander, stürzen gierig auf gewisse Atome los, lassen andere gleichgültig stehen; zersprengen mit Wut, alles ringsum zerstörend, mit gewaltigen, unheimlichen Dampf- oder Benzin-, Pulver-, Dynamit-, Nitroglyzerin-, Melinit-Explosionen ihre Fesseln! Sollen, ohne sich im geringsten zu ändern noch größer oder kleiner zu werden, durch ihre bloße Annäherung andere Eigenschaften bekommen und ganz verschiedene Körper bilden, bald furchtbare Gifte, bald indifferente Stoffe! Da hört das Begreifen auf, und Erklärungsversuche werden zu bloßen, expreß fabrizierten Worten. Sagen wir ehrlich: Diese Vorgänge sind unvorstellbar.

Doch was reden wir noch von Molekülen und Atomen? Sie sind nicht mehr das letzte Wort der Chemie. Als Vermächtnis des 19. Jahrhunderts haben wir das Radium und die revolutionäre Theorie der Elektronen, der Ionen und der radioaktiven Tätigkeit des Stoffs bekommen.

Folgende Angaben darüber entnehmen wir einem Aufsatz in der bekannten Revue des Deux Mondes, Januar 1904.

Nach den Untersuchungen über die Gase von J. Perrin, J. J. Thomson und von anderen Physikern ist das Atom eine mit positiver Elektrizität geladene Sonne, um die viel kleinere Ionen als negative Planeten mit rasender Geschwindigkeit kreisen. „Ein Molekül,“ sagt Dr. Wilhelm Meyer, „und selbst ein chemisches Atom ist uns jetzt ein kompliziertes Sonnensystem mit oft Tausenden von Planeten.“ Die Dauer

des Umlaufs seiner Ionen um ein Atom Aluminium oder das Jahr eines solchen Planetchens hat J. Perrin auf ein Quadrillionstel einer Sekunde berechnet. Von radioaktiven Stoffen werden solche Ionen fortwährend zu Billionen mit der Geschwindigkeit des Lichts (300000 Kilometer in der Sekunde!) in den Raum geschleudert. Was ihre Größe betrifft, so sollen sie sich zu einem mit bloßem Auge unsichtbaren Bazillus verhalten wie der Bazillus zur ganzen tausend mal tausend Millionen Kubikkilometer enthaltenden Erde! Kolossal sind dagegen die Moleküle; sie verhalten sich nach Lord Kelvin in einer kopfgroßen Metallkugel zu dieser wie feine Schrotkörner zur Erdmasse. Doch würden erst 3000 Quadrillionen solcher Moleküle einen Kubikmillimeter ausfüllen; und Chemiker nehmen jetzt mehrfach an, daß 288 Quadrillionen Moleküle Wasserstoff ein Milligramm wägen. Solche Abgründe des Kleinen eröffnet uns die fortschreitende Erforschung des Stoffs. Erforschung, nicht Verständnis; denn wissen wir jetzt, aus was diese geheimnisvollen Ionen bestehen, und was und woher die erschrecklichen Kräfte, welche sie beseelen? Nein. Werden es nie wissen! Größe Gottes, auch in der unsichtbar kleinen Materie, wer wird dich ergründen? Soviel ist sicher: diese von Atomen ausströmenden Kräfte oder Stoffteilchen üben erstaunliche Wirkungen auf organische und unorganische Körper aus, zerstören Gewebe und erzeugen schwer zu heilende Brandwunden, obgleich selber nicht warm und „chemisch durchaus harmloser Natur“. „Völlig uner-

Härlich," sagt Dr. Köhner, (Zeitschrift für angewandte Chemie, 11. Nov. 1902) „ist diese permanente Erzeugung neuer Mengen Kraft und Stoff aus einem bekannten chemisch einheitlichen Körper, aus einem sogenannten Element." Atome können sich zu andern Stoffen entwickeln. Also, allerdings erst in ungezählten Millionen von Jahren, aus andern Elementen eine total andere, völlig undenkbare, absolut unvorstellbare Schöpfung.

Zum Teil auf die Arbeiten der deutschen Gelehrten Elster und Geitel, welche glauben, das Kupferatom zerlegt zu haben, gründen die bekannten englischen Physiker Rutherford und Sir William Ramsay eine großartige und erschreckende Auffassung der jetzigen Natur. Einst, sagen sie, vor vielleicht 300000 Millionen Jahren, hat „eine ganz ungeheure Energie kleine Massen von Äther gebunden und koaguliert" und daraus das Atom gebildet, — also einen Weltkomplex aus Milliarden von Ionen — und aus diesen Atomen das jetzige Weltall erbaut. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Jetzt fängt der Ruin der Welterschöpfung an. Die Atome bröckeln ab, zerlegen, verkleinern sich, indem sie fortwährend Milliarden von Teilchen hinausichleudern. Haben sie sich also endlich aufgelöst, so wird alles wieder zum reinen Äther und das jetzige Weltall hat zu sein aufgehört. — „Himmel und Erde werden vergehen."

So wächst vor uns, je näher wir demselben treten, immer kolossaler, nebelhafter, unheimlicher die Gestalt

des verhüllten Riesen: Stoff. Wir dürfen ihn gebrauchen, mit ihm spielen, ihn wie Wachs durch alle uns bekannten Kräfte gestalten, umgießen, für unsere Zwecke mischen, verbinden, flüssig machen oder härten und beliebig umwandeln, aber nicht an ihn in seiner Urgestalt herantreten. Da ist er unsichtbar, unerreichbar und unverleglich, und niemals werden wir mit allen unsern Apparaten und Maschinen ein Urtheilchen des Stoffs sehen oder verändern. Das hat sich Gott zum Unterschied zwischen dem Schöpfer des Stoffs und dem Geschöpfe aus Stoff vorbehalten.

Hier öffnen sich vor dem Denkenden große Fragen über die Verbindung von Geist und Stoff. Es gehört zur Sklaverei des irdischen Lebens, daß unsere Seele an ihren Hirnstoff derart gebunden ist, daß sie mit ihm denkt und nur sehr langsam denken kann, und höchstens zehn Gedanken (so zehn Zahlen) in der Sekunde aufsaßt, was freilich von Gott so gewollt ist, damit sie mit der sie umgebenden Schöpfung Schritt halte. Kindische Redensart ist der „blichschnelle Gedanke“, und diejenigen, welche glauben, sich in Gedanken plötzlich nach China oder auf den Mond zu versetzen, mögen uns doch erzählen, wie es dort aussieht. Könnten wir mit Ionengeschwindigkeit denken und eine Quadrillion von Umdrehungen der Ionen in einer Sekunde überblicken und zählen, so würden wir auch in dieser Sekunde Jahrtausende erleben. Niemals aber wird ein Geschöpf wie Gott sagen können: „Bin ich ein Gott in der Nähe; bin ich nicht auch ein Gott in der Ferne?“

Erfülle ich nicht die Himmel und die Erde?“ und sich zeitlos überall hin versetzen. — Wie denkt die Seele vermittelt des Stoffs, und wie muß derselbe dazu „organisiert“ sein? Warum denke ich mit dem Kopf, und fühle und empfinde ich mit dem Herzen? Kann die Seele überhaupt ohne den Stoff denken? Muß sie nicht ihm Vorstellungen und Worte entlehnen, um ihr unaussprechliches Leben, ihre „Einsicht“, ihr „Begreifen“ auszudrücken? Und je mehr dieser stofflichen Bilder, desto „plastischer“ und „anschaulicher“ ihre Rede. Wie schnell, wie trefflich wird die Seele in und mit dem Leib der Auferstehung denken?

Was der Stoff ist, oder nur was der Unterschied zwischen Stoff und Geist, wird der Mensch auf Erden nie erkennen. Doch so viel von beiden: Der Stoff soll, wie an unserem Körper und seinen Sinnen, und an allen unsern Künsten zu sehen, zur sichtbaren und greifbaren Offenbarung des Geistes dienen, und der Geist soll ihn durchleuchten und durchgeistigen. Dazu hat Gott ihn einst erschaffen, wie den Geist, rein, heilig und ewig. Der jetzige gefesselte Zustand des Stoffs, der Gegensatz, der Widerspruch, der Kampf zwischen dem Stoff und dem Geist ist eine Folge des Abfalls Satans und nächst dem Schuldbewußtsein der Grund der Mühe und des Elends des irdischen Daseins; so vorzüglich in dem Zwiespalt zwischen Leib und Seele. (Wie seufzen darunter jahrelang Tausende von unheilbaren Kranken!) Gott aber war in Christo und hat „alle Dinge mit sich versöhnt“ (Kol. 1, 20 Grundtext).

Eine große Versöhnung von Stoff und Geist verheißt uns sein Wort und beschreibt sie am auferstandenen Leib Christi (Off. 1, 12, 16) und dem der Seligen (1. Kor. 15, 42—44) und am neuen Jerusalem und der neuen Erde. Da werden beide eine völlig harmonische göttliche Offenbarung bilden.

Rehren wir zur jetzigen Sichtbarkeit zurück.

Aus solchen allerkleinsten Teilen des Stoffs, aus Molekülen, Atomen und Ionen baut sich das unermessliche Weltall auf. Hängt ein Wassertropfen wie eine Tauperle am Grashalm, so gehen in ihm wunderbare Vorgänge der Gestaltung, der Adhäsion und der Rotation, der Spiegelung, der Schwere, des Lichts und der Wärme vor sich, und in jeder Sekunde verdampfen, also lösen sich von ihm, nach Gaudin, viele tausend Millionen von Atomen; also ein unfasslich rasch sich auflösendes Weltall, vor einem alles durchschauenden Gott vielleicht noch kolossaler als für uns unser Sonnensystem. Aber was ist vor Ihm groß? Ihm ist das Atom so wunderbar wie die Sonne, das Sandkorn wie das Felsengebirge, der Wassertropfen wie der Ozean, unser Leib ein Universum aus Millionen von Weltkörpern, die Sonnen aber Atome nur und Stäublein seines unermesslichen Raumes. Und das Kindlein, das auf der kleinen Erde am Bach spielt, ist ihm ebenso groß und wert und lieb als die Fürsten des himmlischen Heeres und Könige des Lichts, wie sie Sonnenherden auf ihren weiten Bahnen führen.

Wer zählt die Wassertropfen in den Meeren, von mächtigen Flüssen, wie dem Golfstrom durchzogen, dessen Wärme genügt, einen Mississippi von geschmolzenem Stahl flüssig zu erhalten? Rastloses Leben treibt diese ungeheuren Wassermassen. „Wenn auf nur ein Fünftel des Atlantischen Ozeans,“ sagt Maury, „oft in ein paar Stunden ein Zoll hoch Regen fällt, so gibt das 300 000 Millionen Tonnen (!) Süßwasser, welche über das salzige abfließen und das große Herz des Ozeans gewaltig pulsieren lassen. Zieht aber eine Wolke über die Sonne, so schauern Millionen von Tonnen Seewasser zusammen, werden schwerer und versinken, um leichteren Platz zu machen.“ Vom obigen Golfstrom berechnet der amerikanische Kapitän Pillsbury, daß er in seinen warmen Gewässern den Nordmeeren durch die Straße von Florida in einer Stunde so viel Salz zuführt, daß alle Flotten der Welt nur den hundertsten Teil davon tragen könnten! Ungeheuer groß ist das Kleinste in Gottes Haushaltung; unsäglich der Lebenspuls in seiner Welt. So der Blutumlauf der Gewässer in den Adern der alten Terra. Es fallen nach Eiffel jährlich an Regenwasser auf die Erde 112 000 Milliarden Tonnen à 1000 Liter, nach Bruckner und Fritzsche täglich 1271 000 Millionen Tonnen, und speisen die großen Ströme, die Tag und Nacht ihre Wogen dem Meere zu rollen. Suche auf einem Erdglobus den Bodensee. Raum wirfst du ihn, wenn überhaupt, als Fleckchen finden. Und doch kennt man die einfache Rechnung, nach der die gesamte Menschheit

1600 Millionen, auf demselben bequemen Platz hätte. Mächtig wirkt als Wärmeregulator dieses kleine Wasserbecken. So hat es nach den Untersuchungen von Professor Forel (Verein zur Erforschung des Bodensees) im Herbst und Winter 1890 an die Luft 18 000 Milliarden Wärmeeinheiten (Kalorien) abgegeben, eine Wärmemenge, welche der Verbrennung von 23 000 Millionen Kilo Steinkohlen entspricht, also der Belastung eines Eisenbahnzugs (à 10 Tonnen per Wagen), dessen Lokomotive schon am Nordpol wäre, wenn der letzte Wagen noch am Kap der guten Hoffnung steht!

Ungelehene Kraft treibt durch die Jahrtausende die Billionen von Wassertröpfchen, welche geräuschlos durch Gletscher, Moos und Gestein sickern, rieseln, fließen, Partikelchen Erde mit sich nehmen, Berge ebnen und zu großen Flüssen vereinigt, sie unermüdet dem Meere zuführen; und unbemerkt ändern sich die Küsten und die Inseln, die Kontinente und die Erdkarte. Die Tröpfchen, die ihre Arbeit getan, steigen unsichtbar wieder empor, der Sonne zu, um wieder zu fallen und ihren Lebenslauf fortzusetzen. Rastlos arbeitet die Schöpfung. „Alle Dinge mühen sich ab; niemand kann es aussprechen,“ sagt der Prediger.

Unermeßliche Ströme von uns bekannten und unbekannten Kräften durchfluten, umkreisen, so in einem einzigen Nordlicht, unhörbar die Erde. Wer wußte vor hundert Jahren etwas von Elektrizität? Seit Jahrtausenden durchtränkt unsern Planeten und seine Heilquellen, uns unbemerkt, das Radium mit wunderbaren

Kräften. Herr Curie (†) und Frau, auch Rutherford, haben nun gefunden, daß ein Kubikzentimeter Radium-emanation in einem Monat 3 600 000 mal mehr Kraft entwickelt als die Explosion des gleichen Volumens Knallgas (Soc. astron. de Paris, 1908). In denselben Kräften baden auch die Schwestererden, die mit uns um dieselbe Sonne wandeln. Aus weiter Ferne beobachten wir sie: die schöne Venus mit riesigen Bergen, den roten Mars mit seinen rätselhaften, bald deutlich sichtbaren, bald erblassenden, 300 Kilometer breiten Doppellkanälen; den königlichen Jupiter, mit seinem Gefolge von vier großen und drei kleinen Monden und seinen dichten Wolkengürteln, durch welche große Lavameere rötlich schimmern, eine erlöschende, in heiße Dämpfe eingehüllte Sonne; Saturn, zweimal leichter als Wasser, von vielen Monden und breiten Ringen umgeben; und noch andere! Vielleicht erstreckt sich noch weit das Gebiet der Sonne, darin uns unbekannte, große, kalte Planeten langsam in vielen Jahrhunderten ihre Bahnen einmal um die Königin vollenden. Immer mehr der rätselhaften Erscheinungen bietet uns das Sonnensystem. So wird der Durchmesser der Sonne periodisch größer und kleiner (Dr. Poor u. a.), wie wenn diese gewaltige Feuerwelt ein- und ausatmete. So gibt es auf dem Mond größere Flecken, die am Mondmorgen hell sind, dann gegen alle bekannten Erfahrungen um so dunkler werden, je höher die Sonne steigt, und abends wieder hell sind. Vielleicht eine Art unbekannte Vegetation? Der erste Trabant Ju-

piters erweist sich als länglich, wie zwei aneinander gewachsene, in der Mitte durch einen tiefen Einschnitt und dunkeln Abgrund von einander getrennte Welten (Barnard, Burnham). So wird von mehreren Beobachtern (Herschel, Bond, Airy) bestätigt, daß der große Planet Saturn manchmal mehr quadratisch als rund erscheint!

Sind diese Welten bewohnt, oder waren sie es; oder werden sie es einst sein? Sicherlich kommen alle drei Fälle vielfach auf den Erden vor, die, wie wir jetzt Grund haben anzunehmen, auch zu Millionen die Millionen uns sichtbaren Fixsterne umkreisen. Die Behauptung, daß organisches Leben und vernünftige Wesen nur auf unserer Erde möglich seien, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, während naturhistorische, philosophische und biblische Gründe dagegen sprechen. Der Stoff kann nicht an sich Zweck sein. Gott hat ihn zum Träger des individualisierten Geistes geschaffen. Soll Er eine Freude an unzähligen toten Stoffmassen haben, auf denen nichts ihn kennt noch liebt? Wozu ein Regen wie auf dem Mars, der nichts begießt, eine Luft, die kein Wesen atmet, Meere, in denen nichts schwimmt, allerlei Länder, auf denen sich nichts bewegt, und Tag und Nacht und Jahreszeiten, die für niemanden da sind? Die alten kindischen Einwände gegen die Bewohnbarkeit der Planeten, weil Merkur für uns zu warm und Neptun für uns zu kalt, sind schon durch die Tatsachen widerlegt, daß in den Tiefen des Ozeans, unter ungeheurem

Wasserdruck, in steter Finsternis und eisiger Kälte eine Welt von schönfarbigen Wesen lebt, und daß manche Organismen durch keine Kälte getötet werden können. Wir wissen jetzt, daß manche Sonne, so Procyon und 70 Ophiuchus, von Riesenplaneten, oft mit rasender Schnelligkeit umkreist wird, so Algol in 2 Tagen 20 Stunden, Kastor und auch sein Begleiter in 3 Tagen, und Cepheus gar in einem Jahr von nur 4 Stunden 34 Minuten. Aus dieser Schnelligkeit und der Verdunklungszeit läßt sich berechnen, daß solche Planeten bis zu 900 000 Kilometer im Durchmesser haben; sie verhalten sich also zu unserer Erde wie ein Globus von 1 Meter Durchmesser zu einer Erbse. Je eine Sonne des dreifachen Sterns im Krebs scheint sich um einen größeren, uns unsichtbaren Planeten zu drehen. Was mag für ein Leben auf solchen Erden sein, mehrere tausendmal größer und heller beleuchtet als unsere! Welche Organismen und reichen Lebensformen, welche Geister und Wesen hat der Gott des Lebens, der auf Erden die Luft, den Wassertropfen und selbst die lichtlosen Tiefen des Meeres, scheinbar zwecklos, so reich bevölkert hat, auf diesen unzähligen Welten geschaffen? Leben dort völlig andere Kreaturen — höhere oder niedrigere als wir — ein anderes Leben als das irdische? Mit welchen Freuden? In welchen Leiden? Oder würden wir, wenn wir sie schauten, über ihre Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit uns erstaunen? — Ach, es führt kein Steg zu diesen unbekannten Welten, und unerreichbar

bleiben sie unserer Wißbegier und unserer Sehnsucht. Werden wir einst drüben sie mit anderen Augen näher und besser sehen?

Mitten durch diese Welten fahren Millionen von noch unbekannten Kometen, von denen schon Kepler vorahnend sagte, es gebe deren am Himmel mehr als Fische im Meer. Kleine bür gern sich im Sonnensystem ein; große fliegen von einem Stern zum andern, wandern Jahrtausende lang träumend durch den eisig kalten Weltraum so langsam, so der von 1680, daß ein Fußgänger sie einholen könnte; dann die Anziehung einer fernen Sonne fühlend, fliegen sie ihr zu, um bald mit wütender Eile sie, ihr Flammenmeer streifend, zu umkreisen und, mit neuer Kraft und Lebenswärme durchtränkt, sich wieder in unmeßbare Fernen zu begeben. Über Zweck und Wirkung dieser Himmelswanderer hat noch kein Astronom auch nur eine Hypothese aufzustellen gewagt.

Diese Weltkörper alle, die um unsere Sonne kreisen, sind Pünktlein im Weltraum, von Millionen von riesigen Feuersphären aus gesehen. Mit erschreckendem Flug, von unwiderstehlicher Macht getrieben, fliegen diese Sterne die ihnen gewiesenen, vieltausendjährigen Bahnen und wechseln die leuchtende Farbe und tanzen zu Paaren mit Sphärengesang himmlische Reigen und atmen und nehmen ab und wieder zu an Licht und Leben. Von ihrer Macht und Kraft kann auch der kühnste Erdengeist sich keine Vorstellung machen. So füllt der rote Arktur mit seinen Licht- und Wärme-

wellen eine Sphäre im Weltraum, deren Radius viele Tausend Millionen von Millionen Meilen beträgt, vor der also unser ganzes Sonnensystem nur ein winziges Pünktlein ist.

Welche Mannigfaltigkeit in diesem Himmelsheer! „Ein Stern,“ sagte der Apostel, „übertrifft den andern an Herrlichkeit.“ Wir sehen rubinrote Sonnen und smaragdgrüne oder wie im Dreigestirn der Andromeda eine grüne und eine saphirblaue um eine orange-farbige Zentralsonne ihre Bahnen durchlaufen. Gottes himmlische Edelsteine! Wer wagte zu behaupten, daß Er diese mächtigen Sonnen geschaffen habe, nur damit sie endlos um einander kreisen und in den Weltraum ungeheure Schätze von Licht, Wärme und Lebenskraft ausströmen, die nichts und niemanden erleuchteten und erwärmten? Und in unermesslichen Fernen sehen wir durch das Fernrohr immer wieder andere Sternhaufen; einige wie ein Feuerrad spiralförmig gestaltet, als ob die furchtbarsten Explosivkräfte diese Sonnen aus einem wirbelnden Mittelpunkt in den Weltraum hinausgeschleudert hätten; andere, wo Zehntausende solcher Sonnen sich, einem kreisenden Malfstrom gleich, dem Zentrum zustürzten. Tausend Millionen von Meilen ist jede dieser Sonnen und Lichtstäubchen, die uns sich fast zu berühren scheinen, von der anderen entfernt. Unter diesen Sonnen erblicken wir in allerlei Gestalten zahlreiche Massen von Lichtstoff, die von Himmelsorkanen zerrissen, Form und Glanz verändern und oft als Doppelnebel um ein-

ander kreisen oder sich zu Nebelsternen ballen; andere sind hohle Kugeln, darin eine ferne Sonne im Mittelpunkt schimmert. Niemals werden wir erfahren, ob hinter diesem unseren schwachen Sinnen zugänglichen Weltall nicht Millionen und aber Millionen anderer Weltalle sind; denn was sollte dort sein, wo der Raum aufhörte? Millionen Jahre waren wohl nötig, um diesem unserem Weltall seine jetzige Gestalt zu geben. Warum sollte Gott nicht schon damals zu schaffen angefangen haben? Durch wie viele hindurch wird es noch kreisen? Oder sind längst vorher Himmel und Erde vergangen, und werden an den neuen Himmeln andere und schönere Sonnen im ewigen Licht prangen? „Weißt du die Ordnungen des Himmels, oder bestimmst du seine Herrschaft über die Erde?“ „Kannst du,“ fragt Jehova Hiob, „den Bären samt seinen Jungen heraufführen? Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammen binden? oder das Band des Orion auflösen?“ Wir wissen jetzt, daß die hellen Sterne des großen Bären, und ebenso die des Orion, diese gewaltigen Sonnen, obgleich durch ungeheure Entfernungen von einander getrennt, doch, wie auf dem Meere gleichen Kurs haltende Schiffe, mit einander in gleicher Richtung durch die Ozeane des Raums segeln. Was hat ihnen den gemeinsamen Weg gewiesen und sie unzerreißbar mit einander verbunden? Welchem Ziel eilen sie zu? Werden diese Welten einst auf ihrer Fahrt an den Grenzen der Schöpfung ankommen? Und was sind diese Grenzen? Unfaßlich kräftig sind die Bande, die

sie zusammenhalten; wird doch schon die kleine Erde von der Sonne mit einer Kraft an sich gefesselt, gleich einem Kabel aus Stahldraht von über 5000 Kilometer Durchmesser! — Der Raum ist voll von deinen Kräften! Denn „dein ist die Kraft, in Ewigkeit“, El Gibbor, starker Gott!

Was wissen diese Himmelswelten alle von uns? Was wissen wir von ihnen? O unbekannte Welt-alle! Was ist der Mensch, o Schöpfer, daß du seiner gedenkst?

So entdeckt uns die Sternkunde immer mehr, wie schon Kant sagte: „den Abgrund unserer Unwissenheit“. Von Millionen von wunderbaren Welten umgeben, von denen er nichts weiß, mißt auf der kleinen Erde der kleine Mensch Gottes Raum mit seinem Fuß, Gottes Zeit mit seiner Taschenuhr, und dekretiert weise, was in Raum und Zeit und Ewigkeit sein und nicht sein darf, und hält sich für Zentrum und Zweck der Schöpfung!

Wohl bilden wir uns ein, immer tiefer in die Erkenntnis der Natur zu dringen. Aber unser Wissen von ihr bleibt ein nur äußerliches, eine Wissenschaft der Schalen und der Hüllen. Das Wahre ist ohne Gehalt des Guten wertlos. Könnten wir auch erkennen, welches neue Naturgesetz in den sich regelmäßig füllenden und ausleerenden Doppeltkanälen des Mars sich ausspricht, woher Sonnen ihren Flug, ihr Licht und ihre Farbe haben, wie große Lichtnebel am Himmel periodisch an Licht ab- und zunehmen, kurz, wie, wovon

dieses Weltall lebt, so wüßten wir doch nicht im mindesten, wie schon Sokrates klagte, warum es für jede dieser unzähligen Welten gut ist, daß sie so ist, und warum das Gute der einzelnen auch das Gute des Ganzen ist. Gibt es nur einen Gott, so muß sein Denken und Schaffen ein einheitliches sein und seine Schöpfungen ein Ganzes, darin jeder Teil zum andern gehört und keiner entbehrlich ist. Warum ist das absolut gut, weise, zweckmäßig und notwendig, auch für uns, was für einen göttlichen Wert hat es für das ganze Weltall, also auch für die Erde und für jeden einzelnen Menschen, daß um bewohnte Planeten durch die Jahrtausende unbewohnte Monde kreisen und aus unbekannten Fernen kommende Kometen ihre Bahnen durchkreuzen, oder daß die rote Sonne Mira Ceti in großen Atemzügen bald fast unsichtbar wird, bald fünftausendmal stärkere Lichtströme ausgießt? Was hat Gott damit für die Ewigkeiten und alle seligen Geister ausgesprochen und festgestellt? Wir wissen es nicht. Wie unsere materielle Erkenntnis der Schöpfung, so der eigenen Erde, eine buchstäblich nur oberflächliche ist, so dringt auch unsere geistige niemals bis zum Kern und Zentrum, zur Bedeutung und zum wahren Wert eines Wesens oder eines Dings, weshalb ein moderner Gelehrter mutlos fragt: „Wozu treiben wir eigentlich Naturforschung?“

Wir sehen, wie alles in ewiger Bewegung, im Werden begriffen ist; wie auf Erden in jeder Sekunde alles rastlos sich verändert und im verdunstenden oder ge-

frierenden Wassertropfen kein Atom unbeweglich und unbewegt bleibt, wie auch nicht eine der Millionen Welten am Himmelszelt auch nur eine Sekunde stille steht, und sprechen von einer Evolution der Welt. Gibt es keinen festen Punkt, kein unbewegliches Zentrum der sichtbaren Schöpfung, nach dem und von dem aus alle diese relativen Bewegungen beurteilt und gemessen werden könnten? Hat dieses Universum keinen Mittelpunkt, um den das All sich dreht? Wir wissen es nicht, und deshalb ermangelt auch unser Denken des festen Punkts, von dem aus es die Welt bemessen könnte.

Und doch überall die gleichen großen Grundlinien. Ein kristallisiertes Tröpfchen zeigt uns hübsch verästelte Moose, ein anderes Felsengebirge, Hochplateaus und Schluchten; die Eisblume stellt Palmen dar; die hohen, leuchtenden Gipfel der Alpen sind riesige Kristalle; in einem Glas Wasser ist Ebbe und Flut; die leuchtenden Nebel am Himmel, bis zu Quadrillionen mal größer als die Erde, sind Nebelstreifen im Weltraum; die Sonnen geschmolzene Tröpfchen derselben Stoffe und Metalle, die wir auf Erden kennen. Überall dieselbe Zahl, dieselben Gesetze, dieselben Kräfte, dasselbe Licht und dieselbe Wärme; und auch ein und derselbe Stoff. Wahrlich ein einiger Gott hat das Weltall erdacht.

Aber überall im Sichtbaren Vergänglichkeit, also Schuld. Furchtbare Ereignisse, Schreckliches spielt sich da oben ab! Im Februar 1901 kamen auf die Erde

die Lichtwellen an, welche meldeten, daß im vorigen Jahrhundert in den unermesslichen Räumen des Sternbilds Perseus zwei Weltkörper mit furchtbarer Geschwindigkeit auf einander sich gestürzt und durch den Zusammenstoß in feurige Gase sich aufgelöst hatten. Was waren sie vorher? Sonnen? Von vielen Planeten umkreist? Haben auf diesen Welten intelligente, schuldbeladene Wesen zuerst mit wissenschaftlichem Interesse beobachtet, dann mit Unruhe allgemein bemerkt, darauf mit zunehmendem Bangen, bald mit entsetzter Angst zugeschaut, wie eine ferne Sonne immer größer wurde, erschrecklich wuchs, den halben Himmel füllte, blind machendes Licht, Leben verdorrrende Hitze ausstrahlend. Immer größer, drohender flog sie daher, riß schon Planeten aus ihrer Bahn; da, mit einem Krachen von zehntausend Donnern: Katastrophe! Vernichtung! Nur noch ein Millionen Meilen weit wogender, wild wirbelnder Ozean von flammendem Gas! — Und jetzt sehen wir an dieser Stelle einen riesigen leuchtenden Spiralnebel, und ebenso an der Stelle des 1877 plötzlich aufleuchtenden Sterns einen planetarischen Nebel. Auch von unserer Erde heißt es: „Die Menschen werden sein wie sterbend vor Angst (Grundtext) vor Warten der Dinge, die da kommen sollen auf Erden, denn der Himmel Kräfte werden erschüttert werden“ (Luk. 21, 26).

„Die Himmel werden vergehen mit gewaltigem Krachen, die Elemente aber im Brande werden aufgelöst und die Erde und die Werke darauf verbrannt werden,“ weissagt die Bibel (2. Petri 3, 10). „Worin

die Völker sich müde gearbeitet haben, muß verbrennen" (Hab. 2, 13).

Dieses Vergehen der Weltkörper ist ein starker Beweis für das Vorhandensein geistiger Wesen auf ihnen. Die Bibel setzt eine absolute Korrelation zwischen Sünde und Tod oder Vergänglichkeit in jeder Form fest. Wo ein Vergehen und eine Vernichtung, da ist Sünde, wie auch die Sprache tief und wahr mit „Vergehen“ beides, eine Sünde und eine Vergänglichkeit bezeichnet. Wo Sünde, dort auch der Tod. Der bloße Stoff aber sündigt nicht. Was wurde da droben verbrochen, daß auch Sonnen an einander prallen, mit Flammen Millionen Meilen im Umkreis füllen, und dann erlöschen; oder daß andere langsam Licht und Lebenswärme verlieren, erstarren, und wie riesige schwarze, tote uns nunmehr unsichtbare Kugeln im Weltraum wandern? Welche gefallenen Engel treiben wie Feuerruten die Wandersterne mitten durch Sonnensysteme hindurch, und warum zerbröckeln sie allmählich zum Staub des Weltalls? Was ist die Schuld, die auch Sternhaufen zum einstigen Vergehen verdammt? „Alles Heer des Himmels wird verfaulen, und der Himmel wird eingewickelt werden wie ein Brief, und all sein Heer wird verwelken, wie ein Blatt verwelkt am Weinstock“ (Jes. 34, 4). Verfault, verwelkt denn das Sündenlose und Heilige; und vergehen die Himmel der Himmel, darin Gott wohnt und thront? Nein, und Gott hätte nicht nötig, „neue Himmel und eine neue Erde“ zu schaffen, wenn nicht auch diese Himmelswelten und die über sie gesetzten

Lichtfürsten gefallen wären. Aber dieser „Herr der himmlischen Heerscharen“, Gott, „wird heimsuchen das hohe Meer, das in der Höhe ist“ (die von den Völkern geahnte Götterdämmerung), „und die Könige, so auf Erden sind“ (Jes. 24 21). Doch tröstet das große Wort: „Durch Christus soll alles versöhnt werden zu ihm selbst, es seien die Dinge auf Erden, oder die Dinge in den Himmeln.“ Er ist es, „durch welchen und zu welchem geschaffen sind die Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten“ (Kol. 1, 20. 16). Er ist hingegangen, um auch auf diesen von ihm geschaffenen Lichtwelten — „Er ist es, durch den Gott auch die Welten (Grundtext) gemacht hat“ (Hebr. 1, 2) — „das Reich einzunehmen“ (Luk. 19, 12. 15). Er nimmt seit 1900 Jahren diese Reiche ein; und dann wird er als König mit der Posaune des Erzengels wieder kommen.

So leben wir im Unbekannten und Unverstandenen. Hat Professor Dubois-Reymond einst vor einer Naturforscherversammlung festgestellt, daß es sieben Welt-rätsel gebe, die auf Erden immer der Forschung spotten werden, so meinen wir, es seien deren mehr denn siebenmal sieben. Wunder, unerforschliches Wunder, unlösbares Rätsel das Sandkorn und das Atom und die Sonnen; Rätsel und Wunder das Entstehen und Bestehen und Vergehen der Welten und des Insekts. Ratlos steht die menschliche Vernunft vor der Frage, ob diese

Schöpfung endlich oder unendlich sei; denn beide Annahmen verwirren sie gleich, und der menschliche Geist, erstaunt, betäubt, der Wunder und des Forschens müde, gibt es auf, das Unerklärliche zu erklären und das Unbegreifliche zu begreifen.

Auch von praktisch unübersteigbaren Zäunen und Mauern ist unser Forschungsgebiet eingeschlossen. Wir haben geglaubt, mit Mikroskop und Teleskop eine unbegrenzte Erkenntnis des Kleinsten und Größten uns zu erringen. Aber wir haben uns getäuscht. Wohl haben sie uns viel Schönes und Neues gezeigt; aber auch diese künstlichen Augen sind an der Grenze ihrer Leistungen angelangt. So wird das Mikroskop schon wegen der unmöglichen größeren Annäherung an das Objekt niemals uns den innersten Bau der Bazillen und noch weniger den der Moleküle, aus denen es selbst gebaut ist, erschließen. So werden noch größere Fernröhren schon wegen der atmosphärischen, das Bild verwischenden Wellen uns kaum mehr zeigen als die jetzigen, und Astronomen sind darin einig, daß mittlere Vergrößerungen brauchbarer sind, ja oft mehr zeigen als die stärksten.

Unbekannt wird uns stets die ganze Welt des Entstehens bleiben, das Werden und Wachsen der Pflanze aus dem Samen, des Vogels aus dem Ei, und wohl ruft der göttliche Sänger aus: „Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Es war dir mein Gebein nicht verborgen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde“

(Ps. 139, 14. 15). Unbekannt ist auch die Welt des Bestehens und die tägliche, wunderbare Umwandlung der Nahrung in uns, des toten Stoffs, der Leichen, die wir verzehren, zu lebendigen Organen, zu dem Hirn, womit unsere Seele denkt, zu den Augen, womit sie sich die Welt ansieht, zu den Nerven, zu dem Herzen, womit sie Schmerz und Freude fühlt; unbekannt das Gesetz der unaufhörlichen Wechselwirkungen zwischen Seele und Leib, und zwischen Leib und umgebendem Stoff und Kräften, kurz, das Gesetz unseres Lebens.

Wir schweben über Abgründe und leben zwischen dem Kindlein, das wißbegierig und erstaunt: „warum? warum?“ fragt, und dem Greis, der gebückt und hüstelnd, enttäuscht und griesgrämig zum Grab sich neigt, einen Augenblick der Berauschung und der Einbildung im Geschrei des Weltmarkts und der Selbstbetäubung über unsere große Ignoranz; und wissen nicht, wie wir leben und wie wir sterben.

Unbekannt bleibt uns die Welt und das Gesetz des Vergehens. Unaufhaltsam, rastlos, Tag und Nacht mäht unsichtbar der Engel des Todes Millionen und Millionen von Existenzen, von Grashalmen und von Insekten, von Meer- und Landtieren, von wilden und zivilisierten Menschen. Unaufhörlich stirbt alles um uns her. Wie stirbt man, und warum? Warum hören plötzlich Erscheinungen auf, die Jahre lang ihren geregelten Fortgang hatten, und löschen Wesen aus wie eine Lampe? „Ich weiß wahrhaftig nicht, warum wir sterben,“ rief bei längerem Nachdenken der Natur-

forscher Swamerdam aus, und dasselbe gestehen Physiologen wie früher Bichat und Claude Bernard, und streiten darüber, ob es eine natürliche, innerliche und absolute Ursache des Alterns und des Todes gibt oder nur „ein Zusammenwirken von ungünstigen Umständen und Milieux, die sich vielleicht beseitigen ließen“. Aber die Bibel spricht: „Der Tod ist der Sünde Sold.“ Und seine Schrecken beweisen es.

Gehen wir vom Reich des Stoffs zu dem des Geistes über, so finden wir uns auch hier unbekannten Welten gegenüber und können nur dunkle Analogien erkennen. Im göttlichen Raum, im unermesslichen Äthermeer von stets wogender Kraft schwimmt unglaublich wenig gefrorener geballter Stoff, einige Kügelchen, Sonnen, Weltkörper, durch oft unermessliche Entfernungen von einander getrennt. Stellen wir uns die Sonne als kopfgroße Kugel vor, so kreiste um sie in zehn Meter Entfernung ein winziges Schrottkörnchen, die Erde; 50—300 Meter weiter fänden wir kirsch- oder erbsengroße Sphären, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun. Und hier stünden noch diese Weltkörper verhältnismäßig dichtgedrängt. Um aber von dieser kopfgroßen Sonne bis zu den beiden, nicht viel größeren nächsten, aber doppelten Sonnen, α Centauri und 61 Cygni zu gelangen, müßten wir Hunderte von Kilometern weit reisen; und in ganz Europa hätten nur ein halbes Duzend solcher Regelfugeln Platz! Leuchteten sie nicht,

so könnte ein Wesen adlergleich den Raum Jahrhunderte lang kreuz und quer durchfliegen, bis es den Stoff entdeckte. — Wie nun im ungeheuren Weltraum so wenig Materie, so auch in dieser Welt des Stoffs auffallend wenig persönlicher Geist. Ich stehe in den Alpen; ringsum Wälder, tiefe Schluchten; drüben kühnes Felsengebirg; darüber hohe leuchtende Gipfel, und Stille ringsum. Da regt sich zwischen den Stämmen ein paar hundert Meter unter mir ein kleines graues Fleckchen: ein altes Weiblein, das Holz aufliest; ein Mensch, eine Seele, welche diese Alpenwelt überdauern wird und, wenn die Erde im Feuer aufgeht und „die Himmel vergehen wie Rauch“, mitten durch Weltbrand, zusammenstürzende Sonnen und die Vernichtung eines Weltalls, unzerstört und unzerstörbar, ein Diamant der Ewigkeit, fort und fort leben wird. Merkwürdig!

Lang wurde das Atom als unteilbares Eins aufgefaßt; und so auch die Seele. Wie jetzt das Atom als eine vielfache Sonne sich erweist, von Tausenden von Planeten, Ionen, mit schrecklicher Kraft und Geschwindigkeit umkreist, soll etwa auch die Seele im Zentrum eine dreifache, um sich wirbelnde Sonne sein, Leib, Seele und Geist, Welt, ich und Gott entsprechend? Denn wie könnte sie diese Dreiheit verstehen, hätte sie nicht in sich ein Entsprechendes? Ist auch sie von unzähligen geistigen Ionen umkreist, und strömt sie solche, wie die Rose ihren Duft, unaufhörlich hinaus, welche auch ihren Geruch, ihre Atmosphäre bilden? Wäre

unsere Seele nur ein unteilbares Eins, wie eine homogene Kugel ohne besondere Bestandteile, wozu brauchte sie dann zur Entsprechung in der Welt des Stoffs einen so unendlich komplizierten Körper mit unter anderem über 600 Millionen Hirnzellen (nach Beagle)? Eine Zelle genügte zu ihrer Offenbarung. Von einem Atom Radium behauptet ein Forscher, es enthalte alle Kräfte und alle Stoffe der ganzen Schöpfung; und wir sahen, wie dieses Atom ein Weltall ist. Das dürfte im Reich des Geistes von der Seele, diesem göttlichen Atom, noch wahrer sein. Ahnen können wir es wenigstens; aber unergründlich, wie die des Stoffs, ist uns die Welt des Geistes.

Kennen wir vielleicht unsere Mitmenschen, diese allbekannten Geschöpfe, deren die Welt voll ist, die uns auf Schritt und Tritt begegnen, mit denen wir unaufhörlich, gern oder ungern, umgehen müssen und sie mit uns? Nein, wir kennen sie nicht. Jeder, der an dir gelassen oder eilig vorbeigeht, dich freundlich grüßend, oder hochmütig oder gleichgültig anblickend, ist ein unbekanntes, dir verschlossenes Wesen. Er ist ein anderer Kreis mit einem anderen Zentrum, von dem aus er die Welt anders auffaßt, anders anschaut und sie sich anders aufbaut als du. Diese seine Welt ist nicht deine Welt; seine Grundliebe, sein Hoffen und Dichten ist ein anderes; verschwindest du heute nacht aus dieser Welt und wirfst in einer anderen ewig selig oder verdammt, so stört das durchaus nicht seine Kreise. Welche erstaunliche, vielleicht erschreckende, Sinnen

und Geist verwirrende Offenbarung, könntest du auf einen Augenblick, mit Beibehaltung deines Bewußtseins, er sein! Denn weißt du, ob sein Hirn dieselben Sinneseindrücke zu demselben Anschauen der Welt verarbeitet wie deines, also ob er in derselben Welt lebt wie du? Von seinem Leben kennst du nur die paar Stellen, wo deine Seele an seine anstieß, und ihr einen Augenblick glaubtet, euch zu berühren. Von seinem ganzen sonstigen Dasein, darin du keine Rolle spielst, und du für ihn nicht da bist, weißt du nichts. Er ist eine Ichheit, ein geheimnisvolles, unheimliches, unergründliches Etwas, eine magische Sphäre, in die nur ihr Schöpfer hineinschaut, und du siehst nur die wandernde Hülle, die Larve, aus deren hohlen Augen je und je ein anderes Leben als das deine schimmert und blickt. Wie die eiserne Maske wandelt jeder von uns durch das Leben, und von allen, die gelebt, hat nie eine Biographie oder Memoiren und Enthüllungen uns den wahren Menschen gezeigt, noch den Motor seines Tuns, noch das große X seiner Seele uns enthüllt. Und wollte auch so ein Mitmensch dir mit glühenden Worten, mit Tränen und mit Lächeln seine Seele bloßlegen und dich ansehen, in sein Heiligtum zu treten und den Altar zu schauen, so verstummte er doch bald entmutigt; die diamantenen Riegel schiebt er nicht zurück, das irdische Wort öffnet nicht das Seelentor; du kannst nicht zu ihm und er nicht zu dir hinein. Er kann dir das Mysterium seines Ichs nicht offenbaren; kennt er es doch selber nicht. Wir kreisen

auf Erden, einander unbekannte Welten, an einander vorbei, jeder seine Bahn, dem eigenen Ziele zu. Nur in ihrem Schöpfer können erschaffene Geister sich wiederfinden, sich erkennen, und sich wahrhaft lieben.

Kennten wir wenigstens uns selber! Wohl ist jeder von uns das Zentrum seiner Welt und sich selbst der Maßstab und der Spiegel der Schöpfung. Aber kennen wir denn diesen Maßstab und seine Größe? Wüßte doch meine in die Welt hereingefallene Seele, warum sie diese Welt so liebt und so verachtet, warum sie so gierig, so rastlos sie erfassen und besitzen und genießen möchte, und weiß doch, daß sie einst, bald, heute noch vielleicht, dieser Welt entfliehen wird! Wüßte sie, warum sie, die doch sich selbst vor allem liebt, es nicht verträgt, wie Pascal sagt, mit sich allein zu sein, warum sie, die stets nach Ruhe schreit und sich sehnt, das Leben von sich werfen möchte, wenn sie nichts mehr zu sorgen und zu wünschen und zu klagen und zu mühen hat. Warum hofft sie, die nicht um vieles noch einmal die erlebten Jahre des Leids und der Sorge durchmachen möchte, noch viele Jahre des Leids und der Sorge auf Erden und wünscht sie ihren Lieben? Warum tobt in mir, fühl ich mich doch ein Eins und unteilbares Atom der Ewigkeit, der rastlose Kampf der Widersprüche, der streitenden Gegensätze von Gutem und Bösem, warum wird all mein Streben von Eitelkeit und Selbstsucht zerfressen; warum ist so nichtig mein Tun, so kindisch meine Weisheit, so verzagt und trügerisch mein Wille? Warum bin ich so unglücklich

und hungere so heiß nach Glück? Was bin ich denn und was ist das, was ich Schmerz und Freude nenne? Ach, der Fragen ist kein Ende. „Und ein Tor wartet auf Antwort.“ Meine Seele, die Quelle meines Lebens, der Born meiner Freuden und — ach, meiner Schmerzen und meiner Schuld, bleibt mir „die große Unbekannte“.

Arm fühlt sich diese Erdenpilgerin, auch unter allem Luxus und Gold- und Diamantenpracht; arm bei allem ihrem Studium und fragt: Und sind auch diese gelehrten „Ansichten“ alle wahr, was dann? arm bei ihrer Kunst und spricht: Was soll mir Hefuba? und immer ist der Hunger da und der ungestillte Durst und die Leere des Daseins. Ein Fremdling fühlt sie sich in dieser Schöpfung, in der sie auf Miete lebt, stets unsicher, wann ihr die Wohnung aufgekündigt wird. Sie lebt in der Vergangenheit und immer entflieht sie ihr, und diese Seele verliert sich selbst und weiß nicht mehr — wie merkwürdig — was sie gedacht, geredet, getan. Sie lebt in der Gegenwart, und diese hat keine Realität, ist ein ihr immer zerrinnender, unfasßbarer Begriff. Sie lebt in der Zukunft und kennt sie nicht, und all ihr Studium sagt ihr nicht, was die nächste Stunde bringt. Und unwiderstehlich reißt sie die Zeit mit, zum Tode! Was Wunder, daß die Arme so ruhe- und friedelos ist? Sie möchte sich diese Welt aneignen und weiß nicht, wie — wie soll ich einen Baum „besitzen“? — möchte sie ergründen und kann nicht in ihr Inneres eindringen, möchte sie genießen, und zu schwach sind ihr dazu die Sinne; und hat sie

sich an dieser Welt einige Jahre abgearbeitet und versucht, sich heimatlich darin einzurichten, so werden ihr die Hände schlaff, die Füße lahm, die Augen trüb; alles entgeht, alles entweicht, die Welt entfällt ihr, und sie fliegt weinend davon. Wohin? — „Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen“ (Ps. 90, 7).

Wahrlich, diese Seele ist das große Welträtzel und alles an ihr wunderbar. So schon die so unbeachtete Tatsache, daß sie ein Drittel ihres irdischen Lebens in völlig unbekannten Welten zubringt. Täglich fällt nach kurzer Arbeit der müde Leib hin und schläft ein. Dann geht diese Seele still davon, wandert durch die Reiche der Nacht, taucht in unerforschliche Tiefen, sieht mit anderen Augen, hört mit anderen Ohren, spricht eine fremde Bildersprache. Was schaut sie dort? Was macht sie da für Freuden und Leiden durch, daß sie einmal in Tränen, oder von unheimlichen Ahnungen gepeinigt, ein anderesmal erquickt, getröstet aufwacht, als hätte sie Brot von oben, Wasser des Lebens gekostet? Was mögen diese Anregungen für einen Wert, diese Ursachen, uns unbewußt, für Folgen haben im tagwachen Leben? Was bringt die Seele zurück, wenn sie aus der Tiefe wieder emportaucht? Etwas Sand und Schlamm, zerbrochene Muscheln, abgerissene Algen, ein wertloses Seetrist; darunter wie Bruchstücke und Überreste von einem Brack und Dinge, die Zeichen angehört haben; je und je auch schöne Korallen oder Perlen. Und aus ihren Traumbildern ersieht sie manch-

mal erstaunt, daß sie drüben — drunten? droben? — ihre Zukunft erschaut, bis an die Tore der Unterwelt vorgedrungen ist, ja mit Bewohnern des Hades verkehrt hat. Öffnet aber die aus fremden Welten Zurückgekehrte die Augen, so entfliehen schnell, wie vom Wind verjagte Nebelstreifen, die erblassenden Bilder, und es ergreift sie mit hundert Polypenarmen wieder die ganze Mühseligkeit und Alltäglichkeit des wachen Lebens und der Materie.

Ist Denken nicht das stolze Vorrecht, das eigene Gebiet, die Macht dieser sonst vom Stoff gefesselten Seele? Stehen ihr die Gedanken nicht frei? — Nein! Sie kommen und sie gehen, sie treten ein und aus, wie Wanderer in die offene Herberge. Es fällt mir ein! Da steigt längst Vergessenes vor mir auf, und Stimmen, die lang schwiegen, flüstern: Weißt du noch? Lang ist's her! Und wieder, vergeblich suche ich ein oft gehörtes Wort, bemühe mich umsonst um die tausendmal gesehenen Züge eines lieben Toten; und Gedanken, die ich nicht will, fahren mir in die Quere, und Ideen, auch solche, die mir zuwider sind, tauchen auf, verbinden sich im närrischen Spiel, Hohes mit Niedrigem, Tiefes mit Nichtigem, und wollen nicht weichen. „Könnt ich denken, was ich wollte, und vergessen, was ich möchte, heller wären meine Tage; stiller wären meine Nächte.“ (W. Weber, Dreizehnlinden.) Erschrocken ahne ich, daß wie in einem augenscheinlich toten Stück Metall in Wahrheit ein Orkan von Kraft unaufhörlich Millionen von Atome durchwirbelt, so bei scheinbarer Ruhe

in den Tiefen meiner Seele mächtige Kräfte ihre Grundelemente durchtoben und eine unbekannte Geisteschemie daraus die Gedanken und Stimmungen und Vorstellungen erzeugt, die an der Oberfläche auftauchen. Welche Macht ist das, die so ihr Wesen in mir und mit mir und meinem Denken treibt? Welche Winde und woher kommen sie, die meine Seele wie ein Schilf bewegen, die bald im Sturm trübe Wolken über ihre Sonne jagen und sie erschauern lassen, bald ihr sanft aus schönen Inseln Wohlgerüche zuwehen oder nach langer Nacht des Trübfinns das düstere Gewölk rasch zerreißen, und es leuchten wieder hell die Sterne und hoffnungsvoll der Morgenstern? Ach, für das Wetter meiner Seele und ihre Stürme, für ihre Maxima und Minima, ihren Luftdruck und ihre Depression gibt es keine Meteorologie und keine Prognose!

Und rätselhaft ist mir auch, was ich an ihr „Gewohnheit“ nenne und ihre Macht. Wie, warum wird mir etwas noch so Kleinliches, zum ersten Mal so Gleichgültiges durch bloße Wiederholung lieb und teuer, dann unentbehrlich, und meine Seele fühlt sich unbehaglich, in ihrem Denken beeinträchtigt, gelähmt, wenn zur „gewohnten Stunde“ das Kleine sich nicht einstellt, wenn um sie her die täglichen Dinge anders stehen als „gewöhnlich“? Worin, weil ich etwas hundertmal getan, liegt die Nötigung, es zum hundert und ersten Mal zu tun? Welche Kraft umrankt da immer enger und knechtet meine Seele?

Doch am wunderbarsten dünkt mich ihre Liebe und

ihr Wort. Lieben! Hassen! Wer erklärt mir das und wie, kraft welcher Urgesetze der Anziehung und der Abstoßung, mit welcher Macht ihres innersten Zentrums eine solche Seele, ein Atom Geist in einem Körnchen Stoff eingeschlossen, ein anderes Atom, oft um seines bißchen Stoffs willen, liebt, haßt, ja, wie es Gott, die Urquelle seines Seins, alles Seins, lieben und hassen kann? „Mein Gott!“ das größte, kühnste Wort, das ein Geschöpf aussprechen kann. Ein Körnlein Staub ruft dem Schöpfer des Weltalls zu: Gott! Du bist mein. Wie dann diese Liebe, wie dieser Haß Gedanken gebiert, wie der Gedanke Wort wird, das Wort in sich die Kraft der Tat birgt, in der Schrift sichtbar, der Macht der Zeit entrissen, lautlos spricht, das hat noch kein Genie enträtselt, noch die in Vokalen und Konsonanten liegenden Grundprinzipien und Kräfte aller Sprachen und aller Dinge genügend erkannt. Von diesem Wort sagt Fr. v. Meyer: „Sein Vater ist der Geist, seine Mutter die Seele; denn die Seele, welche mit der Sinnenwelt in unmittelbarem Vernehmen steht, liefert dem unaussprechlichen Denken des Geistes das Gewand von sinnlichen Stoffen zu seiner Gestaltung.“ — Merkwürdig, daß die Seele solche Worte, ihre Kinder, deren jedes unermesslichen, unheimlich tiefen Sinn birgt, von ihrem Inhalt und Gehalt entleeren und stundenlang mit den leeren Hüllen spielen kann, was man dann Konversation nennt.

Ja, eine unerforschliche, ungeheuer große, unsäglich

kleinliche Welt von Gegensätzen und Widersprüchen ist das Geheimnisvolle, das wir in uns tragen und Seele nennen. „J'étouffe dans cet univers trop petit pour moi“, rief J. J. Rousseau, und der weise Seneca klagt: „Unsere Seele bricht durch das Himmelsgewölbe, unwillig, nur zu wissen, was sichtbar ist.“ Aber J. J. Rousseau nahm um ein Seidenbändchen einer Unschuldigen ihren guten Ruf, und Seneca kaufte sich über hundert Tische aus seltenem Citrusholz zusammen. Denn auch mit wenigem nimmt diese unsterbliche Seele vorlieb. Schon ein zerbrochenes Glas oder ein Tintenleck vermögen Stürme in ihr zu erregen. Ein paar Ellen Stoff, in die sie sich einhüllt, etwas Leder und Holz, zu neumodischen Möbeln verarbeitet, sind ihr Freude und Stolz; mancher dünkt die ängstliche Pflege und das Abstäuben dieser Habe ihre Lebensaufgabe, und eine korrekte Soirée oder Kaffeewisite mit erquickendem Klatsch die Blüte und Krone ihrer Existenz; und nach dem staubigen Beruf vergißt der unsterbliche Geist am Biertisch beim Stat Erdenleid und Erdenmühe, und auch die ganze furchtbare Gottwidrigkeit seines Daseins. Einst — es war Weihnachtszeit in einem christlichen Staat — nahm ich ein Lokalblatt in die Hand und las: nebst einigen Unglücksfällen mehrere Verbrechen, darunter eins von entsetzlicher Bestialität; dazu sechs Selbstmorde, von einem Offizier, zwei Schwestern, einem Schüler u. s. w. In wenigen Zeilen eine Welt von Schmerz und Schuld, von Verkommenheit und Verzweiflung! Ein Nebensizender nimmt das

Blatt, durchfliegt es und gähnt. — Am Silvesterabend traf ich auf der Reise im vornehmen Lokal einige Herren, die beim Wein das neue Jahr erwarteten. „Fünzig Jahre bin ich nun alt,“ rief einer, „wo werden wir wohl in wieder fünfzig sein?“ — „Wo wir sein werden?“ erwiderte ein anderer, „Beim Teufel und seiner Großmutter!“ Und er lachte.

Töricht, blind, kindisch, eitel in ihrem nichtigen Spiel mit dem Vergänglichen erscheint diese Menschenseele; und doch wieder, wie furchtbar in ihrer Macht! Hat nicht eine einzelne, so die eines Marich, Attila oder Dschengiskhan, Timurlenk, oder Iwan des Schrecklichen, in ihrem Zorn über die Erde gesetzt wie der Samum der Wüste, Hunderttausende von Existenzen, ganze Völker verdorrt, Städte vernichtet, Länder wie mit glühender Lava übergossen, zu Wüsten gemacht? Und hält nicht immer noch durch ihr Wort die eines Mohammed hundert Millionen Menschen in hartem Bann gefangen? Hat nicht die eines Voltaire oder Nießche in grimmigem Haß gegen den Gottessohn Tausende zum Kampf gegen ihn und sein Wort aufgerufen und nach sich Legionen der Hölle zugeführt? Aber auch die eines Luther hat der Macht von Papst und Kaiser getrogt und die Geschichte ihres Vaterlands in andere Bahnen gelenkt. — Welche Spur wird deine einst hinterlassen? wie nachdem das Schiff am Horizont verschwunden, noch lang die Furche, die es zog, am Ufer sich bricht. Denn auch du hast in dir die Kräfte der Gottheit, bist eine Geburt aus Gott. Die Kleinsten

Vorgänge in deiner matten, müden Seele sind Ereignisse in der Welt des Geistes. Jedes deiner Worte zieht, wie in der Luft um die Erde für drahtlose Telegraphie, so im Reich der Geister weitere Kreise, und fort und fort wirkt dort dein Tun. Wie in dem vom heißen Sand der Wüste verdeckten Dattelnern die stolze, der Sonne zustrebende, reiche und edle Früchte spendende Palme liegt, so auch in dir unter dem Staub des Lebens ein kleiner unbeachteter Keim des Größten, und alle materiellen Leistungen der Menschheit überwiegt vor Gott ein Seufzer deiner armen Seele, zu ihm gerichtet. Auch die Kräfte Satans hast du in dir. Ein Murren über noch so Kleines, ein neidischer oder verächtlicher Blick, ein Wort des Zorns, des Hasses, das du deinem Mitmenschen zuwirfst, hat in sich alle Keime und Geburten der Hölle. Auch der unbedeutendste, dümmste, langweiligste Mensch ist in seinem Seelenabgrund ein gewaltiges, ewiges Mystereium. Du bist sehr groß. Oder glaubst du, der ewige Gott habe den geliebten Sohn, der ehe er die Welt schuf, bei Ihm in der Herrlichkeit war, um ein Kleines am Kreuz sterben lassen?

Von dieser Seele kann man, nicht ohne Spott, sagen, darin sei sie Gott gleich, daß ihr nichts zu groß und nichts zu klein ist! — „Schau, Adam ist worden als unser einer“, sprachen die Elohim. — Zeigt ihr der Sternkundige im Teleskop Sternhaufen aus Tausenden von Sonnen, viele Millionen von Millionen Meilen entfernt, und dahinter noch andere in noch weiterer

Ferne, so fragt sie ungesättigt: Und was ist hinter diesen? Und sagt man ihr, daß Sternnebel erst in hundert Millionen Jahren sich zu Sonnen ballen, so fragt sie: Und dann? Denn sie duldet keine Fesseln noch Grenzen, und noch so Unermeßliches ist ihr zu wenig; sie will wie Gott Unendlichkeit. Dann versenkt sie sich, der das Weltall zu klein, wieder in den Staub, wühlt im Sand, streitet hitzig um ein Ordensbändchen oder einen Hundertmarkschein und kämpft gleich leidenschaftlich um Diamanten und Rehrich, Rot und Perlen. Sie jagt und rennt nach immer Neuerem, denn sie hält prüfungslos das Neue für besser als das Alte, und sie bewahrt dabei „aus Pietät“ — sie alle wissen nicht recht, was sie damit sagen wollen — als Heiligtümer gepuderte Pöpsel, von Motten zernagte Familiengewänder, alte Rahmen, aus denen die Bilder längst herausgefallen sind; und verübelt es denen sehr, die nicht wie sie in Kirche und Staat und Amt, in Schule und Familie diese verstaubten Reliquien verehren und ihr öffentliches und privates Leben nicht nach konventionellen, sinn- und inhaltslos gewordenen menschlichen Satzungen und ererbten Bräuchen und Sitten gedankenlos und ängstlich besorgt einrichten. — Sie strebt gierig nach Erdenglück, Besitz, Ehre und Genuß, und weiß, daß das alles sie klein und schwach und blind macht; Unglück und Leiden aber, das sie so sehr flieht, groß, reich und stark.

Wahrlich, ein Hohn dünkt mich das Wort von einem, der weise gewesen sein soll: „Erkenne dich selbst!“ — Wie

soll ich das? Womit soll meine Seele ihr Wesen, ihr Leben, ihr Denken ergründen? Eben mit diesem Wesen, mit diesem Leben, mit diesem Denken. Sage dem Auge, es solle sich selbst sehen und die Atome schauen, aus denen es aufgebaut ist, und die Gesetze ergründen, infolge deren es sieht. — Ich bin mir eine unbekannte Welt.

Kein Wunder, daß in dieser sich selbst nicht kennenden Seele die Welt sich in zerbrochenen, schiefen, wirren Linien malt, und die Schöpfung als ein Chaos von Stoff und Geist, Ursache und Wirkung, Gutem und Bösem. Trüb überlaufen, zerbrochen ist der Spiegel, darin sie Gottes Welt schauen sollte; mühselig sucht sie die Scherben zusammen; und immer wieder schaut sie darin im Vordergrund ihre eigene, räthelhafte, verzagende, nebelhafte Gestalt, die ihr die Aussicht verdeckt.

Wie geheimnisvoll die Erschaffung dieser Seelen, von denen Gott täglich vom Himmelsthron viele Tausende auf die Erde herabwirft! Nimmt Er da Willenskraft, Imagination, Erkenntnisvermögen, Gefühl, verbindet sie durch einen Hauch des Lebens (1. Mose 2, 7) und spricht dann über jede die magische ewige Formel ihrer Ichheit aus? Wer ergründet die zu dieser Ichheit in unerkannter Beziehung stehende, wunderbare Fatalität von Zeit und Raum, so daß es für eine solche Seele von ewiger Bedeutung ist, ob dieses göttliche Samenkorn vor oder nach Christo, ob in China oder an der eisigen Baffinsbai oder in

Deutschland keimte und wuchs. Ob es zu einem wilden Hunnen Attilas oder zu einem behäbigen zivilisierten Bürger, zu einem römischen Senator oder zu einem Eskimo, zu einem indischen Fakir oder zu einem anglikanischen Gentleman, zu einem Herero oder zu einem Regierungsrat reift, darüber entscheiden nach Gottes Wille Zeit und Ort, und nur Gott, der es also wollte, kann und wird diese Seele einst „in Gerechtigkeit“ richten. — „Ich weiß, Jehova, daß des Menschen Tun stehet nicht in seiner Gewalt, und stehet in niemandes Macht, wie er wandle oder seinen Weg richte“ (Jer. 10, 23).

Dann kommt noch die geheimnisvolle Musik des Blutes dazu, die im Leben eines Geschlechts, eines Volks, einer Rasse immer dieselbe eigentümliche Melodie wiederholt. Und wie der Samen, die Frucht, die Rebe einen Bodengeschmack gewinnt, so auch diese Seele. Auf granitenem Boden wachsen die harten, stolzen Spanier und die zähen, ernsten Bretonen, so verschieden von den leichtlebigen Bewohnern der Kalk- und Kreideländer. Das Bebauen der Erde, sagten die Ägypter, macht den Menschen mild und gerecht. In der Wüste wird er unbändig, stolz, frei von der Scholle, von Haus und Hof. Der Kampf mit dem Meer, mit der drohenden, verschlingenden Tiefe, macht ihn abenteuerlich und grausam, so die Phönizier und Karthager, die seeräuberischen Malayen und die chinesischen Piraten, die Flibustier und die Wikinger. Kühnes Gebirge verleiht ihm festen Mut und Liebe zu Freiheit und

Heimat, so den alten Schweizern und den Tirolern, den Schotten und den Kaukasiern Schamyls.

Ein stürmisches Meer ist diese Menschenseele, von widerstrebenden Kräften und Einflüssen der Vererbung und der leiblichen Gestalt, des Temperaments, des Klimas, der Nahrung, der sie mitreißenden Geschichte, der Geschichte ihres Volks, von den Winden Gottes stets bewegt. Und jede in ihren Tiefen wieder anders. Jede ist im Reich der Geister die Offenbarung und Sichtbarkeit einer anderen Wahrheit in Gott, das Aussprechen eines der unendlich vielen Namen des Ewigen. Das gibt ihr ihre ewige Ichheit und dazu ihre Zugehörigkeit zu Ihm. Weil Gott die Liebe ist, so ist auch jede Seele unbewußt eine abgrundtiefe Liebe, die ihr Leben, ihr Wollen und Glauben bestimmt. Und diese Liebe ist der Zug zu einer Seite der Gottheit. Keine Seele tritt neutral in diese Welt, um sich „voraussetzungslos“ und erst nach ihrer „Wahrnehmung“ der Schöpfung eine Weltanschauung und einen Glauben zu bilden. Sondern wie jede die Liebe zu dieser oder jener Speise oder Farbe, zu diesem oder jenem Trank oder Duft mit auf die Welt bringt, so auch jede ihren mit jener Liebe verbundenen, individuellen geistigen Geschmack; sie wählt damit die geistigen Stoffe, die sich zum Ausbau ihrer Persönlichkeit, zur Offenbarung ihrer Ichheit eignen. Objektiv ist nur Gott. Er allein sieht die Dinge und die Wesen, wie sie sind. Das Geschöpf ist subjektiv und soll in einer kräftigen Subjektivität, im rechten Anschauen

einer Seite der Gottheit stark sein und diese an sich offenbaren. Auch hier das Geistesgesetz: „Zeige mir Deinen Glauben, dein innerstes Leben durch deine äußerlichen Werke.“ Offenbare mit allem deinem Tun, mit deiner ganzen Wahl, mit deinen Liebhabereien die oft dir selbst unklare Ur liebe deiner Seele. — Als Grund- und Eckstein ihres Lebens aber trägt jede es in sich: Es gibt ein Gutes und ein Böses; du sollst das Gute tun und das Böse lassen. Gegen diesen kategorischen Imperativ hilft keine Lüge, und die Seele kann nur entweder sich vor ihm demütig beugen oder ihn ingrimmig lästern und bekämpfen, ohne ihn aus der Welt schaffen zu können. Auch der hartgesottenste Materialist mit seiner buchstäblich geistlosen Weltanschauung kann sich von dem ehernen Gesetz des Geistes und des Guten nicht loswinden, will für einen Geistesreichen, Wahrheitsuchenden, ja Tugendhaften gelten und begehrt auf, wenn man ihn des Lasters und der Lüge zeicht. Wenn nach seiner Theorie Kohlenstoff und Wasserstoff das Gute und das Böse, Wahrheit und Tugend erzeugten, könnte er ja nichts dafür; er wäre eine chemische Verbindung und alles nur Mechanik der Atome! Warum hegt denn das Laster vor der Tugend eine heimliche Scheu und unzerstörbare Ehrfurcht, warum will es sie nachahmen und fühlt sich von ihr gerichtet?

Zu jenem ersten Felsenfesten in der Seele: es gibt ein Wahres und ein Gutes, kommt das zweite ebenso unabweisbare Bewußtsein: „Das Gute, das ich will,

das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich!" Die Schuld ist das Wort, das durch das Weltall hallt, ist die große Tragik unseres Daseins, die mit keinen Künsten, mit keiner Arbeit und keiner Zerstreuung sich abweisen läßt. Tröste doch den von den Furien gejagten Mörder damit, daß du ihm sagst, seine Schuld und die ihn zerfleischenden Gewissensbisse seien nur das Produkt von zufälligen Verbindungen des Stoffs! Ein größerer Narr noch als diejenigen, die das ihm predigen, müßte er sein, wenn er es glaubte; aber er bringt es nicht fertig. Der furchtbare Gegensatz zwischen Gott und Welt, die ganze Gottesfeindschaft unserer Existenz, mit einem Wort: die Sünde, das ist es, was nach dem Glauben an Gott die Welträtsel löst, oder richtiger uns erklärt, warum wir sie nicht lösen können.

Diese Sünde hält uns die Augen zu, daß wir die selige und die unselige Welt nicht sehen, die uns umgeben. Die Engel, die allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel sehen, behüten die Kleinen; die Geister, die in der Luft sind, und ihr Fürst und Gott dieser Welt umwandeln uns, Verderben sinnend in ihrem Zorn; und täglich, stündlich verschwinden zu Tausenden unsere Mitmenschen, fallen in das große, unbekannte Jenseits. Was treibt dort die Seele? Wie sieht sie nun ihr Erdenleben an? Auf welchem Boden wandelt sie und von welchen Formen umgeben? Welcher Stoff oder Äther verleiht ihr Sichtbarkeit? Was bespricht sie und in welcher Sprache? Welches

Licht sieht sie und mit welchen Augen? Wie steigt die Unsterbliche zum Licht empor? Wie sinkt sie in die Finsternis hinab? — Eine unbekannte Existenz, Jahrhunderte hindurch, in unbekannten Welten.

So leben wir, anderen und uns selbst unbekannt, unter dem unaufhörlichen Kreisen nie zu erkennender Sphären, vom Unbekannten stets bedroht. Zielloos, atemlos drängen wir, vom unbarmherzigen Gesetz der Zeit getrieben, immer weiter unter der erdrückenden Menge und Wucht unverstandener Tatsachen, wie im dichten Dschungeldickicht Verirrte. Das ist traurig. Noch trauriger, daß wir darüber uns und andere täuschen. Wenn ein Lehrbuch der Botanik, das „den Fortschritten der Wissenschaft zu entsprechen“ sich rühmt, mich belehrt, daß der weiße Klee, *trifolium repens*, einen kriechenden Stengel, dreizählige Blätter, lanzettliche Nebenblätter, fünf kahle Kelchzähne hat, und so weiter von Hunderten von Pflanzen, so ist das praktische Erkenntnis; aber damit ist mir nicht die Frage nach dem Wesen der Pflanze beantwortet, noch selbst die einfältige: Warum hat eine Pflanze eirunde und die andere lanzettförmige Blätter? Anstatt auf die Frage: „was ist eine Pflanze?“ „was ist ein Tier?“ ehrlich zu antworten: „ich weiß es nicht, wir wissen es nicht,“ tun wir, als ob wir es ganz gut wüßten, und lehren, daß alle Vierfüßler vier Füße haben, der Mensch dagegen nur zwei. Wüßten wir nur, warum! — Wir reden viel von „Natur-

kräften“; fragt man aber, was eine „Kraft“ sei, so weiß die Wissenschaft nur: „Kraft ist die zur Erklärung einer Erscheinung angenommene, nur aus ihren Wirkungen zu erschließende Ursache.“ Wenig genug! Denn daß „Etwas macht, daß“ haben von jeher die Menschen und auch jedes Kind gemerkt. „Materie,“ heißt es, „ist der Stoff im Unterschied von der Form.“ Gibt es denn einen Stoff ohne Form, und eine Form ohne Stoff? „Vitalismus“, sagen wir, „ist die Kraft die das Leben erzeugt.“ So stellen wir Worte hin, da Begriffe fehlen, reden von „Naturtrieben, unbewußter Empfindung, Reizwirkungen, Reflexbewegungen“, von einem „inneren Bildungstrieb“, von einer „Zieltreue der Organismen“, als ob wir wirklich wüßten, was das alles ist, und in der Meinung, uns zu erhöhen, wenn wir andere erniedrigen, sprechen wir dem Tier — ich hörte es also doziert — Selbstbewußtsein, Weltbewußtsein und Gottesbewußtsein ab und erklären, dasselbe sei der Gefühle der Schuld und der Pflicht, der Beschämung und der Ehre unfähig, Behauptungen, deren Dreistigkeit nur dann eine Berechtigung hätte, wenn sie auf Erfahrung gegründet und wenn der gelehrte Professor selber Jahre lang eine Mäule oder ein Kamel gewesen wäre; letzteres übrigens ein Tier, dem Orientreisende Zartgefühl und vornehme Gesinnung nachrühmen, so lange es nicht durch den Umgang mit schlechten Menschen verdorben und störrisch wird.

Wir bilden uns ein, durch fleißige „Forschung“, durch möglichst genaue Feststellung von Millionen von

Tatsachen die Rätsel der Schöpfung und des Seins zu lösen, und stöbern damit doch nur immer wieder neue auf. „Unser Wissen von der Natur,“ sagt ein bekannter moderner Denker, „ist die immer ausführlichere Darlegung eines Unwißbaren“ (H. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts V, S. 910). Und ein anderer gesteht: „Die Wissenschaft führt zu keiner Weltanschauung; denn all unser Wissen endet in unlösbaren Rätseln“ (Joh. Hauri, Die Welträtsel).

Wir beweisen weitläufig, was wir nicht begreifen, und erklären, wie der französische Akademiker F. Brunière sagte, „Dinge, die wir wenig verstehen, mit Dingen, die wir gar nicht verstehen“. So Schwere mit Anziehungskraft, gewisse Erscheinungen durch „positive und negative Elektrizität“, Stoffverbindungen durch „chemische Affinität“, Feuer durch Oxidation, das Licht durch „Lichtwellen“ und „Lichtstrahlen“. Aber Billionen solcher angeblichen Wellen oder Strahlen durchkreuzen sich im kleinsten Raum, durch ein Nadelöhr, ohne sich gegenseitig im geringsten zu stören oder aufzuheben, so daß von tausend in einem Saal Versammelten jeder ein anderes und doch gleiches Bild bekommt. „Das ist absolut unbegreiflich,“ gesteht der französische Astronom Flammarion; „je mehr ich seit Jahren über das Licht nachdenke, je weniger verstehe ich es“ (Astron. popul. S. 394). So wankt unsere ganze Physik. Die lang verworfene Lichtemissionstheorie Newtons kommt mit den Elektronen wieder zu Ehren. Ein Tropfen Wasser soll nach Faraday so viel Elektrizität enthalten

wie ein Blitz, oder 800 000 Ladungen einer starken Batterie! (Welche Vorräte der furchtbarsten Feuerkräfte enthalten dann unsere Ozeane?) Und von dem bisher für ungeheuer dünn gehaltenen Weltäther halten Sir D. Lodge und Lord Kelvin, er sei Milliarden mal dichter als Platina, unser schwerstes Metall! (Soc. astron. de Paris, 1907, p. 312 u. 313.)

Wir haben geglaubt, in dem mit so viel Begeisterung aufgenommenen Gesetz der Erhaltung der Energie eine felsenfeste Grundlage für unsere Naturanschauung gefunden zu haben. Aber schon spülen die Wellen über den verlunkenen Fels. Daß diese Theorie für das Reich des Geistes und der Seelen ungültig, erkannte man sofort; bald aber auch, daß sie in der materiellen Welt keine allgemeine Gültigkeit hat. „Löst man,“ sagt ein Physiker, „zwei Uhrfedern, von denen eine gespannt ist, in Salpetersäure auf, wo bleibt da die Spannkraft der einen?“ Aber wir kennen nun andere Einwürfe. „Es liegt die unanfechtbare Tatsache vor,“ sagt G. Dominik (Die Woche 1907, S. 1529), „daß ein Milligramm Radium in genügender Zeit so viel Kraft ausströmen kann, wie sich durch die Verbrennung der Kohlen eines hundertachtzigsten Kohlenzugs gewinnen läßt.“ Solche Erfahrungen bedeuten den Bankrott unserer ganzen bisherigen Anschauung über den Stoff und über die Kraft. Auf dem Eiffelturm wird telegraphiert oder in das Telephon ein Wort hineingesprochen. Dreitausend Kilometer entfernt, auf dem Ozean, bei den Azoren, oder in Newyork, oder

am Nordkap wird dieses Wort aufgefaßt; es ist über den Lärm der Weltstädte, über Länder und Bergketten, durch Sturm und Schneegeflöber und Hagelschauer weiter geklungen; klingt sicherlich um die ganze Erde! Oder nehmen wir eine Grammophonplatte. Eine einfache, in Metall eingerichtete, wellenförmige Linie enthält das individuelle, leidenschaftliche Flehen oder das fröhliche Jodeln einer Menschenseele, und wir erkennen die Stimme. Hier steht der Mensch vor absolut nicht zu erklärenden Wundern. So gewährt uns Gott zur Beschämung unseres hochmütigen, eingebildeten Wissens kleine Einblicke in seine Welt des Stoffs und der Kraft. „Und der im Himmel thront, lacht“.

Daß eine gewaltige Kraft, die wir Evolution nennen, die Schöpfung, die Pflanze und den Polyp, das Atom und die Menschheit und die Fixsterne durch die Ionen und die Welträume hindurch einem unbekannten, höheren Ziel zutreibt und jagt, sehen wir; aber kennen wir die Kraft und das Warum und das Ziel? Wohl spricht sich damit die Schöpfung immer deutlicher und reichlicher aus; aber für wen? Verstehst sie sich denn selber? Jedenfalls verstehen wir sie nicht. Wie schön wäre ein wahres Wissen und Verstehen! Aber wo ist ein solches? Sage mir doch, du auf dein Wissen und deinen Verstand stolzer Mensch, etwas, das du verstehst. Etwa wie dein Hirn denkt, oder wie du dich täglich ernährst und wachsest und schläfst, oder wie deine Seele auf deinen Körper einwirkt? Verstehst du, wie das Gras wächst und das Würmlein stirbt, oder das Licht und

dein Sehen, dein Hören und Fühlen, deine Freude und deinen Schmerz; ja, nur die zwei Wörtchen: ich bin und ich habe? — Kennnten wir nicht die Geburt und den Tod, so würden wir bei unserer Weisheit schwören, daß, was nicht ist, nicht werden, und was ist, zu sein nicht aufhören kann. Unser Geistesleben besteht aus Eindrücken, Ahnungen, Stimmungen, subjektiven Meinungen, aus einem mehr oder weniger trüben Schauen. Lieben und Hassen, Glauben und Glaubenwollen dessen, was mit der Grundliebe unserer Seele übereinstimmt. — Aber statt es zu gestehen, erfinden wir Worte, um darin unsern Unverstand einzukleiden und einander weise zu erscheinen. Sehen wir Tiere mit unfehlbarer Weisheit die ihnen zuträgliche Nahrung auffuchen oder mit mathematischer Sicherheit ihre Zellen bauen, oder auf trefflichste und zweckmäßigste für ihre von ihnen ganz verschiedene Nachkommenschaft sorgen, so sprechen wir von „Instinkt“ und glauben, etwas gesagt zu haben. Ist das Instinkt nur, wenn eine Bärin oder ein Wal-fisch seine Jungen bis in den Tod verteidigt und sich eher töten läßt, als sie zu verlassen? Oder wenn ein Kanarienvogel aus Gram über die Abwesenheit seiner Herrin stirbt? Oder wenn ein Hund eine Stunde weit Hilfe für seinen vom Baum gefallenen oder vom Wilddieb angeschossenen Herrn holt, und wenn so viele andere Treue und Aufopferung beweisen, Mißhandlungen mit Gehorsam, und Böses mit Gutem vergelten? Dann wäre vielen Menschen mehr Instinkt zu wünschen. Instinkt, erklären wir weise, ist ein „unbewußter

Naturtrieb". Auch ein sinnloses Wort! Die Natur soll treiben; wer ist diese Natur? wie treibt sie? was treibt sie am Tier? Und das: „unbewußt?" Wissen wir das? Ist nur Instinkt und unbewußter Trieb die ergreifende Todesangst des gehezten Wilds, der flehende Blick des mißhandelten Pferds, die verzweifelten Versuche der winzigen roten Wasserfloh, zu entfliehen, wenn unter dem Mikroskop das Wassertröpfchen allmählich verdunstet, und die Angst des Todes das Tierchen überfällt? Wo, in welchem Organ sitzt in der Raupe die Ahnung eines anderen, schöneren Lebens, der Trieb, die causa, die sie in der lichtlosen Puppenhülle zum lichtjuchenden, Blumenjaß trinkenden Schmetterling umwandelt? Wir sprechen bei der unbegreiflichen Vererbung von „einem einfachen Überspringen der elterlichen Eigenschaften". Ja, wie so? So einfach ist die Sache nicht. „Mit einer Samenzelle, von welcher fünfhundert Millionen eine Kubiklinie ausfüllen, vererben sich die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten vom Vater auf den Sohn, ja, mit Auslassung des Sohnes, wiederum durch eine kleine Zelle auf den Enkel. Hier lassen Physik, Chemie und Anatomie uns völlig im Stich." (Bunge, Vitalismus und Mechanismus.) — Weil die Botanik das Binden der Schlinggewächse, bald nach rechts, bald nach links, immer weniger versteht, spricht sie von „inneren Ursachen". Was soll ich mir dabei denken? Wir reden gelehrt von einem „Lebensprinzip". Was ist das? Wo sitzt das Lebensprinzip, — materiell oder immateriell? Geist oder Stoff? — im Eidotter

oder im Mehl des Samenkörnchens? Wo fährt es hin, was wird aus ihm, wenn das Körnlein stirbt, oder wie wir sagen, die „Keimkraft“ — auch ein unverstandenes Wort — aufhört? Wo bleibt es, wenn bei Sir John Franklins Experimenten Karpfen so gefrieren, daß man sie wie Glas in Splitter schlagen kann, solche aber nach längerer Zeit in warmes Wasser gebracht, wieder munter herumschwimmen? Oder gar bei den Bazillen, die nach Professor Pictet — 220 Grad aushalten, also eine Kälte, bei der die erstarrten Moleküle still stehen, die chemische Kraft erlöscht und Säuren nicht mehr angreifen? Man erschrickt beim Gedanken, daß hier „das Leben“ des Geistes (?) das Leben des Stoffs überlebt. Erfriere das ganze stoffliche Weltall, so könnte also die „Lebenkraft“ unverfehrt bleiben!? Wenn obige Wesen Tage, Wochen lang gefroren, ohne irgend welche Lebenszeichen, dennoch am Leben bleiben, warum nicht ebensogut Jahre? Jahrhunderte? Jahrtausende? Wo verbirgt sich da das Leben? Was setzt dann die stehen gebliebene Uhr wieder in Bewegung? Was ist überhaupt das Leben, diese große Frage, dieses Geheimnis aller Geheimnisse, diese Sphinx, die überall in der Schöpfung mit unergründlichem Lächeln uns entgegenstarrt, diese Macht, welche, wie die Ozeane mit Fischen, die Luftmeere mit unzähligen Billionen von unsichtbaren Wesen, Bazillen, Sporen, nie gesehenen Infusorienkeimen belebt, und jedem Geschöpf seine eigene Form gibt; dieses Etwas, das in der Pflanze träumt, im Vogel singt, in uns

leise pulsiert, wild rauscht, lacht, schreit, seufzt und klagt, bis es in einem letzten gebrochenen Schluchzen austönt, und auf einmal nicht mehr da ist? Wir wissen es nicht.

Doch nein! Wir wissen alles; wir erklären alles. Der Theolog erklärt Gott, stellt seinen Begriff fest, und was er ist und was er kann und nicht kann. Der Professor kennt genau den wissenschaftlichen Grund aller Erscheinungen. Wir haben Lehrbücher und Gelehrte und Konversationslexika, die „auf keine Frage die Antwort schuldig bleiben“. Wir haben ärztliche, pädagogische, anthropologische, physiologische, psychologische, naturwissenschaftliche Kongresse, deren Teilnehmer sich rühmen: „Die Natur haben wir gezwungen, uns ihr Innerstes zu offenbaren;“ auf denen die Festredner sich gegenseitig zum „ungeheuren Fortschritt des menschlichen Wissens“ beglückwünschen — und sie alle kennen die Anfangsgründe des Seins, wissen nicht, werden nie wissen, was der Stoff und was der Geist, was die Zeit, der Raum, die Kraft, die Zahl, das Leben und der Tod, was der Schlaf, der Traum und der Wahnsinn, der Schmerz und das Bewußtsein, woher und was die eigene Seele, oder auch nur, — selbst ein A. v. Humboldt, der einst berühmte Verfasser des Kosmos, hat es gestanden — wozu ihnen das Leben gegeben; ja, auf die größte, wichtigste Frage: „Gibt es einen Gott?“ gestehen diese Fürsten der Wissenschaft offen: Wir wissen es nicht!

Immer steigt dabei die Flut, immer breiter wird der

Strom der antichristlichen, bibel feindlichen Rede. Der Materialist häuft endlos naturhistorische Tatsachen auf, um daraus als logische Schlüsse absolut unbewiesene und unbeweisbare Sätze, Dogmen, Axiome aufzustellen, und blendet damit die urteilslose Menge. Als ob noch so viele Tatsachen jemals beweisen könnten, daß es keinen Gott gibt oder daß die Welt von selber entstanden oder ewig ist! Aber immer dreister und lauter spricht der Monist von der „Ewigkeit des Stoffs und der Kraft, die durch Versuche (!) erwiesen sei“ (Büchner), von der von ihm erfundenen „Allmacht der Substanz“, davon, daß „auch Atome Wollen und Empfinden haben“ — wie kann er das wissen? — und daß „das Leben durch zufälliges Zusammenkommen von Atomen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Schwefel entstanden sei.“ War er dabei? Und wie kommt es, daß in unseren Laboratorien, in unseren Retorten und Tiegeln nie zufällig wieder eine Urzelle entsteht, oder eine noch so komplizierte, also höhere chemische Verbindung zu leben und zu kriechen, zu schreien und zu lachen anfängt? Während eine Zeitlang Gelehrte, wie selbst ein Dubois-Reymond, hofften, die Vorgänge des Lebens chemisch, mechanisch zu erklären, erkennen jetzt die Physiologen mit Bunge („Vitalismus und Mechanismus“) und Hering (Über Nerventätigkeit): „Das Lebendige ist ein Rätsel, das jeder Erklärung spottet.“ Auch der bekannte Physiologe Claude Bernard gesteht: „Das lebende Wesen bleibt, so lange es dauert, unter dem Einfluß einer

schöpferischen Lebenskraft, und diese gehört weder in das Gebiet der Chemie, noch der Physik, noch in ein anderes," d. h. sie ist uns unerreichbar. So erzählte Lord Kelvin in London, er habe auf einem Spaziergang Liebig gefragt, ob er glaube, daß eine Pflanze auf chemischem Weg entstehen könne, worauf Liebig geantwortet habe: „Da könnte ich ebenso gut glauben, daß ein Lehrbuch der Botanik auf solchem chemischen Weg entstanden sei," und er habe hinzugefügt: „Jede Tat des freien Willens ist für die physikalische, chemische und mathematische Wissenschaft ein unerklärliches Wunder."

Wir mißbrauchen den Namen Wissenschaft. Wenn schon der geistreiche Seneca klagte: „Wir leiden am Übermaß der Wissenschaft", und diese Römer hatten Wissenschaft: Philosophie, Rhetorik, Sprachenkunde, Staatswissenschaft und Kriegsführung, prächtige Architektur, dazu eine unglaublich entwickelte und geschmackvolle gewerbliche Kunst, wie erst wir? Wir leiden an der Überfüllung unseres Geistes. Wie unsere Salons und Arbeitszimmer immer mehr zu Aufbewahrungsräumen für überflüssige Möbel und viele Nippfachen werden, so auch unsere Köpfe, und unserem Warenhauswissen fehlt die Einheit und das Zentrum. „Es gibt," sagt Goethe, „hohle Köpfe, die erstaunlich viel wissen!" Das rastlose Untersuchen, Forschen, Arbeiten in allerlei überflüssigen und kleinlichen Spezialitäten ist nicht ein Zeichen von Geisteskraft, sondern von fieberhafter Aufregung und Schwäche. Es fehlt uns die große, schöne, heitere Ruhe, die Klarheit, die das Große

groß und Das Kleine Klein steht. Darin waren uns die Alten überlegen. „Je mehr,“ wurde mit Recht gesagt, „wir mit dem Mikroskop arbeiten, desto mehr verlieren wir das große Gesichtsfeld.“ Was soll man von jahrelangen mikroskopischen Untersuchungen über „den Embryo der Blattlaus“ halten? Flache Köpfe sind fortwährend damit beschäftigt, auch das Bekannteste, Unbedeutendste und Anglosächse „wissenschaftlich“ zu behandeln, um sich mit „Resultaten der neuesten Forschung“, „sur des riens“ in der illustrierten und nichtillustrierten Presse zu produzieren. Habe ich doch gelesen, wie nach angeführten „wissenschaftlichen Messungen“ die Luft auf Bergen staubfeiner sei als in Städten! Daß diese kleinen Geister mit großem Ernst und Selbstbewußtsein Fliegen sangen und, wie der Nordländer sagt, aus Sand Seile drehen, könnte man ihnen hingehen lassen; aber dieses Tun erstreckt sich auch auf wichtigere Gebiete. Moderne Lehrer und Lehrerinnen, die von Gott und Religion nichts mehr wissen noch wollen, dagegen fragliche Nährwerte der Kartoffel und der Bohne und die Sahnformeln des Hundes und des Schweins für unerlässlich zur Bildung ihrer Schüler erachten. Schulmänner, welche über das Gebet, diese höchste, schönste Tat der Seele spotteten und in ihrer durren Pädagogik verlernt haben, wenn sie es je gewußt, was Kind und Kindlich heißt, werden, so Gott nicht hilft, die Köpfe der nächsten Generation sorgfältig mit wissenschaftlichem Stroh ausfüllen. Da wird die Reaktion nicht ausbleiben. Schon

erhebt sich manche Stimme gegen unsere vielfach pedantische, Geist und Individualität lähmende Schul-
dressur. „Wir brauchen,“ sagte Kultminister v. Schlieben
bei der Einweihung eines Volksschullehrerseminars,
„gesunde Männer, nicht überlastet mit totem Wissen,
nicht matt und geschwächt durch geistige Überbürdung,“
und — fügen wir hinzu — wir brauchen sie, damit
sie uns ebensolche Schüler und Jünglinge erziehen.
„Heutzutage,“ meinte der geniale Historiker Griechen-
lands, Ernst Curtius, „läuft man eher Gefahr, zu viel,
als zu wenig zu lernen. Das zu wenig Gelernte kann
man immer nachholen, das zu viel bildet eine Last, von
der man sich nie mehr befreit.“ So mögen die ernstesten
Forscher recht haben, welche für dieses Jahrhundert die
Enttäuschung, der Akademiker Brunetière und Tolstoi
sogar den „Bankrott“ der Wissenschaft verkünden. —
Traurig genug, daß wir ihre Entdeckungen immer mehr
dazu verwerten, den Krieg zur See und zu Land zu
immer grausamerem Menschenmord zu gestalten, wäh-
rend die große Menge, auch der Gebildeten, sich nur
insoweit für sie interessiert, als sie sich zu ihrem Ge-
nuß, Komfort, Luxus und Sicherheit daheim und auf
Reisen verwerten läßt. Raub jagen Luftschiffe an,
durch die Lüfte zu segeln, und schon bereitet man sich
eifrig, aus ihnen Dynamit und Granaten auf Mitmenschen
zu schütten, und andere erfinden ebenso fleißig neue Ge-
schütze, um die Luftsegler zerrissen und verbrannt her-
unter zu holen. Ein trauriges Bild fürwahr von der
humanen Gesinnung der fortschrittlichen Menschheit!

Wir leben uns täglich müde an der wissenschaftlichen Erklärung aller Dinge unter der Sonne, an der dunkelhaften, gelehrten Rede über Wichtiges und Unwichtiges. Wir wissen nichts, und man belehrt uns mit möglichem alles. Das macht uns zu dem eingebildeten und oberflächlichen, aufgeklärten und ignoranten, ungläubigen und leichtgläubigen Geschlecht, das heute alles verächtelt und morgen es vergißt; das sich heute vorfabeln läßt, die Menschenkette kettend unerschütterlich vom Nordpol her, morgen eine angebliche Stützung der Marsbewohner verächtelt, und dessen ganze christliche Weltanschauung bei der Erzählung vom Fund eines neuen Affenknochens umfällt. Das raubt uns die gesunde Einfalt und den hellen Blick und die fröhliche Freude am Dasein, an der Schöpfung, am eigenen und am fremden Leben.

Überall, im privaten wie im öffentlichen Leben ein Brangen mit unwahren, verbrauchten gesellschaftlichen und offiziellen Redensarten, wie Bismarck vom „nötigen Phrasenbedarf in der Diplomatie“ sprach. Wir haben es in einer Präsidentsenatschaft an eine große Nation gehört: „Der gute Genius Frankreichs werde weiter den Handel, die Industrie, den Ackerbau, die Wissenschaften und die Künste fördern.“ Wo ist dieser gute Genius? Wo sitzt das Männlein mit der Fackel? — So spricht man zu ernsten Männern! So redet eine Menschheit, die nicht einmal einen Gott mehr hat und dabei stolz „auf der Höhe der Zeit“ steht. Lachen da die Unsterblichen oder senken sie mitleidig? O der

Phrase, die im modernen Roman mit unausstehtlich affektierten Ausdrücken sensationell wirken will, um völlig Unnötiges zu sagen, die mit abgedroschenen Lobsprüchen und Rezensionen weltliche und christliche Machwerke in den Himmel erhebt, die uns verfolgt bis in die Schule in der patriotischen Verfälschung der Welt- und Vaterlandsgeichte, bis ins Gotteshaus in künstlichen Blumen der Kanzelberedsamkeit, bis auf Gräber in den Lob- und Seligpreisungen offener Verächter des Göttlichen!

Ach, daß wenigstens wir Christen los wären von der gegenseitigen wortreichen Verherrlichung unseres Tuns, von der Selbstbeispielung im frommen Tagebuch und in der christlichen Biographie, vom wichtigen Berichten unserer Seelenerfahrungen und vom Befehrungsroman, und dafür wahr, den Feinden der Wahrheit gegenüber ein Fels, unseren Mitmenschen Männer und Brüder, vor unserem Gott Kinder, mit einem Christentum ohne viele Worte und Gebärden, ohne gesalbte Rede und Schablone der Andacht, ohne ein gesuchtes Anbringen vom „lieben Heiland“, gelassen, einsältig vor unserem Gott wandelten mit dem Wahlspruch: Gott alles, ich nichts! Weniger Wissenwollen, weniger Grübeln und Selbstbetrachtung und mehr göttlicher Leichtsin und Gottvertrauen, ihr Christen! Dazu sind wir Kinder des Schöpfers aller Dinge und bei ihm in Gnade. Und er hat uns verheißen, wir „sollen es einst alles ererben“ (Off. 21, 7) und auch verstehen! Können wir nicht warten?

Warum wissen wir nichts? Brennt doch so heiß in uns das Begehren zu wissen! Wie viel redliche Arbeit und Schweiß, wie viele durchwachte Nächte, bestandene Gefahren, mühevollen Untersuchungen hat der Wunsch: „ich will wissen“, der Menschheit gekostet! Wahrlich nicht ohne aufrichtige Hochachtung stehen wir Laien vor so vielen ernstern Männern, die keine Mühe gescheut, ja das Leben daran gerückt haben, etwas zu wissen. „Suchen und weislich erforschen alles, was unter dem Himmel geschieht; solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darin müssen quälen“ (Pred. 1, 13). Und doch, die größten und besten mußten es gestehen: alles fast umsonst! Entmutigt sprach der große Haller: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist! Zu glücklich, wenn sie ihm die äußere Schale weist!“ Ein Newton bekennt nach seinen tiefsten Untersuchungen: „Ich komme mir vor wie ein Kind, das am Ufer mit einer Muschel das Meer ausschöpfen will.“ Und der achtzigjährige Lord Kelvin, vielleicht der größte Physiker des vergangenen Jahrhunderts, gestand die „Erfolglosigkeit“ des Forschens ein und sagte: „Ich verstehe nicht mehr von der Elektrizität, als da ich anfang, sie zu studieren.“

Warum verstehen wir nichts? Weil in allem, in der Sonne und im Sandkorn, im Grashalm und im Mücklein ein Göttliches ist, ein göttliches Gesetz, ein göttlicher Gedanke, ein göttliches Wollen, das uns gefallenem Geistern zu hoch und zu tief ist. „Das Un-

zulängliche, hier wird's Ereignis, das Unbeschreibliche, hier wird's getan!" „Gott hat die Ewigkeit in das Herz der Menschenkinder gelegt, ohne daß der Mensch das Werk, welches Gott gewirkt hat, von Anfang bis zu Ende zu erfassen vermag.“ (Pred. 3, 11, Grundtext.) Das Sichtbare ist uns dazu gegeben, daß die Ahnung eines überirdischen Göttlichen darin uns durchdringe, uns zur Lehre und Warnung, daß es hinter dem Sichtbaren eine Macht gibt, von der unsere Vernunft uns nichts aussagen kann.

Hat nicht der Schöpfer selber uns einst zu Vizekönigen und Regenten dieser seiner Schöpfung eingesetzt? Sprach er nicht: „Füllet die Erde und macht sie euch untertan, und herrschet über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden krecht.“ Aber ach! wir haben diese Vollmacht mißbraucht, kraft deren Adam alle Tiere nannte. Da wurde sie uns entzogen. Warum kennen wir selbst unsere Mitgeschöpfe und unseren Wohnsitz nicht mehr? Warum wandeln wir unwissende, heimatlose Fremdlinge unter den großen, schönen himmlischen Schöpfungen des himmlischen Vaters, und verstehen sie nicht, und sie uns nicht? Soll der Sohn des Hauses nicht wissen, was der Vater tut? Hat ein einiger Gott aus einem Denken, mit einer Weisheit, nach einem einheitlichen Plan, nach denselben Gesetzen des Stoffs und des Geistes so viele Welten am Himmel und auf Erden unzählige Geschöpfe geschaffen — haben sie alle eine Quelle, einen Ursprung, eine Grundursache und

einen Vater, wie kommt es, daß sie einander so gar nicht verstehen, gar nichts von einander wissen, noch wollen und um einander unbekümmert ihre eigenen Wege gehen? Sollen diese Wege nicht zu demselben Ziel, zum selben Vaterhaus, zu einer und derselben ewigen Heimat führen?

Hier weiß menschliche Weisheit keine Antwort. Und weil die Welt uns gern beschuldigt, wir Christen leiden an einer pessimistischen Weltanschauung und tieffitzendem Vorurteil gegen Wissenschaft und Fortschritt, wollen wir die Worte eines des Christentums unverdächtigen Naturforschers anführen: „Nirgends findet unser Auge einen Ruhepunkt im Chaos des modernen Wissens; dafür aber überall ein hoffnungsloses Sichwinden um die zahllosen Fragezeichen, die in die Welt des Naturforschers hinabhängen und ihm die Fernsicht rauben. Das naturwissenschaftliche Weltbild, die Entstehung des Lebenden, die Metamorphose der Formen, die Frage nach dem Urquell des Lebens, alles, wonach wir fragen, antwortet nichts.“ (R. Francé, *Der Wert der Wissenschaft* S. 60.) Wohl schreibt A. Titius: „Wir hoffen von der Vollendung der Wissenschaften und Künste, daß sie uns zu frei geborenen Menschen machen wird.“ Ihr Armen! *Lasciate ogni speranza!* Denn immer nur vom Sichtbaren und Endlichen kann euch Wissenschaft und Kunst berichten; die Seele aber lebt vom Unsichtbaren und Unendlichen. Und auch dort ist die Schuld, die furchtbare; von der befreit weder Kunst noch Wissenschaft!

Aber das Wort, das uns unser Schöpfer gegeben hat, damit wir nicht in Nacht und Graus untergehen, spricht: Ja, als Gott die Welt schuf, da „die Morgensterne Gott mit einander lobten und jauchzten alle Söhne Gottes“ (Hiob 38, 7), da verstanden sich und ihn seine Geschöpfe; und Adam erkannte die Tiere und nannte sie mit Namen nach ihrem innersten Wesen. Aber der Mensch, von Satan verführt, fiel vom Schöpfer ab. Da verdunkelten sich zur Stunde seine Augen; da erstarrten seine Sinne. Wir hören nicht mehr die Harmonie der Sphären und den Gesang der Schöpfung, nicht mehr die wunderbare, tiefsinnige Melodie der Dinge und die Musik der Zahl in allem Bestehenden, können nicht mehr die prächtigen Hieroglyphen ewiger Wahrheiten, die uns umgeben, lesen. In uns schlummert scheintot der Geist, wie die Puppe in ihrer Hülle; das Herz ist tot, die Seele lahm, von Leidenschaften steuerlos umgetrieben, von niedrigen Trieben, von gemeiner Selbstsucht beherrscht.

Harte Worte. Wer mag sie hören? Jedenfalls nicht eine Menschheit, die hoch erhaben und geistesmächtig sich dünkt, weil sie Jahrtausende gebraucht hat, um endlich zur Erkenntnis der Kräfte auf der Gasse zu gelangen und zu merken, daß es in der Welt Dampfkraft, Erdmagnetismus, Elektrizität und einige andere Dinge gibt, und welche ergrimmt, wenn man ihre Götzen zerschlägt, denn in ihnen betet sie ja sich selber an. Wahrlich, es schreit gen Himmel der große gemischte Chor des Eigenlobs, die düsterhafte Verherr-

lichung, das unaufhörliche Preisen unseres Wissens und unseres Könnens, unserer Intelligenz und unseres Fortschritts, von dem unsere Lehrbücher voll, von dem unsere Fest- und Einweihungsreden, Vereine und Bünde, unsere Ratheder, unsere Kanzeln und unsere Presse widerhallen. Ei! wie müßten da wahres Wissen und wahre Vernunft uns längst über die wahren Ziele des Lebens aufgeklärt haben und gelehrt, dieses Leben richtig zu verwenden und klug und freudig zu genießen! Wie müßte eine wahrhaft aufgeklärte Moral schon lang im Handel und Wandel die betrügerische Reklame und unsichere Spekulation und das Börsenspiel abgeschafft haben, dazu die Verfälschung der Lebensmittel und die unsittliche Kunst und Presse, die Trunksucht und das Stromertum! Wie sollten doch bei einem wahren Fortschritt die Völker, durch herzliches Wohlwollen zu einer großen Familie geeinigt, in Eintracht den Segen des gesicherten Weltfriedens und der gemeinsamen gerechten Gesetze genießen und sich der noch wilden Stämme mit väterlicher Güte annehmen! Wie müßte da im Lichte der Vernunft bitterer Klassenhaß und murrende Unzufriedenheit verschwinden! — Aber nichts von alledem! Je größer unsere Weltstädte, diese Mittelpunkte unserer Aufklärung und unseres Fortschritts, unserer Kunst und unserer Wissenschaft, desto mehr gedeihen darin Unsittlichkeit, Elend und Verbrechen. Nicht die wilden Menschenfresser in den Wäldern Neu-Guineas sind das abscheulichste, was die Menschheit bietet, sondern das Leben von Zehntausenden in den

Slums Newyorks und Londons, in manchen Quartieren von Paris, Wien und Berlin, dieser zivilisierten Hauptstädte; und bitter schreibt ein Franzose: „Das äußerste Zeichen des Reichtums, die letzte Blüte der Zivilisation ist das geschminkte Laster auf unseren Straßen.“ „Die Sünde,“ spricht die Schrift, „ist die Schande der Völker.“ Und dabei hallt fort und fort die Hymne unserer Selbstvergötterung. — Da muß freilich Gott immer häufiger mit Erdbeben, Vulkanausbrüchen und Wirbelstürmen uns durch die Fürsten der Unterwelt und „die Geister, die in der Luft herrschen“ (Eph. 2, 2), bedeuten lassen, daß wir weder allweise noch allmächtig sind und über seine Naturgewalten nicht zu befehlen haben; wir gingen sonst an unserer Einbildung zeitlich und ewig zugrunde! Denn es birgt die Welt viel Großes, Merkwürdiges und Furchtbares, aber nichts Verächtlicheres als das hochmütige Geschöpf, wenn es sich über seinen Schöpfer erhebt, und die Torens sprechen (früher „in ihrem Herzen“, jetzt auf der Straße): „Es ist kein Gott!“

Ist es ein Wunder, daß eine Menschheit nun in Unwissenheit und Irrtum wandelt, welche den Schöpfer aus seiner Schöpfung hinausgetan hat und den lebendigen Gott leugnet, gleichviel ob sie es mit dürren atheistischen Worten tut, oder dafür ein unpersönliches Etwas ohne menschliche Eigenschaften, einen armen Knecht der Naturgesetze oder gar des Zufalls setzt. Geht diese Sonne unter, so bedeckt Finsternis die Erde; bei aller künstlichen Beleuchtung tapen die Menschen

im Finstern, und die weite Welt bleibt ihnen verborgen. Wird die Urquelle abgelenkt, so versiegen alsbald die Bächlein. Erkennen wir die Ursache aller Ursachen nicht, wie können wir die daraus abgeleiteten verstehen? Wie sollen Menschen, die als *causa causarum* und Urgrund des Alls nur das Nichts in der Urnacht kennen, etwas anderes als Nicht und Nichts daraus deduzieren? Gibt es aber einen Gott, so kann nur das wahr und gut sein, das einen Wert haben, was auf Ihn weist, was sich auf Ihn bezieht, was uns näher zu Ihm bringt. Alles andere ist daneben geschossen, verliert sich in das Nichts, ist verlorene Arbeit, vergebliche Mühe. Eine Philosophie und Naturforschung, eine Wissenschaft und eine Kunst, eine Moral und eine Pädagogik — das alles ohne Gott, ist sinnlos, kann nur Lüge sein. Mögen die Tatsachen wahr bleiben, und die Beobachtungen richtig und brauchbar, ihre Deutung und ihre Verwertung ist eine falsche, und aus noch so vielem Wissen wird nie Weisheit. Ihr „Anfang ist die Furcht des Herrn“.

Werden wir jemals etwas wissen? Darauf antwortete schon der griechische Weise: Wenn nicht einer von oben kommt und uns göttliche Wahrheit bringt, werden wir von uns aus nie zur Erkenntnis kommen. Aber Gott hat Einen gesandt, „und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit“. Was lehrt uns dieses Wort? Daß die Schuld der Welt sie unaufhaltsam dem ewigen

Verderben zutreibt, daß aber Gott sich erbarmt und das Lamm Gottes in die Welt geschickt hat, das der Welt Sünde trägt, damit jeder, der an ihn glaubt, selig werde.

Warum gibt uns dieses Wort nicht auch eingehende, untrügliche Auskunft einer himmlischen Wissenschaft über die Schöpfung, das Atom und das Infusorium, den Käfer und die Fixsterne? Sehr einfach. Denn erstens, was sollen die Millionen der leiblich und geistig Armen, die durch harte Arbeit, zur Erde gebückt, ihr Brot verdienen, mit Hunderten von Bänden über alle Geheimnisse des Stoffs und der Organismen? Zweitens verstünde sie auch der Gebildetste, ja der Gelehrteste nicht; denn absolute Wahrheit über das Tun Gottes läßt sich nicht mit den irdischen Sprachen des gefallenen Menschengesistes ausdrücken. Findet oft schon der Gelehrte es schwer, für seine Untersuchungen Ausdrücke zu schaffen, und ist ein Werk über höhere Chemie oder Mathematik für die meisten Gebildeten unverständlich, wie erst ein göttlich-wissenschaftliches, unendlich höhere Wahrheiten enthaltendes? Wir verstehen das Sichtbare nicht, wie wollten wir das Unsichtbare, seine Wurzel und seinen Grund und Erklärung begreifen? „Glaubt ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage,“ spricht Christus, „wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde?“ (Joh. 3, 12.) Drittens schweigt das Wort Gottes darüber, weil die Zeit, unsere Zeit, zu kurz ist. Lebten wir einige zehn- oder hunderttausend Jahre auf diesem Planeten, so

möchte wohl Gott uns manche Aufschlüsse über uns Verborgenes geben. Aber wie eilt unser Leben dahin! Gestern noch ein Kind, heute ein Jüngling, dann ein Mann, morgen ein Greis; und übermorgen weiß die Welt von uns nichts mehr und rollt unbekümmert weiter. „Eile, errette deine Seele und sieh nicht hinter dich,“ sprach der Engel zu Lot, als schon die schwarzen, feuerschwangeren Wolken des Gerichts sich über Sodom ballten. Brennt das Haus, sollen wir noch lang und mit Muße uns die Bilder an der Wand ansehen? „Schaffe deine Seligkeit mit Furcht und Zittern,“ das ist „das eine, was not tut“.

Werden wir niemals in die Gedanken Gottes eingeweiht, niemals mit seinem Tun bekannt, mit seinen Werken nie vertraut werden? Werden wir nie seine Schöpfungen verstehen? Doch! Sind wir einmal bei ihm daheim, so werden wir als Söhne sehen, was der Vater tut. Freude wird es ihm sein, — triumphierende Freude der Majestät ist ja Charakter Gottes — die geheimsten Schätze seines Hauses vor uns auszubreiten, und der Bewunderung, des Jauchzens und der Anbetung wird kein Ende sein. „Es ist eine Fülle der Bönne zu deiner Rechten ewiglich!“ Dann werden die Himmel der Himmel mit allem, was sie enthalten, uns bekannte, immer besser erkannte Welten sein.

II.

Zweifel?

„Sollte Gott gesagt haben?“

1. Mose 3, 1.

s rollen die Jahrhunderte dahin, und jedes neue bringt dieselben großen ungelösten Fragen, unerforschliche Wege, da die Völker willenlos von unbekannten Mächten getrieben, dahin und dorthin ziehen und auch die Weisesten das wolkenverhüllte Ziel nicht erkennen. Immer unruhiger, sorgenerfüllter fragen die Menschen: Wohin fahren wir? Wie wird alles enden? — Und allerlei Zweifel beschleichen ihre Seelen und erschüttern sie wie der Sturm die Bäume des Waldes.

Unter unbekannten Welten, von unbekannten Kräften unwiderstehlich dahingerissen, von Rätseln umgeben, uns selber unbekannt, wie sollen wir da nicht zweifeln? Ja, wir leben bei allem unserem gerühmten Wissen und Können, bei allem angeblichen Fortschritt und sogenannter Aufklärung im Zeitalter des bangen Zweifels. Kein Gesetz des Stoffs oder des Geistes, keine Tatsache, deren Deutung, keine Wahrheit, deren Berechtigung nicht bezweifelt wird. Ist das die Frucht und das Ende unserer Wissenschaft? Werden wir niemals auf dem Ozean der Zeit Anker werfen können? Gehen im Nebel, der uns umgibt, unsere Schritte, die der Menschheit, nach Osten, da die ewige Sonne einst

aufgeht, oder nach dem Westen, wo die Sonne dieser Welt wie ein roter Feuerball in das uferlose schwarze Meer versinkt? Welchem Ziele eilt diese Erde entgegen, die im schrecklichen Flug mitten durch Millionen von Welten uns mit unserem Leid und unserer Schuld, mit unserem wichtigen und nichtigen Tun fortträgt? Fliegt sie dem Punkt des Weltalls zu, wo eine Weltkatastrophe und der Feuertod sie und uns erwartet? Oder wird sie langsam im Flug erlahmen, erkalten, mit Millionen von Geschöpfen erfrieren, um noch lang als schwarze, tote Weltkugel zwecklose Kreise zu beschreiben, und endlich zu zerfallen und ihren Staub in den Weltraum zu zerstreuen? Ist es Gottes Finger, der ihr den Weg weist? Und kümmert sich dieser Gott um die Schicksale, die Freuden und Leiden jedes der 1600 Millionen Geschöpfe, die einen kurzen Augenblick auf diesem Planeten aus dem Nichts erscheinen, um zu weinen und zu sündigen, und dann zu sterben und von der Erde zu verschwinden? Sieht er auf uns und unsere Mühe und Not und Arbeit herab und kennt er unser Tun? Gibt es einen Gott? Wo ist er? Ich sehe ihn nicht, höre seine Stimme nicht. Hört Er mich und mein großes Sehnen? Und will und kann Er mich erhören? Doch höre ich um mich Tausende von Armen und Elenden seufzen: „Ach Gott, hilf!“ höre hundert andere mit Zorn ausrufen: „Es gibt ja keinen Gott!“ Sollen sie alle so innig zu einem Nichts flehen; sollen sie ein Nichts so grimmig hassen?

Und diese Schöpfung? Sie möchte mir etwas sagen,

und ich verstehe sie nicht, kann ihre Hieroglyphen nicht lesen. Ist sie, was sie scheint, oder nur eine täuschende Hülle, eine große Lüge? Und was bin ich? Woher und wohin? Soll ich? Was soll ich, und warum soll ich und kann nicht? und warum so unglücklich und von Finsternis umhüllt, und bin doch für das Glück und für das Licht geschaffen? Oder ist es nicht also, und bin ich und alles und das All, das planlose, zwecklose, wertlose Produkt, die sinnlose Spielerei des unbewußten, ewigen Nichts? Aus der ewigen Nacht, und in die ewige Nacht? — Bange Fragen, quälende Zweifel überall! — und um mich wankt das All, dessen Mittelpunkt und Maßstab ich mich dünke. Ist es und bin ich wirklich, und bin ich, der ich bin?

Wann, wo entstand der Zweifel? Wer schuf ihn? Adam im Paradies zweifelte nicht, schaute sich eine göttliche Natur in dem von Gott gepflanzten Eden an, erkannte darin das göttliche Naturgesetz und durfte den im Garten wandelnden Christus-Jehova fragen. Als aber die Schlange zu Eva sprach: „Sollte Gott gesagt haben?“ und ihr log: „Ihr werdet mit nichts des Todes sterben!“ da entstand in der menschlichen Seele der Zweifel an Gottes Wort und die Versuchung. — Ist es auch wahr? Versuchen wir's! — Und an den Früchten des Zweifels bewährte es sich, wer sein Vater sei: der Vater der Lüge. Der erste Zweifel war schon der Sündenfall; seine Frucht der Tod.

Seitdem sind wir alle mit dem Zweifel als mit einer schleichenden Krankheit, einem uns in Mark und Bein

其間亦有許多困難之處。譬如：在一個國家之內，
 法律與道德，有時是不一致的。法律是國家所制定
 的，而道德則是社會所公認的。法律是外在的，而
 道德則是內在的。法律是強制的，而道德則是自
 覺的。法律是具體的，而道德則是抽象的。法律是
 變化的，而道德則是永恆的。法律是局部的，而道
 德則是普遍的。法律是暂时的，而道德則是永久的。
 在這種情況下，我們應該如何處理呢？我們應該以
 道德為標準，還是以法律為標準？這是一個值得思
 考的問題。

其次，法律與道德的關係，在不同的文化背景之下，
 也是不同的。在一個法治社會中，法律是至高無
 上的，而道德則是次要的。在一個人治社會中，道
 德是至高無上的，而法律則是次要的。在一個法治
 社會中，法律是具體的，而道德則是抽象的。在一個
 人治社會中，道德是具體的，而法律則是抽象的。在
 一個法治社會中，法律是變化的，而道德則是永恆
 的。在一個人治社會中，道德是變化的，而法律則
 是永恆的。在一個法治社會中，法律是局部的，而
 道德則是普遍的。在一個人治社會中，道德是局部
 的，而法律則是普遍的。在一個法治社會中，法律是
 暂时的，而道德則是永久的。在一個人治社會中，
 道德是暂时的，而法律則是永久的。

總之，法律與道德的關係，是一個非常複雜的問題。
 我們需要從不同的角度，去探討這個問題。我們需
 要從法律的性質，去探討這個問題。我們需要從道
 德的性質，去探討這個問題。我們需要從法律與道
 德的關係，去探討這個問題。我們需要從不同的文
 化背景，去探討這個問題。我們需要從不同的社會
 制度，去探討這個問題。我們需要從不同的時代，去
 探討這個問題。我們需要從不同的個人，去探討這
 個問題。

Wohle Lebensmenschen nicht. Ruft uns das kurze Leben genügen und essen und trinken, wasgen das nicht ist! Sie glauben damit ein unbescholtenes oder wenigstens unbescholtenes, nicht verurtheiltes Leben eben so zu führen wie der langste Vogel auf dem Felsen und das im Sonnenlichte tanzende Maiflein. Welche Täuschung! Denn wir sind in Gottes Blick gefaßt, daher Ihm verantwortlich und können nur Ihn uns nähern oder uns von Ihm entfernen. Und nur dem gemächlichen Essen und Trinken im den Tag hinern lagert sich eine Last auf die Seele, legen sich ungeheuren inneren Schmerzen Fesseln des Stoffs um sie, grauen sich ein, verbunkeln ihr den Blick, lähmen ihr den Verstand, trüben ihr die Erkenntnis, und sie sinkt und verfaßt langsam in den Sumpf der Materie, und zuletzt steht auch sie mit jähem Schrecken vor Tod und Gericht, als vor einem absolut Bewußten, da die Welt ihr erblaßt und Genüsse und Lebensmenschen sie verlassen. Und was dann? Das Sonnenlicht, das ihr zum irdischen Leben leuchtete und genugte, erlischt, und höher ist es im Hades.

Wieher anderen maßgebenden Naturen stellt der Vater des Zweifels das Jensein als etwas Bestimmtes, ja Eales, der Menschenwürde Entsprechendes dar, als Beweis von geringer Kraft des höheren Menschen, der das Gute und das Böse, das Wahre und Unwahr trübsch prüft, läßt abwägt und sich das Recht behält, was seiner Vernunft einleuchtet, als was seiner Seele begehrt, als Wahrheit anzuerkennen. Wie

Geringschätzung sieht ein solcher diejenigen an, welche glauben. „Ihr, die ihr nicht zweifelt, die ihr nie geprüft, nie geforscht, die ihr euch vor dem Denken fürchtet, die ihr absichtlich die Augen vor allem schließt, was euch in eurem Glaubensschlummer stören könnte, ihr begebt euch ja der höchsten Würde des Menschen, des Rechts der Prüfung!“

Wir Gläubigen kennen diese Vorwürfe. Sie rühren uns nicht. Es ist nicht wahr, daß wir nie gezweifelt haben und nie geforscht. Es ist nicht wahr, daß nicht auch wir Wahrheit, nur Wahrheit suchen und wollen; es ist nicht wahr, daß wir nie um diese Wahrheit schwer gerungen und gekämpft haben. Sondern, eben weil wir in diesem Kampf, in diesem Ringen zu der Erkenntnis gelangten, daß diese Wahrheit nicht in uns noch bei anderen Menschen, sondern nur bei Gott zu finden ist, haben wir das eigene Leben und das eigene Wissen dahingegeben, und sind zu der Wahrheit hindurchgedrungen, daß der Glaube höher und tiefer, geistreicher und geistesmächtiger ist als der Zweifel. Glaubet denen nicht, welche ihr Zweifeln und ihre Kritik als Zeichen von Geisteskraft und weitem Blick ausgeben. Glaubt es, weil die Bibel es sagt; glaubt es, weil euer Gewissen es euch bezeugt; glaubt es, weil tausendfache Erfahrung es bestätigt: es gehört mehr Kraft, mehr Leben, mehr Wahrheitsfinn, Klarheit und Erkenntnis, kurz mehr Geist zum Glauben als zum Zweifeln. Der Ungläubige ist immer ein langsam Verhungender, innerlich Verdorrender.

So zweifelt derjenige, dessen Auge trüb umflort, durch Sünde geschwächt, die Wahrheit nicht in ihrem sonnenhaften Glanz zu schauen vermag. Es zweifelt derjenige, dessen Haupt von Sorgen und irdischem Sinn, vom Dichten und Trachten nach Ehre, Reichthum und Genuß, von Selbstsucht beschwert, immer nur zur Erde gebückt, den Blick nicht zum Himmelsgewölbe und seinen Lichtwelten zu erheben vermag. Es zweifelt und will zweifeln der Selbstgerechte, der sich für weise hält und mit seiner Vernunft die göttliche Torheit meistert, der, dessen Innerstes gegen eine Wahrheit sich aufbäumt, die ihn, sein Tun, sein Wort und seine Weisheit verdammt, vor der er elend, bloß, ein armer aufgeblasener Lügner, dasteht. Einem solchen, dem seine Zweifel lieb und wert sind, der sie pflegt und hätschelt, dem nimmt Gott sie nicht.

O Menschen, wollt ihr zweifeln, so zweifelt an euch selber und glaubt an Gott. Zweifelt an eurem Wissen und Können; ihr habt allen Grund dazu! Also haben zu allen Zeiten die Denker gezweifelt, so ein Salomo und ein Sokrates, und Plato und Seneca; auch ein Goethe und Schopenhauer und Hartmann; und zweifelnd und verzweifelnd versank ein Nießsche in Wahnsinn. Zweifelt an der Unfehlbarkeit eurer Vernunft! Ist denn diese vielgepriesene das Genie? Nein; sie hat es meist verhöhnt, ehe der Erfolg es legitimierte. Ist sie die Tugend? Ebenso wenig; es hat der sehr vernünftigen und sehr lasterhaften Menschen, wie ein Tiberius, Mirabeau, Tallenrand, genug gegeben. Ist

sie wenigstens mit sich einig? Das vollends nicht. Welch einen Streit und Widerspruch der Vernünfte zeigt uns die Geschichte der Menschheit auf jedem Gebiet, in Staat und Kirche und Schule und Gesetzgebung, in Kammern, Reichstagen und Parlamenten! Wie kämpft da eine Vernunft wider die andere, über die Regierungsfrage, die Sozialfrage, die Frauenfrage und werden nicht einig. Und ihr wolltet diese nach Nationalitäten und Zeiten, Charakter und Persönlichkeit stets verschiedene, mit sich uneinige Vernunft zum einzigen Führer für Zeit und Ewigkeit erwählen? Nicht die Vernunft, der Geist Gottes erleuchtet den Menschen und macht seine Vernunft zum Verstand. — Zweifelt an eurer Philosophie! Ihr Ziel „*rerum cognoscere causas*“, die Ursachen der Dinge zu erkennen, liegt so weit von uns wie jemals. Darin hat das zwanzigste Jahrhundert es nicht weiter gebracht als Demokritos, Plato, Aristoteles, Epiktet, Buddha, Konfuzius. Kant hat uns gelehrt, daß die Vernunft über das Übernatürliche und Jenseitige, über die Wurzel und Ursache, über das wahre Wesen der sichtbaren Welt nichts aussagen kann, Hegel am eigenen Beispiel gezeigt, wie töricht der Versuch, aus sich heraus die Welt und Gott zu konstruieren, und die ohnmächtige neue Philosophie weiß uns nur den „Verzicht auf den Willen zum Leben“ anzuraten. — Zweifelt an eurer Wissenschaft! Wohl hat sie Millionen von Tatsachen angehäuft, auch wie Perlen an Hypothesenschnüren aufgereiht; aber nie euch den Urgrund noch das Warum eines Dings er-

schlossen. „Unsere Hypothesen,“ sagt der bekannte Elektriker Faraday, „sind ein Bekenntnis unserer Ignoranz in versteckter Form. Wir können der Tatsachen sicher sein; unserer Deutung derselben aber sollen wir nicht trauen.“ „Unsere Begriffe,“ sprach Prof. Th. Vipps auf dem Naturforschertag in Stuttgart 1906, „Kraft, Energie, Widerstand, Spannung u. s. w. legen in die Dinge unsere Gefühlserlebnisse, vermenschlichen also die Dinge.“ Unsere Theorien sind nur Krücken für das schwankende Denken, müssen beständig neuen Tatsachen angepaßt werden, und jede neue, oft zufällige Entdeckung beweist täglich, daß wir, denkende Atome auf einem wirbelnden Sandkorn im Weltraum, bisher es nicht recht wußten und immer noch nichts Rechtes wissen. Zweifelt, ihr Eintagsfliegen! Bildad hatte recht: „Wir sind von gestern her und wissen nichts!“ (Hiob 8, 9.)

Zweifelt an eurer Staatskunst und Sozialweisheit! Eure Regierungssysteme gehen in die Brüche und befriedigen niemanden; täglich müßt ihr unter Zank und Streit neue Geseze erfinden und sie wieder abschaffen, und mit der Sozialrevolution werdet ihr nicht fertig. Aber kindisch sind auch ihre Schilderungen eines Zukunftsstaates mit Weltfrieden, dreistündiger (!) Arbeitszeit, gleichen Löhnen, allgemeiner Zufriedenheit und Tugend und paradiesischen Zuständen. Das hat Mohamed besser gewußt, als er sagte, dazu gehörte vor allem, daß auf Gottes Befehl der Erzengel Gabriel den Menschen den schwarzen Tropfen aus dem Herzen

auspresse. Und die russische Revolution hat euch bezeugt, wenn ihr dieser Belehrung bedurftet, daß von konfusem und fanatischen Träumern wie Tolstoi und Bebel irregeleitete Sozialisten wohl morden, brennen, rauben, plündern können, aber nicht aus Trümmern und Asche etwas Bleibendes und Brauchbares aufbauen. — Zweifelt an eurer Physiologie, Psychologie und Pädagogik. Worte, Worte! Oder wißt ihr jezt, wie der Körper lebt, was die Seele ist und wie die Ideen, das Wollen, Fühlen, Erkennen sich in ihren Tiefen erzeugen? Sind unsere Söhne und Töchter infolge moderner Pädagogik verständiger, glücklicher, an Leib und Seele gesünder als ihre Väter? Nein! Noch nie wurden zwar über Erziehungsmethoden so viele Worte gemacht; aber welche erschreckende Früchte zeitigt der moderne Aufklärungsunterricht unter der Jugend Frankreichs und Rußlands, und wie klagen auch in Deutschland Eltern und Lehrer über zunehmende Unbotmäßigkeit der modernen Jugend! — Zweifelt an eurer Kunst. Sie sucht nach Schönheit und leugnet das absolut Schöne, und erzeugt Zerrbilder, ethische Mißgeburten und mit wenig Ausnahmen gesuchte, verkünstelte, von einer konfusem Ästhetik, wenn nicht von niedriger Sinnlichkeit inspirierte Abbilder.

Und zweifelt gar an eurem Wort! Wohl wogt und rauscht es um die Erde in tausend Zungen und wirbelt wie Staub vom Sturm emporgeweht, und jeder möchte damit prangen und den anderen übertönen. Aber wie

wenig Wahrheit und Weisheit ist darin! Wie erschallen inhaltslose Reden, selbsttrühmende Phrasen, hohle Schlagwörter der Wissenschaft, der Politik, der Humanität und auch der Religion und der wässerigen Moral in der Presse, auf der Rednerbühne, auf dem Katheder und auf der Kanzel, und lästerliche, schmutzige Worte auf der Gasse und im Wirtshaus! Mit euren Worten wird die Welt nicht besser, damit schafft ihr nicht die Krankheit und den Tod, nicht den Krieg und das Elend und das Murren aus ihr hinaus.

Ja, ihr Menschen, zweifelt an euch. Ihr tut wohl daran, und „hasset das eigene Leben“, wie Jesus es von seinen Jüngern verlangt, dieses Leben in Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen! Es ist nicht wert, daß man es liebt. „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben,“ hat ein Weiser gesagt. — Und habt ihr genug gezweifelt, so verzweifelt nicht, sondern glaubt.

Über, rufft du aus, zweifelt denn nur der Ungläubige, das Weltkind? Wird nicht auch der, der aufrichtig die Wahrheit sucht, ja vielfach gerade und vorzugsweise der, welcher mit Ernst und Furcht und Bittern seine Seligkeit schaffen möchte, von vielen schweren Zweifeln heimgesucht? — Doch! Wie es ein spöttisches Zweifeln und Zweifelnwollen, ein hochmütiges Meistern der Wahrheit gibt, so auch ein Zweifeln innerhalb des Glaubens und trotz des Glaubens.

So lange wir in einer Welt leben, deren Fürst und Gott der Teufel ist (Joh. 16, 11; 2. Kor. 4, 4), hat dieser Gott Macht, uns zu versuchen und je und je wie den Weizen zu sichten. Unaufhörlich sucht dieser „Ankläger unserer Brüder, der sie verklagt Tag und Nacht“, in uns Zweifel zu erregen und damit uns die Freudigkeit und die Kraft des Glaubens, das Vertrauen auf Gott und sein Wort zu rauben. Er weiß ja, daß, wenn wir durch Zweifel geschwächt, mutlos, verzagt gemacht sind, er leicht mit allerlei Versuchungen und sündigen Gedanken Eingang in die Festung unseres Herzens finden und uns zum völligen Abfall bewegen kann.

Aber ein angesochtener, ängstlich hin und her wankender Glaube ist auch und dennoch ein Glaube, und jede Angst und innere Not und Sorge über unsere Zweifel, das Empfinden derselben als eine Last, der redliche Wunsch, von ihnen befreit zu werden und jedes Anfechten gegen dieselben ist der klare Beweis, daß wir nicht zu denen gehören, welche zweifeln und verzweifeln, sondern zu denen, die, wie so viele Männer Gottes in der Schrift, das Zweifeln mit dem Glauben überwinden. Denn Gott läßt uns nicht über Vermögen versuchen. Wohl zweifelt mancher und glaubt dabei und möchte glauben, der mit Tränen ausruft: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Denn für den Anfänger und Lehrling gibt es Fragen und Zweifel, die für den Meister nicht vorhanden sind. So zweifelt und glaubt doch ein Thomas und wünscht, sehen zu

dürfen; und es wird ihm gewährt. So ist der, welcher an der Schrift noch allerlei meist selbstgemachte Einwände und Schwierigkeiten findet, der halbgeheilte Blinde, der „Menschen sieht, als sehe er Bäume“ (Mark. 8, 24). Christus wird ihn völlig heilen.

Übrigens klage nicht bloß über deinen Zweifel, sondern sieh ihn dir klar an. Merke dir: er ist nicht draußen, nicht in den Dingen, nicht in der Natur; wie soll die Schöpfung dem Schöpfer widersprechen? sondern er ist in dir. Er beruht nicht auf deiner größeren Weisheit, sondern auf deiner Ignoranz der Größe, der Macht und der Liebe Gottes. Ursachen und Wurzeln des Zweifels sind: Geistige Schwäche und Unselbstständigkeit, das Sichverlieren in vielerlei und allerlei, der Hochmut, die Überschätzung des eigenen Verstands und der menschlichen Weisheit, als ob wir endgültig alle Fragen entscheiden könnten; endlich die innere Unruhe, d. h. der Mangel an „dem Frieden Gottes, der höher ist denn alle Vernunft“. Wohl ist das Forschen, Prüfen, Sichzurechtlegewollen des Erreichbaren und Erkennbaren berechtigt und dient der Seele zu ihrer Ausbildung; doch auch darin haben es seit 6000 Jahren alle Menschen und Christen nicht weiter gebracht als bis zur Einsicht: es muß durchgeglaut werden.

Bleibe nicht an jeder Kleinigkeit hängen! Weiße nicht bei jeder vom Teufel ausgeworfenen Angel gleich an! Halte dich an die großen, herrlichen Wahrheiten des Worts und laß stehen, was du nicht zu reimen

vermagst. Meinst du denn, wir werden jemals im irdischen Leben alle Fragen über Gott und die Welt ins reine bringen? Dazu ist es zu kurz und du und ich zu dumm. Glaubst du, mit 1400 Gramm Hirn die unendliche Schöpfung und das ewige Schaffen und Denken eines Gottes zu erfassen? Doch wird Gott dir, wenn du es redlich meinst, allmählich immer mehr Klarheit schenken, und nach einem langen, demütigen, ernstesten Forschen nach der Wahrheit wird dir die Morgenröthe aufgehen und ein innerliches Schauen der Wahrheit, das der Zweifel und der Beweise lacht. Im Himmel ist kein Zweifel. Sei himmlisch froh. — Hast du nicht eine Lebensaufgabe? Laß da die Zweifel, die dich lähmen, und tue, wenn auch in Unvollkommenheit und Schwäche, die Arbeit, die Gott dir vorlegt. Anstatt über sein Wort zu räsonnieren, suche seinen Willen zu tun. Statt durch viel Wenn und Aber und die Verneinungen seiner Feinde dich irre führen zu lassen, erquickte dich an seinen Verheißungen, die alle Ja und Amen sind. Erfreue dich dazu der Schätze der Schönheit und der Weisheit, mit denen dieser Gott dich schon hienieden in seiner Schöpfung umgibt. Dann bekenne, wenn auch mit lallender Zunge, seinen Namen, sein Wort und seine Wahrheit; wozu bist du sonst auf Erden? und harre hier seiner Barmherzigkeit und drüben seines Lichts.

Hänge dich an keinen Menschen und auch nicht an den besten Christen. Ach! wie sind wir doch so unselbständig und laufen hin und her und leiden an Menschenverehrung, am Nachbeten des auch christlichen

Menschenworts, am Nachahmen importierter religiöser Methoden und Manieren! „Ihr seid teuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte.“ „Nennt niemand Meister. Einer ist euer Meister (wörtlich: Lehrmeister, Führer): Christus.“ Welch ein Bild von geistiger Freiheit bietet uns das Leben dieses Herrn und Meisters! In seinem Tun, in seinem Umgang mit seinen Jüngern ist kein unruhiges, religiöses Treiben und Drängen, noch Lamentationen über ihre Sündhaftigkeit. Er achtet ihre persönliche Freiheit und ihre Individualität; er redet nicht, wo er geht und steht, aggressiv christlich, noch persönlich erzieherisch auf sie ein; sondern läßt gelassen sein göttliches Wort in ihnen aufgehen! Er wartet, bis sie ihn fragen: „Herr, lehre uns beten!“ und hält auch dann nicht tägliche Gebetsstunde mit ihnen, sondern weist sie auf das Gebet im Kämmerlein und zieht sich selber zurück, wenn er Nächte hindurch mit seinem Vater reden will. Er studiert nicht das Gesetz mit ihnen, ermahnt sie nicht, wie Johannes die Seinen zum Fasten und zur Abstinenz, noch zum Opfern; lehrt sie vom heiligen Sabbat: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen,“ und spricht von den Armen: „Wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun.“ — Solche Freiheit und Macht kommt uns freilich nicht zu. Wir dürfen und sollen, eben weil uns die göttliche, Geist ausstrahlende, Feinde strafende, Seelen durchdringende Persönlichkeit Jesu und seine Worte des ewigen Lebens nicht zu Gebot stehen, uns der Andachts-

und Erbauungsmittel zu unserem und zu anderer Frommen bedienen. Doch laßt uns vom Meister lernen, was göttliche Freiheit ist, und daß Gnadenmittel nur Mittel sind; Zweck und Ziel aber Gott allein. „Zu den Zeiten der Erquickung wird man nicht mehr sagen: Die Bundeslade Jehovas; sie wird nicht mehr in den Sinn kommen, man wird sie nicht mehr suchen noch vermissen und man wird keine neue machen. Jerusalem wird man ‚den Thron Jehovas‘ nennen.“ (Jer. 3, 16. 17.)

So sei nicht kleinlich, ängstlich in deinem frommen Tun, wenn dasselbe nur in der Einfalt und ohne Selbstgerechtigkeit geschieht. Wir haben einen großherzigen Gott. Sieh mehr auf Ihn und weniger auf Menschen. Schau nicht nach jedem neuen, religiösen Gebaren und laß dich nicht „von jedem Wind der Lehre umtreiben“. Es ist heutzutage sehr windig. Du aber bleibe fest gegründet auf dem Felsen des Worts.

Wollen Adventisten und andere Christen dir eine stille, der Welt unsichtbare Entrückung der Kirche verkünden, so antworte ihnen: Vor dieser Irrlehre hat uns Christus gewarnt. So in Matth. 24, 20–33. Er erklärt, daß die Seinen alle Vorzeichen und Gerichte sehen werden (V. 33), und daß „alsbald nach dieser Drangsal“ (V. 29) sein Kommen, um sie zu holen, nicht unsichtbar, sondern „wie der Blitz, der vom Aufgang bis zum Untergang leuchtet und mit hellen Posaunen“ geschehen wird. Die Bibel kennt nur eine Wiederkunft des Herrn „zur

Entrückung der Heiligen“, zur ersten Auferstehung von Guten und auch von Gottlosen (Dan. 12, 2) und zur Einsetzung des tausendjährigen Reichs, nach welchem die zweite Auferstehung aller Toten und das Weltgericht folgt (Off. 20, 7—15). Es steht geschrieben: „Wir werden alle verwandelt werden, und das zur Zeit der letzten Posaune,“ also nicht vorher heimlich und unbemerkt (1. Kor. 15, 51. 52). „Der Herr selbst wird mit gebietendem Zuruf, mit der Stimme eines Erzengels und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel, und die Toten in Christo werden zuerst auferstehen; darnach werden wir, die Lebenden, die übrig bleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden in Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft“ (1. Thess. 4, 16. 17).

Ebenso erwidere dem Sabbatisten: Es steht geschrieben: „Es soll euch niemand richten wegen Neumonden oder Sabbaten; welche sind ein Schatten der zukünftigen Dinge“ (Kol. 2, 16). „Welcher auf Tage hält, der tut's dem Herrn, und welcher nichts darauf hält, der tut's auch dem Herrn“ (Röm. 14, 5. 6 und Gal. 4, 9—11). — Christlichen Feministen antworte: „Es steht geschrieben: „Eure Weiber sollen schweigen in der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden“ (1. Kor. 14, 34); „Es stehet einem Weibe übel an, in der Gemeinde zu reden“ (1. Kor. 14, 35). „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei“ (1. Tim. 2, 12).

Begründung: 1. Tim. 2, 13. 14; 1. Kor. 11, 8. 9. — Christlich sein wollende Spiritisten strafe mit dem Wort: „Es soll unter dir keiner sein, der die Toten befragt“ (5. Mose 18, 11). „Soll nicht ein Volk seinen Gott fragen? oder soll man die Toten für die Lebenden fragen“? (Jes. 8, 19.) — Zu Sündenlosigkeit predigenden Heiligen sprich: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns“ (1. Joh. 1, 8). — Denjenigen, welche die Sozialfrage zur „Gottesfrage“ machen, sage: Christus sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener darum kämpfen (Joh. 18, 36). — Denen, welche aus Abstinenz dir eine christlich gesetzliche Pflicht machen wollen, entgegne: Mein Heiland machte Wein, trank Wein (Luk. 7, 34) befahl seinen Jüngern: „Trinket alle daraus!“ und empfahl ihnen: „wenn ihr in ein Haus eingehet, so esset und trinket, was man euch vorsetzt“ (Luk. 10, 7). „Darum, lasset euch niemand Gewissen machen über Speise oder Trank“ (Kol. 2, 16). — Wollen Salutisten, du sollst deinen Beruf aufgeben, um mit dem Kriegeruf zu haufieren, so antworte: Es steht geschrieben: „Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darin er berufen ist“ (1. Kor. 7, 20—24). Sagen sie und andere, man müsse die Menge durch Außeres und Auffallendes reizen und locken, so erwidere: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden“ (Luk. 17, 20). „Mein Knecht wird nicht schreien, noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf

den Gassen“ (Jes. 42, 2; Matth. 12, 19). — Treiben andere dich unreifen Jüngling und unerfahrene Jungfrau, du sollst evangelisieren, Gebetsstunden halten, deine Seelenerfahrungen verkünden, so gedenke des Worts: „Es unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein, und wisset, daß wir ein desto schwereres Gericht empfangen werden“ (Jak. 3, 1). „Ihr Jüngerer, seid untertan den Ältesten“ (1. Petr. 5, 5).

Und deuteln und drehen diese Christen weiter an der Schrift und „eifern um Gott, aber mit Unverstand“ (Röm. 10, 2), so lasse sie stehen.

„Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2. Kor. 13, 17). Zu dieser Freiheit gehört ein göttlicher Geschmack. Wo dieser ist, da erzeugt er gute Früchte, eine richtige Unterscheidung und Beurteilung der Geister, bewahrt vor Sentimentalitäten und Pedanterien der Frömmigkeit, welche nur das Gemüt beängstigen und die Selbstgerechtigkeit und die Geringschätzung anderer nähren, und bewirkt eine natürliche, gesunde Freiheit des Kindes Gottes. Ein solches tut nicht Gutes und meidet nicht das Böse bloß aus ängstlichem Vorsatz, ja fromm zu sein, und selbst auferlegtem Gesetz, sondern weil das Gute seine Lieblingsspeise geworden ist und ihm schmeckt, während das Böse ihn als geschmacklos anwidert. Er lebt nicht mit der Welt, nur weil das ihm verboten, sondern weil er ihre Nichtigkeit und ihre gesellschaftliche Lüge abgeschmackt findet. Wohl hat er Macht und Freiheit, ins Theater zu gehen, zu tanzen oder den neuesten Roman zu lesen.

„Aber es frommt nicht alles.“ Er hat bessere Ideale als die der Bühne; er sucht eine geistreichere Unterhaltung als den Ball, und viele weltliche und liederliche Romane und manche langweilige christliche läßt er ungelesen. Er liebt edle Musik und freut sich der gesunden Kunst; aber er kennt höhere Lebenszwecke. Er kleidet sich, wie er es für gesund und zweckmäßig hält, und nicht um damit Weltflucht — auch als Frau, — zu predigen; er ißt Fleisch und trinkt Bier oder Wein, wenn es ihm gut bekommt, und läßt es bleiben, wenn er sich besser dabei befindet, oder um einen Schwachen nicht zu ärgern; er ist geistig selbstständig und fragt nichts nach frommen Menschen-sagungen. Und das alles hält er nicht für verdienstlich, so wenig wie er es seinem Mitmenschen als Tugend anrechnet, wenn derselbe eine schlechte Speise stehen läßt oder auf der Straße Schlamm pfügen meidet.

Sehen wir uns die Zweifel an, die vorzugsweise zu unserer Zeit gehören, so sind es bei vielen, so bei manchem Jüngling, die naturwissenschaftlichen.

Gott hat den Menschen seine Schöpfung gegeben, „ob sie Ihn darin finden möchten“. Aber sie finden Ihn nicht darin, weil sie Ihn darin nicht suchen, ja weil es ihnen lieber wäre, wenn Er nicht existierte. Und so haben wir leider eine ganze, gegen Gott vor-eingenommene, von Atheismus und oft von Lästerung durchtränkte naturwissenschaftliche Literatur, eifrig be-

müht, vielen unleugbaren, interessanten Tatsachen auf allen Gebieten eine Gott leugnende Tendenz und Bedeutung, die sie gar nicht an sich haben, zu unterlegen, oder dieselben geradezu zu verdrehen. Die alles entscheidende Frage: Gibt es einen Gott? drängt sich unabweislich jedem denkenden Menschen auf. Aber ihre Bejahung schließt in sich schwere Folgen, die das Gewissen mit erschreckender Logik ihm vorhält. Sie sind ihm unbequem, im Grunde der Seele verhaßt; da sucht man mühselig alles zusammen, was scheinbar dazu dienlich, und scheut dabei auch die Unwahrheit nicht.

Das gewaltige Wort, mit dem die Bibel beginnt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde,“ das ist der granitene Fels, auf dem allein eine befriedigende Weltanschauung sich aufbaut. Das ist das Axiom und die Kluft, die den Gläubigen vom Ungläubigen trennt. Daher die immer wiederholten Versuche des Gottlosen, an diesem Fels zu rütteln. Und eben deshalb soll der Christ sich darüber klar werden: Es gibt nur drei Möglichkeiten; entweder ist das Weltall ewig, oder es hat sich selbst gemacht; oder ein Höherer, ein Gott, hat es erschaffen. — Die Ewigkeit der Welt ist durch ihre Evolution aufs klarste widerlegt. Sie ist ein wissenschaftlich endgültig überwundener Standpunkt. Der Astronom, der Physiker, der Biolog, der Philosoph erkennt immer mehr, und ein Secchi, Dubois-Reymond, Lord Kelvin, Dr. Klein u. a. erklären es einstimmig: Die Schöpfung hat einen Anfang gehabt. Sie strebt der Entropie, dem vollkommenen

Gleichgewicht aller Kräfte, dem völligen Stillstand zu, und daß sie ihn noch nicht erreicht hat, beweist, daß sie nicht von Ewigkeit her da ist. So sagt auch der große Astronom W. Herschel: „Wie das Ausbrechen der Milchstraße in einzelne Teile uns den Beweis gibt, daß sie nicht ewig dauern kann, so auch haben wir darin ebenfalls ein Zeugnis, daß sie nicht von Ewigkeit her bestand.“ — Bleibt also nur die Wahl: Entweder hat sich diese Welt selbst gemacht, oder sie ist erschaffen worden. Daß sie sich selbst geschaffen und das Nichts ohne irgend einen Grund einst beschlossen habe, etwas zu werden, oder unbewußt etwas geworden sei; also die Annahme von unermesslichen Wirkungen ohne irgend eine Ursache, ist doch das Unsinnigste, was man einem Menschen zu glauben zumuten kann, erkennt doch sonst auch der Monist als Fundamentalgesetz: Keine Wirkung ohne Ursache! Wie kann ein Ding wirken, ehe es ist, und ein Nichtvorhandenes etwas erzeugen?

Interessant ist es, wie schon Zwingli den Materialisten seiner Zeit — es gibt nichts Neues unter der Sonne — vorhält: „So wir alle Dinge betrachten, so erfinden wir, daß sie nicht Anfänger ihrer selbst sind“ (nicht in sich ihre Ursache enthalten). „Ist die Erde von ihr selber, wie hat sie in Betrachtung nehmen können, sich selbst zu machen, ehe sie war? Deshalb ist nicht zu denken, daß sie sich mit Vernunft und Bewußtsein geschaffen und gestaltet habe, so sie doch heutzutage nicht Vernunft und Bewußtsein hat. Oder mußte sie Ver-

nunft und Bewußtsein verloren haben, nachdem sie diese selbst geschaffen; aber welche Vernunft könnte sich selbst vernichten?" (Predigt in Bern 1528.)

Kann nun diese Welt sich nicht selbst gemacht haben, so muß ein größerer als sie, eine Urursache aller Ur-sachen sie erschaffen haben; oder um mit dem Astro-nomen Dr. Klein zu reden: „eine höchste Intelligenz, die über ein unermessliches Schaffensvermögen gebietet.“ (Kosmolog. Briefe S. 27.) Dann ist auch ihr Tun unermesslich und unergründlich; und sie kann jederzeit diese Welt verändern oder eine neue erschaffen. Dann ist es von vornherein töricht, aus unserer ungeheuer kurzen Erfahrung heraus ihr darin irgend welche Grenzen setzen zu wollen, und der wunderlose Gott und Sklave seiner eigenen Naturgesetze, den auch eine neuere Theologie predigt, ist ebensowenig ein Gott, wie der „unbewußte, aber allweise Weltäther“ Spillers, und „der ewige Stoff“ anderer Materialisten.

Wer das einsieht und vor den großen beseligenden und furchtbaren Konsequenzen des Worts „am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ — ein Wort, von dem Luther sagt, daß ein Christ es in seinem ganzen Leben nicht auslernt — staunend und anbetend steht, ist davor bewahrt, sich mit Büchern wie „Kraft und Stoff“ oder „Die Welträtsel“ Häckels lang abzugeben. Er wird sich auch nicht auf die kindischen Einwände gottloser Naturforscher einlassen, wenn sie in gewichtigem Ton wiederholen, sie hätten mit dem Fernrohr die Himmelsräume durchforstet, aber keinen Gott ge-

funden; sie hätten viele Leichen sezirt, aber nirgends die Seele entdeckt. Wie einfältig ist doch diese Rede! Erwarteten denn die guten Leute, durch ein geschliffenes Glas am Himmel Gott, etwa als leuchtenden Ringnebel, oder als ehrwürdigen Greis auf einer Sonne sitzend zu schauen? Oder hofften sie ein kristallisiertes Seelchen unter ihrem Mikroskop zu finden! Von solchen Menschen wendet sich der Christ gelassen mit dem ernstesten Wort ab: „Ihr seid von unten her; wir sind von oben her.“

Laß dir nicht von jeder beliebigen Behauptung einer Wissenschaft des Unglaubens imponieren. So haben ernste Forscher sattsam bewiesen, daß Häckels angebliches „biogenetisches Grundgesetz“ in Wahrheit nicht vorhanden ist. So ist es nicht wahr, daß Geologie und Bibel einander widersprechen. Bedeutende Geologen haben die Übereinstimmung betont. Und was den vierten Schöpfungstag betrifft, so lehren heutige Astronomen die successive Entstehung der Planeten von den äußeren an bis zu den inneren, so daß die Erde sich zum heißflüssigen Planet ballte, lang (viele Millionen Jahre, sagen einige) ehe Venus, Merkur und dann die Sonne in ihrer jetzigen Gestalt entstanden. Der französische Astronom Faye sagt: „die Sonne tritt erst in die leuchtende Phase ein, wenn die heiße Nebelmasse sich soweit abgekühlt hat, daß flüssige, das Licht zurückstrahlende Stoffteilchen entstehen.“ (Flammarion, Astron. pop. p. 788). (Daher schön in 1. Mose 1: Gott bereitete „asah“, nicht „barah“ schuf,

die Sonne.) Über die Entstehung der Erde lang vor der Sonne s. Molkenhauer, Das Weltall, Band II, Kap. 8. Daß aber Tier- und Pflanzenleben auf einem Planeten ohne Sonnenlicht noch Wärme möglich ist, beweist aufs Klarste die buntfarbige Organismenwelt der Ozeanstiefen und auch der Astronom Flammarion gibt es zu.

Wenn Gott Hiob fragt: „Wo warst du, da ich die Erde gründete, als ich dem Meer das Gewölk zum Gewande und Wolkendunkel zu seiner Windel machte“ (Hiob 38, 4. 9; 1. Mose 1, 2), wenn der Psalmist sagt: „Die Berge zerschmolzen wie Wachs vor Jehova, vor dem Herrn der ganzen Erde“ (Ps. 97, 5), „Wasser stunden über den Bergen; aber bei der Stimme deines Donners gingen die Berge hoch hervor und die Täler senkten sich“ (Ps. 104, 6--8), so sind das ebenso naturwissenschaftliche Tatsachen wie die biblische Aufeinanderfolge von Pflanzen der Steinkohlenperiode, Sauriern der Jurazeit, Vierfüßlern der Kreide- und endliches Erscheinen des Menschen am Ende der quaternären Periode. So zeugt die Übereinstimmung der Tradition aller Völker der alten und der neuen Welt und auch Polynesiens über Paradies, Einheit des Menschengeschlechts, Schuld und Verführung durch die Schlange, Sintflut und Arche, Turmbau zu Babel und Sprachverwirrung (s. darüber „Die neueren Entdeckungen und die Bibel“ v. J. Urquhart, Stuttgart 1900) von der Wahrheit des biblischen Berichts.

Auf dem Weg der Ewigkeit, den die Menschheit wandelt, ist der Fürst der Lüge unablässig bemüht, kritische Dornen zu streuen, bemalte spanische Wände, morsche Schlagbäume aufzurichten und dem Wanderer zuzurufen: Hier kommt man nicht durch! — So macht es dir vielleicht schwere Bedenken, daß einige Gelehrte den Menschen schon anfangs der Tertiärzeit setzen und fest und rund für ihn 500 000 Jahre Existenz berechnen; andere dagegen nur 50-, oder auch 20—30 000. Es geben dagegen selbst der Geschichtsschreiber des Materialismus, Ed. Lange, auch Figuier, Dr. Fraas u. a. zu, daß wir vom Menschen nichts wissen, noch besitzen, was nachweislich älter als 5000 Jahre wäre; und eine Menschheit, welche, wie ein Gelehrter behauptet, „unzählige Jahrtausende gebraucht hat, um einen Stiel an ihre Art zu erfinden,“ ist eine psychologische Absurdität. Auch der fortschrittliche Dr. G. Beck schreibt in seinem klassischen Werk „Der Urmensch“ (I. S. 53; er unterstreicht): „Die Anwesenheit des Menschen zur Tertiärzeit ist durch Tatsachen nicht bewiesen; die früher angenommenen Zeiträume von Hunderttausenden von Jahren müssen ums zehnfache reduziert werden.“ Und wären noch zu lang! So stellen sich Laien die Pfahlbauten mit ihren Stein- und Bronzewerkzeugen als unermesslich alt vor. Aber die besten Kenner dieser Pfahlbauten, so Tronçon (Les habitations lacustres), Rutimeyer in Zürich, Dr. F. Keller, Desor (Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees)

sagen: „Die italienischen und schweizerischen Pfahlbauten datieren für die Steinzeit von 1800 bis ca. 1400 v. Chr. und für die Bronzezeit von ca. 1400 bis 800 v. Chr.“ „Die Bronzezeit und die Pfahlbauten am Rhein und an der Donau,“ sagt Dr. Pfmann, „bestanden bis tausend Jahre vor Chr.,“ also noch nach den Tempeln und Palästen von Memphis und Babylon. Denn es hat immer neben hochbegabten und zivilisierten Völkern auch solche gegeben, die, von ersteren hinausgestoßen, Wilde blieben, und die Schädel von Cromagnon können Zeitgenossen von Salomo und Romulus angehört haben. So lebte der Höhlenmensch und Zeitgenosse des sibirischen Mammuts und des Höhlenbären in den biblischen 15 Jahrhunderten zwischen Schöpfung und Sintflut und wohl nachher noch. — Aber nehmen wir einmal deinen Zweifeln zu lieb an, es habe eine prähistorische Menschheit, von der wir gar nichts wissen, sagen wir 50000 Jahre lang gegeben, und der biblische Bericht von Adam erzähle uns die spätere Schöpfung einer bevorzugten Rasse, das Aufleuchten des göttlichen Arnasgeschlechts — was dann? Was nützte, was hülfte dir auch diese Annahme zu deiner Selbsterkenntnis oder deinem Seelenheil? Ständest du nun als ein anderer vor Gott? Wären damit die ungeheuren Fragen: Sünde, Schuld, Vergebung, Seligkeit anders gestellt?

Oder man rühmt mit großen Worten, wie das Kopernikanische Weltssystem unsere ganze Weltanschauung umgewandelt habe und die Menschheit dem alten Glau-

ben und der alten Theologie entrissen. Aber das ist nicht wahr. Auch die Pythagoräer und Aristarch von Samos lehrten klar das von den Chaldäern übernommene Kopernikanische System (S. „De Pythagore à Newton“ par P. Painlevé, de l'Institut. Paris 1900); und letzterer (262 v. Chr.) wußte schon, daß Sirius eine größere Sonne sei als die unsrige. Das römische Dekret wider Galilei vom 6. März 1616 verwarf die „doctrina Pythagorica“ vom Bewegen der Erde um die Sonne, wie auch Kopernikus sich als Schüler des Pythagoras bezeichnete. Das sogenannte kopernikanische System ist also Jahrtausende alt, hat aber das Leben und die Geschichte der Völker nie beeinflusst. Nicht um die Sonne kreist das Leben und Treiben von vielen hundert Millionen Menschen, und auch von Gebildeten, die nicht einmal wissen, noch sich darum kümmern, warum es im Sommer warm und im Winter kalt ist, sondern um diese kleine dunkle Erde, ja um ein sehr kleines Stück derselben; um ihr großes allgeliebtes Ich und seine kleinliche Misère, um ihr tägliches Brot konzentriert sich ihr Interesse; und könntest du morgen ihnen mit mathematischer Sicherheit beweisen, daß die Erde nicht um die Sonne, sondern mit ihr um die eine Million Mal größere Sonne Canopus sich drehe, so würde das sehr wenig, wenn überhaupt etwas, an der murrenden Unzufriedenheit der einen, an der Geld- und Genußsucht der andern, am Erdensinn und an der Gottentfremdung so vieler ändern.

Und ebenso wenig an den von Gott seinen Kindern

auf Erden gestellten Lebensaufgaben und Zielen. „Die Himmel sind Gottes; die Erde aber hat Er den Menschenkindern gegeben“ (Ps. 115, 16). Und einst wird Er den Auferstandenen die neue Erde zum ewigen Wohnsitz anweisen. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen“ (Matth. 5, 5).

Auch der Darwinismus hat bei vielen Christen schwere Zweifel an der buchstäblichen Wahrheit der Bibel und des großen, im Schöpfungsbericht zehnmal wiederholten Worts: „ein jedes nach seiner Art“ erregt. Wie ein Sturmwind brauste diese neue naturhistorische Anschauung über die Welt der Gebildeten und schien alles vor sich niederwerfen zu wollen. Aber schon legt sich der Sturm und nur einzelne Windstöße unterbrechen noch die werdende Stille.

Fassen wir uns kurz über diese so endlos besprochene Theorie.

Lang nachdem der Grieche Anaxagoras darwinistische Ansichten aussprach und meinte, der Fisch sei die Urform des Menschen, kam der Franzose Lamarck (gestorben 1829) und schrieb den „Milieux“, Klima, Boden, Nahrung u. s. w. sämtliche Veränderungen der Organismen zu, so z. B. der anhaltenden Trockenheit in Afrika den langen Hals der Giraffen; auch die Zuchtwahl betonte er, wonach die zum Kampf ums Dasein am besten geeigneten Individuen überbleiben, sich fortpflanzen und so eine allmähliche Vervollkommnung herbeiführen. Dann kam der genialere Darwin (geboren 1809) und sprach den Gedanken aus, es könn-

ten sich aus einer Urzelle alle Organismen nach einander in langen Zeiträumen entwickelt haben. Dabei ist gegenüber vieler seiner Jünger zu bemerken: erstens, daß Darwin an Gott glaubte und Ihm die Erschaffung der Urzelle mit ihren Kräften zuschrieb. „Leider meint selbst Darwin,“ sagt der einst berühmte Materialist Spiller, „daß der Urform für alle Lebewesen vom Schöpfer das Leben eingehaucht worden sei“ (Spiller, Das Leben, S. 72). Zweitens, daß dieser bescheidene Mann seinen Gedanken lediglich als Hypothese aufstellte und ehrlich gestand: „Wir können nicht beweisen, daß eine einzige Art sich verändert hat“ (Life III, 25). Auf den Haupteinwurf gegen seine Theorie, daß die von ihr geforderten Übergänge sich nicht in den geologischen Erdschichten finden, verwies er auf deren bessere einstige Erforschung. — Nun machten sich unzählige Naturforscher daran, die Tatsachen in diesem Licht zu prüfen. Aber siehe da, sie entsprachen nicht dem darwinistischen Grundgedanken. Diese Männer haben in Australien und Neuseeland, Indien und Amerika, von einem Pol zum andern die Petrefakten führende Erdrinde untersucht und weder Übergänge noch Verbindungsglieder zwischen den großen Familien der Insekten, der Fische, der Vögel und der Vierfüßler gefunden. Die Geologie weiß nichts von einer allmählichen Entwicklung niederer Arten zu höheren; überall, in Millionen von Exemplaren predigt sie die Konstanz der Arten und dann nach neuestem wissenschaftlichem Ausdruck,

ihre „Zertrümmerung“. Ebenso wird die Theorie der Milieux und ihres Einflusses endgültig durch die Untersuchungen der ozeanischen Abyssalregion widerlegt. Dort lebt unter denkbar einfachsten und sich durchaus gleichbleibenden Bedingungen, bei steter Kälte und ewiger Finsternis, eine überaus reiche Welt von zum Teil schön gefärbten Tieren: nach Lamarck hätte da unten ein einziger, höchst einfacher Lebens-typus entstehen müssen und bestehen können. Endlich ergibt sich aus den ältesten Daten (Tiermumien aus Ägypten, Pflanzensamen aus Tumuli u. s. w.), daß seit Jahrtausenden keine Art sich in eine andere verwandelt hat, wie alle Kulturversuche noch nicht einmal aus einer Birne einen Apfel, noch aus einem Kaninchen einen Hasen gemacht haben. Überall dagegen Rückkehr im Freiheits-zustand der verschiedensten Abarten zur Urart, wie Darwin selber es bei Tauben feststellte. Daß die Art dennoch in Millionen von Jahren zu einer andern übergehen könne, ist eine nicht mehr wissenschaftliche, sondern willkürliche und unbeweisbare Hypothese.

Der vorurteilsfreie Forscher steht also heute dem Darwinismus gegenüber auf dem schon 1893 von Dr. Müller („Die Natur“, 1. Jan.) ausgesprochenen Standpunkt: „Es war ein großer Gedanke Darwins, alle Organismen aus einander hervorgehen zu lassen; leider nur macht uns ein Rückblick auf die fossil erhaltenen Geschöpfe der verschiedenen Schöpfungsepochen diesen schönen Gedanken wieder zu nichts.“ Ihm pflichten immer mehr Naturforscher, Zoologen und Botaniker

bei. Auf naturwissenschaftlichen Kongressen wird offen vom Untergang des Darwinismus gesprochen. Von seiner Anwendung auf die Entstehung des Menschen sprach der bekannte Professor Dr. J. Reinke in Kiel 1906: „Ein Wissen gibt es auf diesem Gebiet nicht. Wir wissen nicht das geringste über Ursprung und Abstammung des Menschen. Das scheinbar so stolze Gebäude der Abstammungslehre des vorigen Jahrhunderts liegt heute in Ruinen.“

Von dem übertriebenen Wert darwinistischer Theorien aber schreibt ein anderer Forscher: „In Wirklichkeit sind die darwinistischen Lehren für die Naturgeschichte als Erklärungsversuch der Erscheinungswelt von sehr untergeordneter Bedeutung, und sie wären es auch in dem Fall, wenn sie nicht als Theorien, sondern als unanfechtbare Wahrheiten dastehen würden; daß sie solche nicht sind, weiß aber jeder Biologe nur allzu gut. Die Ratlosigkeit, mit welcher die Biologie dem Problem der Selektion und der Artbildung gegenübersteht, ist eine vollständige.“ (R. Francé, „Der Wert der Wissenschaft“, S. 12 und 18.)

Also steht fest das Wort: „Ein jedes nach seiner Art.“ Nicht ungestraft haben Menschen an dieser granitenen Grundsäule der Schöpfung gerüttelt, und dafür den Satz aufgestellt: „Aus allem kann mit der Zeit alles werden.“ Statt fester Einheiten, Individualitäten und Persönlichkeiten haben sie ein immerwährendes Werden und Sichverändern, ein stetes Unterliegen den blinden Naturkräften, Umständen und Milieux, also

dem Zufall, statuiert; und immer unbestimmter, unklarer und unsicherer wurde ihre Auffassung der Schöpfung, der materiellen und geistigen. Wenige Gebildete sehen ein, was für einen Schaden der Darwinismus in der Rechtsprechung, in der Psychologie, in der Pädagogik und in der Religion uns gebracht hat. Sie bedenken nicht, daß ein allmählicher Übergang von einer Art zur andern auch einen solchen seelischen bedeutete, so von der Seele eines Insekts oder Vogels zu der eines Vierfüßlers, ja eines Menschen. Aber auf allen Gebieten des Denkens muß der Mensch, soll er eine feste Basis haben, von der unerschütterlichen Überzeugung ausgehen, daß nicht nur die Menschenseele als ein göttlicher Hauch (Gen. 2, 7) absolut und ewig von der anderer Geschöpfe verschieden ist, sondern auch, daß jede einzelne Seele, deine und meine, „nach ihrer Art“ für Zeit und Ewigkeit von Gott erschaffen ist. Jede ist eine eigene Idee Gottes, und das Wort, womit Er sie schuf, ist die ewige, unzerbrechliche Formel und das Gesetz ihrer Ichheit und all ihres Seins und all ihres Könnens; zugleich der Name, unter dem sie im „Buch des Lebens“ steht (Luk. 10, 20; Phil. 4, 3; Off. 3, 5; 13, 8), in diesem großen Hauptbuch Gottes über seinen Besitz und seine sämtlichen Geschöpfe. Sie ist nicht ein vergängliches Protoplasma, ein plastischer geistiger Stoff, aus dem im Lauf der Zeiten dieses oder jenes werden kann — für einen solchen wäre wahrlich der Sohn Gottes nicht am Kreuz gestorben, — sondern ein wertvoller, unzerstörbarer Dia-

mant der Ewigkeit, und alle Kräfte der Natur, und alle Erziehungskünste des Menschen können ebensowenig einen Beethoven zu einem Bismarck umgestalten, als der Gärtner mit aller Pflege, Veränderung des Bodens u. s. w. aus einem Apfelbaum eine Eiche machen kann. — Beugen wir uns auch hier vor dem Wort und vor der Weisheit des Schöpfers!

Anstatt im Dornbusch von tausenderlei Hypothesen, tendenziösen Behauptungen und nichtigen Einwänden kläglich stecken zu bleiben und blutig geritzt darin zu zappeln, du von wissenschaftlichen Zweifeln geplagter Jüngling, oder in endlosen Anführungen von nichts beweisenden naturhistorischen Tatsachen dich zu verirren und den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen, erhebe dich über das Gestrüpp und gewinne eine klare Übersicht. Sieh dir die grundlegenden Sätze, die großen Linien des Unglaubens an. Davon will ich nicht einmal reden, daß ein Christ sich mit atheistischer Weltanschauung nicht abgibt, und ein Sohn Gottes (Luk. 3, 38) Beweise für oder gegen die Affenabstammung des Menschen stolz ignoriert; mutet mir doch niemand zu über Farben- und Spektralanalyse mit einem Menschen zu streiten, der von vornherein erklärt, es gebe ja kein Licht; und ebenso wenig, ich soll ein Buch in meiner Bibliothek aufstellen, das voll Schmähungen und Verleumdungen meines verehrten verstorbenen Vaters ist. Es würde uns Christen wohl anstehen, mit mehr heiligem Zorn für die Ehre unseres Gottes, seines Sohnes, seines Worts und seines Namens, der geheiligt

werden soll, einzustehen, flammt doch jeder von uns auf, wenn seine Ehre angetastet, seine Wahrhaftigkeit bezweifelt wird. Aber sieh dir wenigstens bei Licht diese Weisheit des Unglaubens an. Wenn solche Gottesleugner mit dreistem: wir wissen, daß . . . — denn „sie reden und lästern hoch her; was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, das muß gelten auf Erden“ (Ps. 73, 8. 9) — behaupten, der Gedanke sei eine Sekretion der Hirnzellen (Vogt), so ist das schon vom wissenschaftlichen Standpunkt aus eine absurde Hypothese; denn dieser Gedanke weist auch nicht eine Eigenschaft der Materie auf und wirkt auch weder physikalisch noch chemisch auf den Stoff ein. Sagen sie, es gebe nur einen ewigen Stoff und ewige Kräfte, und andere unter ihnen: „es gibt weder Stoff noch Kräfte, sondern das sind nur Abstraktionen“ (Moleschott); oder: nach den ewigen und unveränderlichen Naturgesetzen ist einst eine lebendige Zelle zufällig entstanden, und gleichzeitig: nach diesen ewigen und unveränderlichen Gesetzen ist jetzt eine solche Entstehung unmöglich; rufen sie ins Blaue hinein und ohne den Schatten eines Beweises, der Tod habe das Leben, die Leere die Form, der Stoff den Geist, das Vonsich-nichtswissende das Bewußtsein erzeugt, der Zufall und Wasserstoffatome hätten den Gottesbegriff, die Pflicht und das Gewissen fabriziert, und die ungeheuer weise und zweckmäßige Einrichtung der Schöpfung beweise, daß es keinen Schöpfer gebe, so hört für mich die Vernunft und die Logik, folglich auch die Diskussion auf. So

hat der ernste Gelehrte und auch der wahrhaft Gebildete nur ein wehmütiges Lächeln für die Versuche des Unglaubens, mit Protoplasma, Eiweißderivaten, Chemismus des Hirns u. dergl., die großen Welträtsel zu lösen, oder gar die furchtbaren Geheimnisse des Lebens mit Spielereien zu ergründen, so wenn man „mit Chloroformtropfen, die Schellackfäden in sich ziehen“, die Nahrungsaufnahme der Amöben erklärt und „die Schalen der Wurzelsüßler imitiert, indem man in *El* suspendierte Glasplitter in *Spiritus* bringt!“ (Francé, *Der Wert der Wissenschaft*, S. 41.) Und damit will man den lebendigen Gott und allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden aus seiner Schöpfung vertreiben! Trotz allem Versuchen und Deuteln und Drehen bleibt es dabei, wie der Astronom Dr. Klein sagt: „Bewegung ist nichts als Bewegung, und ein Haufe schwingender Atome bleibt ein Haufe schwingender Atome.“ — Lese ich dann, wie solche Menschen, nachdem sie mir zugemutet, an unglaubliche Wunder zu glauben, das göttliche Wunder als unmöglich verspotten; wie sie alles Bestehende als das berechtigte Produkt des unfehlbaren Stoffs bezeichnen, und dabei Religionen und den Gottesglauben, also auch Produkte dieses Stoffs, mit fanatischem Haß bekämpfen; wie sie dem Menschen die Seele absprechen, aber an das Gedächtnis, Wollen und Fühlen, Lieben und Hassen der Atome glauben; die göttliche Gerechtigkeit leugnen, aber dafür den „allgerechten Weltäther“ einsetzen, und bei dieser Allgerechtigkeit des ewigen Stoffs doch eine

jenseitige Vergeltung, und ein endliches Gericht verneinen, so bin ich mit diesen Kindern des Nichts, wie sie sich selbst nennen, fertig. Sehe ich zum überfluß, wie auch ihr Leben voll von Inkonsequenzen und Widersprüchen ist, wie sie die Wissenschaft zu ihrem Gözen machen und dabei bestreiten, daß es eine unbedingte Wahrheit gebe, den Geist leugnen und geistreich sein wollen, wie sie Sittlichkeit, Wahrheit und Recht für nur chemische Fabrikate ausgeben und doch sich entrüsten, wenn man ihnen Unsittlichkeit und Lüge vorwirft, wie sie sich als Kämpfer für Recht und Wahrheit ausgeben und dabei als erklärte Gottesleugner, wie ein Häckel, Ladenburg, Kalthoff und andere Monisten, zugleich Mitglieder der evangelischen Kirche bleiben, so — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — brauche ich wahrlich mich nicht mehr durch ihre Bücher hindurchzuarbeiten, vieles über Lappalien wie die Gastrula, die Zirbeldrüse und das Affenblutserum anzuhören und mir den Kopf mit endlosen, angeblichen Erklärungen und willkürlichen Behauptungen zu füllen, um schließlich mit einem neueren Forscher nach seinen Studien über materialistische Naturforschung in Fausts Klage auszubrechen: „Da steh ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor.“

Vielfach wird heute unserer unreifen, zu Distutiersucht und müßigem Philosophieren nur zu sehr neigenden Jugend empfohlen, sich mit den Behauptungen und

Einwänden der Gegner des Christentums recht vertraut zu machen, angeblich um sie gehörig widerlegen zu können. Wir warnen ernstlich gerade christliche Jünglinge davor. Von einem Sichabgeben mit allen Meinungen und Verneinungen der Gegner weiß die Bibel nichts. Sie will, daß wir uns nicht „betrügen lassen durch vernünftige Reden“ (Kol. 2, 4; Eph. 2, 14) und warnt vor „der Beraubung durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre“ (Kol. 2, 8), vor „ihrer Verschlagenheit zu listig ersonnenem Irrtum“ (Eph. 4, 14). Sie erkennt kein Forum der Vernunft an, räumt keiner modernen Weltanschauung (eine solche hat es in jedem Jahrhundert gegeben) das Recht und die Befugnis ein, über die Lehre Jesu zu Gericht zu sitzen und stellt fest, daß Gott den Menschen nicht durch Vernunft und Wissenschaft zum Glauben führen will. Es ist nicht wahr, daß man Bücher, denen Miasmen und Bazillen der Lüge und der Verachtung Gottes und seines Worts entströmen, lesen soll und ohne Schaden lesen kann; und wir sehen ja, wie so manche gebildete Christen, durch solche Lektüre am Geist geschwächt, immer unselbständiger und haltloser werden. Sie verlieren den Sinn für jedes klare „ja, ja; nein, nein“ und verirren sich in unparteiisch und objektiv sein sollende, in Wahrheit salz- und gehaltlose, zu nichts führende Streitschriften und Apologien. „Eins ist not“ in diesem kurzen Erdenleben und viel Streiten über Buddha und Nießsche, Darwin und Häckel, H. Spencer, Bebel, Schopenhauer und v. Hartmann ist noch wert-

loser als die Sorgen der Martha. Viele Kenntnisse, über die auch Fromme eifrig diskutieren, sind „Schätze auf Erden, die der Rost und die Motten fressen“. — Sagt man aber das unserer christlichen Jugend und mutet ihr zu, das alles den Armen zu überlassen und Jesu zu folgen, so „geht der Jüngling traurig von dannen, denn er hat viele Güter“. Kein Wunder, daß solche von den auch plattesten Einwänden gegen Bibel und Christentum Angefochtene, in christlichen Blättern klagend fragen: „Wie komme ich aus den Zweifeln heraus?“ Wer sich lang mit materialistischer Naturwissenschaft, düntelhafter Bibelkritik oder konfuser Soziologie beschäftigt, darf über die Unsicherheit und Verworrenheit seiner ganzen Weltanschauung nicht erstaunen; wer von allem Ungesunden kostet und von jedem verpanzten Wein nippt, soll über Magenleiden nicht klagen; wer in sumpfigen Niederungen gern verweilt, wundere sich nicht, wenn er an chronischen Fieberanfällen leidet. — Aber wir treiben viel Hygiene des Körpers und vernachlässigen die der Seele.

Das gilt auch von der Lektüre der Werke von Zola, Renan, Maupassant, Tolstoi, der den Wind gesät hat und nun den Sturm erntet und von dem eine hochstehende, nun tief gefallene Frau offen bekannte, er habe ihr jeden Halt genommen; von Ibsen, G. Hauptmann, Sudermann, Gorki, diesen Dichtern der Erbärmlichkeit und der Verkommenheit, von Hülligenlei und derlei Produkten. Soll ein Christ das edle göttliche Bild in ihm, das für den Himmel bestimmt ist,

fleißig mit Staub und Schmutz der Erde trüben und befudeln? Kann er an der Schilderung von Ehebruch, Hurerei und Selbstmord, an der Beschreibung von Dingen, von denen der Apostel sagt, sie sollen unter Christen nicht einmal genannt werden, seine Freude haben? Mit Recht sagt der Historiker Niebuhr: „Besser Bücher ungelesen zu lassen, in denen man des Teufels Bekanntschaft macht“ (Mod. Puritan, 1908, S. 306). Hüte dich und die Deinen. Es gibt Gifte, die nie mehr aus den Knochen herauszubringen sind!

Mehr klares Denken, mehr Konsequenz und geistige Selbstständigkeit, ihr Christen! Eure Diskussionen und Vorträge mit allerlei Wenn und Aber mag man nicht mit anhören. Urteilt doch in der Macht und in dem Licht des Geistes, statt immer nur mit „vernünftigen Reden menschlicher Weisheit“ (1. Kor. 2, 4), nach Beweisen für euren wankenden Glauben euch umzusehen. Ihr sollt „das Licht der Welt“ sein; warum sucht ihr zu eurer Beleuchtung den trüben Schein ihrer Lämplein auf? Nicht endlose Diskussionen über Negationen, sondern Positionen, Worte der Wahrheit und der Kraft, „Ströme lebendigen Wassers“ sollen von euch fließen. — Wo sind sie? Mit offenen Augen würdet ihr in der Schrift, von der vielleicht auch ihr mit verbrauchtem Wort wiederholt, sie wolle ja kein naturwissenschaftliches Lehrbuch sein, eine Naturanschauung finden, himmelhoch über die weltliche erhaben, eine Physica sacra des Weltalls, tiefer als alle Universitätsphysik, und welche diese auch überleben wird,

eine Symbolik der Schöpfung, von der unsere Systematik und Nomenklatur nichts ahnt, und eine Metaphysik, die allein den Bindestrich zwischen Geist und Stoff gibt. Welche Schmach tut ihr eurem Gott und allmächtigen Schöpfer der Himmel und der Erde damit an, daß ihr über seine Schöpfung und Natur, ihr Woher und Wohin, ihr Dasein und ihren Zweck bei denen, die ihn frech leugnen, bei „den Ungläubigen, deren Verstand der Gott dieser Welt verfinstert hat“ (2. Kor. 4, 4) Auskunft holt! Glaubt ihr, daß „Gott gibt Verstand und Weisheit“ auch in den Dingen dieses Lebens, wie Er sie einem Bezaleel, einem Salomo, einem Daniel gab? Warum erhofft ihr sie von seinen Feinden? — Glaubt ihr, daß Christus „in die Welt kam ein Licht“ der materiellen, seelischen und geistigen Schöpfung, „auf daß, wer an ihn glaubt, nicht in Finsternis bleibe“? — Nein; das glaubt ihr nicht. Euer Leben, eure Weltanschauung, euer Tun und Denken hätten sonst mehr Licht und Klarheit, mehr Freude und Sicherheit. Ihr habt einen frommen Christus für euren persönlichen religiösen Bedarf; aber nicht den Baumeister, Erhalter und Erlöser des Weltalls, nicht den „dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden“; „der alle Dinge trägt mit dem Wort seiner Macht“ (Hebr. 1, 3), in dessen Kraft die Sonnen kreisen und alles in der Natur, alles Tun der Menschheit und der Weltgeschichte, auch das Alltäglichste und Kleinste in der Welt geschieht.

Arme, vom Zeitgeist- und Bildungsferum infizierte,

franke Kinder der Ewigkeit, laßt doch ab von der Verehrung dieser Zeit und ihrer Weisheit. Überlaßt es ihren Kindern, sich damit zu brüsten, daß sie zeitgemäß denken, den Anforderungen der Zeit genügen, auf der Höhe der Zeit stehen, mit der Zeit voranschreiten: damit dokumentieren sie nur ihre Vergänglichkeit. „Stellt euch dieser Welt“, wörtlich „diesem Zeitlauf nicht gleich“, heißt: werdet nicht zeitgemäß! War je ein Prophet oder ein Apostel, war Christus selber zeitgemäß? Dann hätte ihre Zeit sie nicht gehaßt, verfolgt, gekreuzigt. Aber der Welt Freundschaft ist von jeher Gottes Feindschaft, und wer auf sie baut und mit ihr und für sie lebt, wird, ach wie bald, mit dieser seiner Zeit vergehen.

Modern, modern! rufen sie alle; der Verleger, der einen Roman verkaufen will, der Dichter, der ein Drama auf die Bühne bringen möchte; der Parvenu, der sich eine prunkvolle Villa baut, der Möbelfabrikant und das Brautpaar, das die Ausstattung bestellt. „Modern muß der Theologe sein!“ wurde auf einem sozial-christlichen Kongreß erklärt; „wer seine Gegner modern nennt, gibt damit zu, daß er veraltet ist“. Und bei so furchtbarem Wort: veraltet! rückständig! erbleicht die Modernistenschar. Wir lachen und wollen veraltet sein, veraltet wie der Sonnenstrahl und die Sternennacht, der Morgentau und die schäumende Woge, wie Mutterliebe und Kindeslächeln, wie die Träne und das Gebet und alles, was ewig schön bleibt. Wir wollen rückständig sein wie alles, was ewig wahr

ist, rückständig wie das Gebet Moses und die Klage Hiobs, die Buße Davids und die Weisheit Salomos, wie das adlergleich über die Jahrhunderte schwebende Prophetenwort eines Jesajas und eines Daniel; wie die Bergpredigt und der Römerbrief und die Offenbarung Johannes. Wir wollen nicht um 100 Jahre, sondern um volle 1900 zurückstehen; wollte Gott, wir könnten da sehen und hören, was viele Propheten wünschten zu sehen und zu hören, und haben es nicht gesehen! — Wir wollen nicht Kinder der Zeit, sondern Söhne der Ewigkeit sein. Moderne Dzeandampfer und Segeljachten, Hoteleinrichtungen und Verkehrsanstalten, Teleskope und Mikroskope lassen wir gelten; sie sind besser als die alten. Von einem modernen Gott und modernen Christus, von einem modernen Christentum und modernen Himmel wenden wir uns mit Verachtung ab. Wir kennen keinen anderen Fortschritt als: näher zu Gott! keine andere Bildung als die Ausbildung des Gottesbildes in uns; und bei dem selbstverherrlichenden Lobgesang einer armen, sündigen und friedelosen modernen Menschheit horchen wir auf den fernen Donner des herannahenden Gerichts, da der Engel „mit dem ewigen Evangelium“ durch den Himmel fliegen wird, verkündigend die Zukunft Jesu Christi, des Königs der Aonen, „derselbe gestern, heute und in Ewigkeit“.

Menschen, die vielfach auf die Frage: was ist Wissenschaft? nicht zu antworten wüßten, werfen uns Christen vor, daß wir die Wissenschaft verachten. Wenn wir sie auch verachteten, was täten wir damit anderes als eure Propheten alle, ihr Weltfinder? Haben wir nicht gesehen, wie eure Philosophen und auch ein Kant lehren, unsere Weltanschauung bleibe eine subjektive; ein Erkennen von dem „Ding an sich“ sei unmöglich und es gebe folglich weder ein absolutes Wissen noch eine wahre Wissenschaft? Haben euch nicht mit harten und bitteren Worten Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche belehrt, daß alles Forschen und Wissen zwecklos ist? Wie läßt auch euer Goethe seinen Faust klagen: „Habe mit heißem Bemühen alles studiert . . . und sehe, daß wir nichts wissen können!“ Und wenn gerade die Jünger und Anbeter der Naturforschung immer mehr den endlichen Erstarrungstod des ganzen Weltalls predigen, was bleibt da von der Wissenschaft übrig? Was für einen wahren Wert hätte sie? Eine zeitweilige Spielerei nur wäre sie gewesen.

Ja, wir Christen verachten — darin sind wir mit allen wahren Gelehrten einig — an vielem, was sich heutzutage Wissenschaft nennt und als solche sich breit macht, viel Schwindel und Phrase, Ignoranz, Eigendünkel, Voreingenommenheit, viel unsittliche und gottlose Tendenz, — und wir tun recht daran. Aber wir lieben sehr und achten hoch und erkennen dankbar die Wissenschaft und die ernste Arbeit von bedeutenden,

gewissenhaften und bescheidenen Männern, welche, um hier nur Naturforscher zu erwähnen, wie Arago, Faraday, Ampère, Liebig, Littrow, Mädler, Herschel, Tyndall, Bessel, Lockyer, Helmholtz, E. v. Baer, Frauenhofer, Kirchhoff, Bunsen, Robert Mayer, Lord Kelvin, Sir W. Ramsay, Röntgen, Becquerel, Pasteur, Marconi, Herr und Frau Curie, die Entdecker des Radiums, und viele andere, mit großem Fleiß und Aufopferung Erkenntnis und Wissen anstrebten, selbst wenn wir sonst mit ihrer Weltanschauung nicht einig sind. Erklären sie uns auch nicht die Schöpfung, so geben sie uns doch Anregungen, große Horizonte, Denstoff, Nahrung für die Intelligenz; und mit Dank lesen wir ihre Werke. Nicht aber die billige Literatur, in der von halbgebildeten Verfassern Phantasien und Lügen über „Entstehung der Welt und des Menschen“ als „Ergebnisse der Wissenschaft“ unserem armen Volk aufgetischt, und mit Paukenschlag verkündigt wird: „Der Mensch war anfänglich nur eine Zelle; der Wissenschaft ist das gewiß.“ „Der Mensch ist ein vervollkommnetes Tier; wer anders glaubt, ist nach der Wissenschaft in einem großen Irrtum befangen.“ Arme verleumdete Wissenschaft! „Es ist sonderbar,“ schreibt ein redlicher Forscher, „daß das populäre Buch nur Triumphgeschrei und Siegestaumel kennt; vom Totentanz der Zweifel, welche die schönen Hypothesen zu Grab tragen, schreibt keiner „populär“. So stellt Häckel in volkstümlichen Schriften als Tatsachen auf, was er in Büchern, die für Gelehrte bestimmt sind, bescheidener als Hypothesen bietet.

Genügt dir, Zweifelnder, das Wort Gottes nicht und bedarfst du zu seiner Beglaubigung der menschlichen Autorität, so höre auf die ernstesten Männer der Wissenschaft und namhaften Gelehrten, die wie die grundlegenden Forscher, auf deren Entdeckungen unsere Naturerkenntnis beruht — ein Newton, Kepler, Herschel, Cuvier, Linné u. s. w., auch in neuer Zeit noch ein Mädler, Secchi, Faraday, Liebig, Robert Mayer und mancher der oben Genannten — zwar verschiedene Abstufungen des religiösen Glaubens zeigen, aber darin mit dem nun verstorbenen Lord Kelvin einig sind: „Die Wissenschaft zwingt uns, eine schöpferische und leitende Macht als Glaubenssatz anzunehmen“ (Vortrag, London 1903). „Die Existenz einer höchsten Intelligenz mit unermäßigem Schaffensvermögen,“ sagt der schon angeführte Dr. Klein, „wurde von den größten Forschern aller Zeiten, von den Begründern unserer heutigen Naturwissenschaft angenommen. Sie folgt ebenso unzweifelhaft und notwendig aus dem ganzen Komplex der Naturerscheinungen, wie das Vorhandensein einer Anziehungskraft in der Sonne aus der Bewegung der Planeten um dieselbe in geschlossenen Bahnen“ (Kosmol. Briefe S. 17 und 28). Und im Einklang mit ihm schreibt Sir W. Anderson: „Das Vorhandensein eines Schöpfers ist ein ebenso endgültiger Schluß der Wissenschaft wie das Gravitationsgesetz.“ Vergleiche: „Gottes unsichtbares Wesen, das ist: seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt, an den Werken, nämlich an

der Schöpfung der Welt; also daß sie keine Entschuldigung haben" (Röm. 1, 20). Lord Kelvin, und mit ihm andere Forscher sagen: „Die strenge Naturwissenschaft weist auf ein Naturgesetz hin, welches ein zeitliches Ende" — „Himmel und Erde werden vergehen" (Matth. 24, 35) — „und damit auch einen zeitlichen Anfang" — „am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" — „unseres Weltalls bedingt. Es findet eine Zerstörung der Energie und eine Abnahme aller Wirkungsfähigkeit in der Natur bis zum Null statt, womit das Ende der Dinge erreicht ist." — „Dann wird das Ende kommen," spricht die Schrift. Ebenso Klausius, Secchi. „Wenn nicht," bemerkt Dr. Klein, „ein allmächtiger Wille neue Materie schafft." — „Siehe, Ich mache alles neu!" (Off. 21, 5.)

Mit majestätischem Spott fragt Gott unsere ganze Naturforschung und Wissenschaft: „Wo warst du, da ich die Erde gründete? Sage an, bist du so klug! Du weißt es ja, denn zu der Zeit wurdest du geboren und deiner Tage sind viel!" (Hiob 38, 4. 21.) Und weil er so unsäglich groß ist und ohne Grenzen seine Schöpfermacht, so nehmen wir alles Große und Schöne in unserer Naturerkenntnis dankbar erfreut an. Wir gehören nicht zu den Christen, welche gegen die — so von der Astronomie, deren Beobachtungsmethode und sicheres Meßverfahren sie nicht kennen — immer mehr erkannte Größe Gottes in Zeit und Raum eine sonderbare, unwürdige Abneigung hegen. So halten manche die Laplace'sche Theorie für antibiblisch und in die

Rechte des Schöpfers eingreifend. (Was Laplace's persönlicher Glaube war, geht uns hier nichts an.) Von derselben kann Dr. Klein nach den neuesten Studien über den Andromeda- und andere Sternnebel und die sogenannte „Novae“ sagen: „Fortan ist die Kant-Laplace'sche Lehre keine vage Hypothese mehr, sondern eine wissenschaftlich gesicherte Tatsache“ (Kosmol. Briefe, III. Aufl., S. 45). Wie! wenn ich meinen Schülern erkläre, daß aus den in der Luft unsichtbar schwebenden Dünsten durch Abkühlung Tröpfchen sich ballen, welche nach den Gesetzen der Kristallisation zu sechsgliedrigen Schneeflocken und Eisblumen werden, mißachte ich mit dieser Entstehungstheorie die Schöpferrechte Gottes? Hier ballen sich in einer Nacht einige Millionen von Atomen zu Kristallen; am Himmel vielleicht in Jahrtausenden aus Lichtnebeln auch Atome zu Sonnen; und Gott läßt das alles durch seinen Willen geschehen; und dieser Wille ist die Kraft, die Ursache der Ursachen, ohne die nichts geschieht. (Off. 4, 11.) So fand ich mit Erstaunen unter den Kristallrosetten von Ammonium cuprum das genaue Abbild des Spiralnebels der Jagdhunde, wo Tausende von Sonnen seit unberechenbaren Äonen wie ein Feuerrad von einem Mittelpunkt aus geschleudert werden. Hier und dort dieselben Formen, dieselben Kräfte, dieselbe Mechanik, dieselben Gesetze! Soll ich nun das Kleine bewundern, vom Großen aber ablehnend ausrufen: Das ist mir doch zu groß für meinen Gott! „Bin ich ein Gott“ nur „aus der Nähe, und nicht auch ein Gott aus der

Ferne? Erfülle ich nicht die Himmel und die Erde, spricht Jehova" (Jer. 43, 24). — Aber Jahrmillionen? sagst du. Weißt du denn, weiß irgend ein Mensch, sagt die Bibel auch nur ein Wort davon, wann das große „Am Anfang“ stattfand, als die Elohim, Vater, Sohn und Heiliger Geist, die Himmel der Himmel mit ihrem unzähligen Heer zu erschaffen begannen? Weißt du, wann Satan geschaffen wurde, wie lang er als gewaltiger Lichtfürst in den Himmeln bestand und wann er fiel, oder wie alt die Erzengel und die Cherubim sind? Weißt du nur, wann Gott die Erde schuf, da Ihn „die Morgensterne miteinander lobten und jauchzten alle Söhne Gottes“? „Gott ist groß und unbekannt; seiner Jahre Zahl kann niemand erforschen“ (Hiob 36, 26). — Mancher Christ gibt vor, an einen unendlichen Gott zu glauben und gleich sind ihm an seiner Schöpfung, einige Billionen Meilen, — diese Millimeter in Gottes Raum, — oder einige Jahrmillionen —, vor Ihm einige Tröpflein der Ewigkeit, — zu viel! Dieser ängstliche Kleinglaube im Materiellen läßt nicht auf einen starken Glauben im Geistigen schließen.

Noch ärmllicher und für Gott beleidigender ist der Zweifel solcher Christen, ob dieser Gott, der die Liebe ist, uns so lieben könnte, wie Er es verheißt, wenn Er auf Tausenden von andern Welten andere Wesen erschaffen hätte, die Ihn auch kannten und liebten und anbeteten. Erlischt denn ein Feuer, weil es zu viel Brennstoff bekommt? Je mehr Selige, desto heißer die himmlische Liebe, desto größer die Seligkeit!

Aber, rufen diese aus, wie sollte denn Gott alle diese Wesen erlösen, wenn sie sündigen? Mußte denn Christus auf allen diesen Welten sterben? Und so weiter! Und die kleinen Kreise ihres frommen Denkens geraten in Unordnung und ihr kleiner Glaube ins Wanken. Ja, so geht's, wenn man nicht nur für sich, sondern auch noch für den lieben Gott sorgen und Ihm mit gutem Rat beistehen will.

Kannst du es Ihm nicht überlassen, wie Er es mit den Werken seiner Hände machen will, und ein für allemal dich enthalten Ihm drein zu reden und seiner Allmacht Grenzen zu setzen; kannst du nicht glauben, daß auch, wenn Er seit ungezählten Jahrbillionen beliebig viele Millionen Welten ins Sein gerufen und sie mit großen und kleinen Geistern bevölkert hat, das kein Jota an der Wahrheit seines Worts von unserer Erlösung durch den Tod Jesu Christi auf Erden ändert — dann schaffe dir einen größeren Gott an; der deine, den du dir in deinem Bild gemacht hast, ist zu klein und wird mit seiner Schöpfung nicht fertig.

Dem modernen Menschen erregen vor allem die biblischen Wunder Zweifel. Mit vielen darüber zu diskutieren, lohnt sich freilich kaum. Was soll man lang vom Wunder reden mit dem Gründer, dem das Steigen seiner Aktien Seligkeit ist, mit Menschen, die ein gutes Bier und eine feine Zigarre über des Tages Mühe trösten, mit dem Salon- und Sportsmann, dessen Lebens-

zweck Flirten, Lawntennis und Fußball, mit Frauen, die in der Eitelkeit der Welt und der Gesellschaft aufgehen, kurz mit allen denen, die wenn auch reich und vornehm, auf einer niederen geistigen Stufe stehen, wäre es verlorene Zeit, über das Wunder zu diskutieren. Wenn sie überhaupt noch einen Gott haben, so doch nicht den starken Herrn Zebaoth der himmlischen Heerscharen, der Wunder tut, sondern den selbstverständlichen, langweiligen Gott aller anständigen Leute, der die Weltmaschine ohne besonderes Ziel noch Interesse Tag für Tag nach vorgeschriebenen ewigen Naturgesetzen im Gang erhält. Wie sollen sie für das heilige majestätische Wunder Verständnis haben? „Durch den Sturz aus dem Paradies“, sagt Culmann, „wurde der Mensch in die Außersichtlichkeit des kosmischen Lebens hinausgestoßen, und für die Wahrnehmung göttlicher Dinge mit halbem Blödsinn geschlagen“ (Christl. Ethik, S. 167). So spricht der Apostel von „Menschen, untüchtig zum Glauben“ (2. Tim. 3, 8) und erklärt: „Glauben ist nicht jedermanns Sache“ (2. Thess. 3, 2). Und abergläubisch sind sie doch. Sie lachenforsch im Salon und fürchten sich allein in der Nacht, prahlen mit ihrem Unglauben und fragen die Geister und die Karten, wollen aufgeklärt sein und glauben an Sympathiemittel, tragen Fetische bei sich und wollen nicht in No. 13 im Hotel schlafen. Und brechen unversehens die Kräfte der Schöpfung, Gewitter, Taifune, Vulkanausbrüche, Erdbeben über sie herein, so verlieren diese Freigeister die Fassung und oft den Verstand, darin frechen und

feigen Sklaven gleich, die soeben über den Herrn gespottet und nun erschrocken zusammenfahren, wenn seine drohende Stimme ertönt.

Anderere und auch sich Christen Nennende stellen neben ihren Gott „die ewigen Naturgesetze“; als ob der liebe Gott bei der Schöpfung sich ein kleines Gesetzbuch verfaßt hätte und wolle und könne fortan und ewig nur einzig und allein nach diesem Katechismus schaffen, schalten und walten. Ja, manche deduzieren mit frommer Miene aus Gottes Weisheit und Vollkommenheit, daß er nun nichts mehr an seinen vollkommenen Gesetzen ändern darf. Wahrlich, eine blöde Vorstellung vom erschaffenden Denken, zugleich Wort und Tat, absolute Freiheit und unendliche Macht eines Gottes!

Sehen wir uns die beliebte Phrase an: Das Wunder ist unmöglich; es widerspricht den Naturgesetzen und wäre eine Übertretung derselben.

Fürs erste sind, was wir Naturgesetze nennen, nur unsere aus Beobachtung einiger Tatsachen gewonnenen Anschauungen, Theorien und Hypothesen über die Natur. Daß diese Aufstellungen nur sehr unvollständige Bruchstücke sind von den wahren, uns unbekannten Gesetzen der Schöpfung, so des Lichts, der Elektrizität, der Anziehung, weiß der Naturforscher. Wir kennen nicht ein einziges Naturgesetz vollständig. Augustin hat recht: „Das Wunder geschieht nicht im Widerspruch mit der Natur, sondern mit dem, was wir von der Natur wissen“ (Civ. Dei XXI, 8). Und

wir wissen so gut wie nichts von ihr; kennen nur ihre Hüllen und Schalen.

Fürs zweite zeigen uns neue Entdeckungen ungeahnte Naturgesetze, welche mit den bisher erkannten in direktem Widerspruch stehen und dieselben übertreten. Wir kennen jetzt ein unsichtbares Licht, ein kaltes Feuer, eine Hitze, in der Platinadraht erglüht, und welche doch selbst im zarten Auge kein Wärmegefühl erzeugt (Tyndall, Fragmente); „Elemente“, welche nach einer zu berechnenden Lebenszeit verschwinden, so nach 600 Millionen Jahren die Hälfte des Uraniums, nach 120000 Jahren das Radium; und noch kürzer lebt das Helium (Soc. astron. de Paris 1908, p. 279); wir kennen eine unerklärliche Energie und ungeheure Wirkungen von unbegreiflich winzigen Ursachen; durchsichtige und doch undurchsichtige, undurchsichtige und doch durchsichtige Körper; solche, die bei zunehmender Kälte und unter ungeheurem Druck (bis 3000 Atmosphären) sich ausdehnen, und einen Zustand des Stoffs, wobei er weder fest, noch flüssig, noch gasförmig ist (Ch. Ed. Guillaume, Revue générale des Sciences, 1908). Kurz es sieht immer mehr so aus, als ob es in der Natur kein Gesetz gebe, dem nicht ein anderes ihm widersprechendes, dasselbe durchbrechendes gegenüberstehe. Und da soll das Wunder unmöglich sein, weil es Naturgesetzen zu widersprechen scheint?

Naturgesetze, sagt man, sind ewig. Woher wissen wir das? Wie können wir es wissen? Ewig, unendlich, sind metaphysische Begriffe, Wahrheiten, die

wohl geglaubt, aber nicht, wie Shakespeare sagt, „gehirnt“ werden können. Sie lassen sich weder durch die Vernunft erfassen, noch können sie durch Beobachtungen oder Versuche bewiesen werden. Sie gehören daher weder in die Naturwissenschaft, noch in die Wissenschaft überhaupt, und wer sie darin gebraucht, spielt mit sinn- und wertlosen, ihm selber unverständlichen Worten. Wir können nicht von irgend etwas beweisen, daß es ewig sei; wohl aber können wir beweisen, daß es nicht ewig ist. Die Naturforschung beweist, daß Naturgesetze nicht ewig sind. Wir haben gesehen, daß die Ewigkeit der Welt durch ihre Evolution widerlegt wird, und daß alle ernstesten Forscher sagen: „Die Welt hat einen Anfang gehabt.“ Folglich waren vor diesem Anfang der Natur auch ihre Gesetze nicht. Und wie sie einen Anfang gehabt haben, so können sie auch ein Ende nehmen. Siehe darüber Sir Ramsays Theorie, S. 30.

Den gläubigen Christen aber lehrt die Bibel, daß Gott seine Gesetze auch verändert. Er sprach bei der Schöpfung, und jedes göttliche Wort ist Naturgesetz: „Die Erde bringe hervor Gewächse“ (1. Mose 1, 11) und „Die Wasser wimmeln von allerlei Wassertieren“ (B. 20). Gegenwärtig bringt die Erde nicht mehr ohne Samen Gewächse hervor und die Wasser wimmeln nicht mehr von selber von zahllosen neuen Geschöpfen. Auch auf der neuen Erde wird nach anderen neuen und noch herrlicheren Naturgesetzen die goldene Stadt herabschweben, und der Baum des Lebens und

der wie die Sonne leuchtende Leib der Auferstandenen ohne Ende existieren. Ewig sind die göttlichen Ideen des Guten, des Wahren und des Schönen, der Zahl, der Zeit, des Raums, und auch die der Erde und des Bergs, des Stroms, des Baums und der Frucht und des Tiers (Offb. 19, 14), des Essens und Trinkens, ja der Throne, Kronen und Harfen mit ihrem tiefen Sinn; immer neuer, herrlicher, vollkommener ihr Ausdruck, ihre Gestalt und Offenbarung. So bedarf die neue Erde nicht mehr der Sonne; das neue Jerusalem ist nicht bloß Oberfläche, sondern Würfel; die Bäume des Lebens erzeugen alle Monate Früchte: das irdische Meer ist nicht mehr; aber der Seher schaut „ein kristallenes Meer mit Feuer gemengt“ (Offb. 15, 2). Und so weiter. Von den jetzigen Naturzuständen und Naturgesetzen spricht Christus: „Himmel und Erde werden vergehen.“ Von seinen Worten aber, und damit meint er auch die Worte der Schöpfung, die er, als „das Wort, ohne das nichts gemacht ist, was gemacht wurde“, aussprach (Joh. 1, 3), sagt er: „Meine Worte vergehen nicht“ (Matth. 24, 35). — „Siehe, Ich mache alles neu“ (Offb. 20, 5). Und doch wieder einen neuen Himmel und eine neue Erde!

Leider haben viele Christen vom Wunder eine gar kleine Auffassung. Wunder ist ihnen das Wandeln auf dem Meer oder das Auferstehen eines Toten oder das Vermehren von Brot und Fisch. Wohl, aber da sind nur einige Blüten am großen Baum, einzelne Wellen auf dem Ozean des Wunders, darin wir und alle Geschöpfe schwimmen.

Das Weltall ist ein stetes, wunderbares göttliches Wollen und Wirken, ob Gott ein Gewöhnliches oder Ungewöhnliches tut. So in der stofflichen Welt, wo Er täglich Millionen von lebenden Wesen entstehen und vergehen läßt. So in der geistigen, wenn Gott, wie Er aus Billionen von Lichtwellen für jedes Auge ein besonderes Bild macht, so unzählige große und kleine Umstände, Begebnisse, Erscheinungen, Naturtätigkeiten zu einem für jeden einzelnen Menschen vernünftigen und zweckmäßigen Ganzen ordnet, und diese unaufhörliche Flut von Dingen und von Taten zu einem prächtigen Gewebe beständig flicht, so daß das Kleinste mir, aber ebenso andern Gläubigen zum Besten und andern zum Gericht dient. Ohne diese wunderbare Führung müßte das Leben der Menschheit alsbald zum erschrecklichen Chaos werden. Ebenso unsaßliches Wunder ist das fortwährende Regnen auf Erden vom Himmel herab von Tausenden von Seelen (an 5700 stündlich), welche stoffliche Leiber beleben. „Ich will, spricht der Herr, das Haus Israel und das Haus Juda besäen mit Menschen und mit Vieh“ (Jer. 31, 27). Und jede dieser Seelen ist nicht nur ein naturwissenschaftlich absolut nicht zu Erklärendes, sondern ihr ganzes Leben ist eine stete Durchbrechung und Übertretung der uns bekannten Naturgesetze. So ihre Ernährung durch die Materie und ihr Denken vermittelt des Stoffs; so ihr in die Ferne ohne stoffliche Vermittlung Liebe und Haß, Verachtung und Ehrfurcht bewirkender Blick; so ihr Hören und Sehen im Traum ohne irdisches Licht

noch materielle Sinne, und ihr häufiges Erschauen der Zukunft im Schlaf. Die in dieser Seele stattfindende Befehrung, diese oft plötzliche Umgestaltung ihrer Gesinnung (Saulus) und ihrer innersten Liebe liegt jenseits aller unserer wissenschaftlichen Psychologie, und die dadurch bewirkte Neugeburt im Christen ist ebenso wunderbar und für die Engel sichtbar wie die fleischliche. Sie ist nicht ein theologischer Begriff, nicht eine fromme Vorstellung; sondern eine reelle Tat. „Wer nicht von neuem geboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen.“ Da wächst aus himmlischem Wasser und aus Geist, aus einem göttlichen Keim ein neuer Lichtmensch der Ewigkeit mit geistigen Organen, Sinnen und Gliedern geschaffen, der einstweilen durch die fleischliche Hülle verdeckt, im Tod dieselbe zersprengt, um hell und licht in das Paradies einzugehen und in der Auferstehung himmlischen, ewigen Stoff anzuziehen. „Ist ein natürlicher Leib, so ist auch ein geistlicher Leib“ (1. Kor. 15, 44). Die sichtbaren Wunder, die wir so nennen, sollen uns nur Zeichen davon sein, daß Gott stets uns unsichtbare Wunder wirkt.

Oder diese Christen glauben wohl theoretisch an die Möglichkeit des Wunders im allgemeinen, behalten sich aber vor, an jedem der in der Bibel berichteten zweifelnde Kritik zu üben. Auch diese Halbheit rächt sich. Diese religiöse Unsicherheit und Inkonsequenz beschwert ihr Christentum und hängt sich an ihr Gebet, daß es nicht jauchzend sich himmelwärts schwingen kann. Zwar pflegen sie sich damit zu entschuldigen, daß sie ja an

die Grundwahrheiten des Christentums glauben und nur an unwesentlichen Einzelheiten Anstand nehmen. Aber ihrem kleinlichen, oberflächlichen Christentum fehlt gerade der Glaube an die grundlegenden Prinzipien. Sie bekennen mit dem Mund einen allmächtigen Gott; vermögen aber nicht zu glauben, daß dieser Gott buchstäblich jederzeit aus Steinen der Wüste Kinder Abrahams machen kann (Matth. 3, 9). Sie glauben, daß Gott allwissend ist und alles lenkt; aber im täglichen Leben räumen sie den Umständen, den Naturkräften und Ereignissen, ja auch einem Tröpfchen Zufall doch einen Einfluß und eine gewisse Rolle ein. Sie sprechen vom lieben Gott und lesen das größte Gebot; aber es ist ihnen nicht tiefster Schmerz, daß sie ihn nicht lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, noch bemühen sie sich, ihren Nächsten zu lieben, wie sich selber. Sie kennen das Wort: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen.“ Aber sie versuchen Gott und dem Mammon zu dienen. Christus sagt ihnen: „Sorget nicht für den kommenden Tag.“ Aber sie sorgen für kommende Jahre, wollen die Zukunft ihrer Kinder sichern, verderben sie klug mit gesammelten Schätzen, reichen oder vornehmen Heiraten, unpassendem Beruf; und machen dem lieben Gott mit ihrer Weisheit viel Mühe. Als Christus seine Jünger ausandte und ihnen befahl, weder Brot noch Geld, noch zwei Röcke mitzunehmen, hat er sie und uns damit gelehrt, daß nur der Mann, der die irdische Nahrungssorge hinter sich geworfen hat, würdig ist, das Wort Gottes zu predigen,

und fähig, unreine Geister auszutreiben. — Jene Christen lesen: „Wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst.“ „Du allein, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“ Aber sie leben in einer beständigen Furcht vor Unfällen zu Wasser und zu Land, vor Diebstahl und Einbruch und Verbrechen, verlassen sich auf Schloß und Riegel, auf Waffen und Hofhund und machen ihren Glauben verächtlich vor der Welt. So ist es Beleidigung Gottes, wenn andere in der Krankheit wie der König Asa „nicht Gott, sondern die Ärzte aufsuchen“ (2. Chron. 16, 12), von einem zum andern laufen (Mark. 5, 26), den Arzt abgöttisch verehren, seine Worte wie Orakel hinnehmen, Tag und Nacht darauf bedacht sind, seinen Anordnungen zu gehorchen; und die Blinden sehen nicht, wie der Herr des Lebens, trotz ihrer und der Ärzte Weisheit, Leiden, Absterben und Tod nach seinem Ratschluß verhängt. Es steht geschrieben: „Ich bin der Herr, dein Arzt“ (2. Mose 15, 26). Vernünftige ärztliche Pflege ist gestattet und brauchbar; verächtlich aber ist das um jeden Preis Verlängernwollen eines nutzlosen und schmerzvollen irdischen Daseins. Sorgen wir dafür, daß unser Leben vor Gottes Auge einen Wert habe; dann wird Er dafür sorgen, daß es uns so lang als nötig erhalten bleibe; und ruft dich dein Herr, so fahr ab ohne so viele Umstände. — Das Abc, die Elemente des Glaubens sind es, nicht „Nebendogmen“ und „unwichtige Lehrsätze“, die solchen Christen fehlen, und weil die Wurzel krank ist und locker sitzt, schwankt der

ganze Baum, und wehe ihm, wenn der Sturm losbricht! Wer, wie Ph. Culmann bemerkt, wirklich glaubt, daß Christus die Auferstehung und das Leben ist, zweifelt nimmermehr, daß er auch auferstand; wer Ihn als das wahre Brot vom Himmel gekostet hat, wundert sich nicht, daß Er mit fünf Broten und zwei Fischen Tausende ernährte; wer Ihn als das Licht, das in die Welt kam, erkennt, findet es ganz natürlich, daß Er Blindgeborene sehend machte. Wer den Taten Jesu nicht glaubt, glaubt auch nicht seinen Lehren, glaubt auch nicht an den Sohn Gottes, weshalb es eine große Irrlehre einer liberalen Theologie ist, daß der Wunderglaube zum Christentum entbehrlich sei und man ohne ihn ganz gut ein Christ sein könne.

Kannst du nicht von ganzem Herzen an das Wunder glauben, so tue Buße darüber. Rufe mit Tränen aus: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“ (Matth. 9, 24) und lasse dich nicht von Ungläubigen und Schwachgläubigen trösten, es gäbe unwichtige Wahrheiten, und es sei für dein Christentum gleichgültig, ob du an die Geschichte Jonas glaubst oder nicht. Ist sie nicht wahr, so hat Christus feierlich, bewußt oder nicht, eine große Unwahrheit verkündigt (Matth. 12, 39. 40) und als „das einzige ihnen gegebene Zeichen“ den Juden ein Nichtgeschehenes vorgehalten. Hat er sich da so schwer getäuscht, so wohl auch darin, daß er dann behauptet, er werde, wie dieser Jonas, nach drei Tagen aus der Tiefe heraussteigen. Dann ist er doch nicht auferstanden; „unser Glaube ist eitel, und wir sind noch in

unseren Sünden" (1. Kor. 15, 17). Alle Wahrheiten hängen zusammen, und wir dürfen auch die kleinste nicht gering schätzen (Matth. 5, 19). Aber wir vermögen das Wunder nicht im Geist zu schauen, weil wir nicht wissen, was glauben heißt. — „O ihr Kleingläubigen! Hättet ihr Glauben wie ein Senfkorn,“ seufzt Jesus. — Wenn du zur Ehre Gottes und nach Christi Verheißung, sagte mir ein alter Christ, von einem Baum weggehend zu demselben sprächest: Hebe dich weg und pflanze dich ins Meer, und du würdest dich noch umwenden um zu sehen, ob er es tut, so hättest du in deinem Herzen schon gezweifelt. (Jak. 1, 6. 7.) Nicht also Christus. Im Grabe liegt noch die Leiche des Lazarus, der Riese Tod hält sie noch fest und verweist sie schon; und Jesus spricht: „ich danke dir, Vater, daß du mich erhörst.“ Nicht dazu ist diese materielle Schöpfung, dieser irdische Stoff da, daß wir uns nach ihm zu richten hätten, daß er uns beenge und beherrsche, sondern dazu, daß wir ihn uns unterwerfen, wie die Engel, groß an Kraft, zu Gottes Ehre damit machen, was sie wollen. Das verheißt uns Gott, daß wir einst „leuchtend wie die Sonne“ über den himmlischen Stoff mit göttlicher Kraft herrschen und denselben nach Belieben zu unserer Offenbarung gebrauchen dürfen. — Was wir auf Erden das Wunder nennen, die unbeschränkte Herrschaft des Geistes über den Stoff, ist in einer sündenlosen Schöpfung das Normale und Natürliche und wird es im Himmel sein.

Was reden Menschen viel gegen das Wunder? Ihre

Worte brechen sich wie kleine Wellen an dem ewigen Felsen: Gott ist allmächtig. Torheit und Lästerung ist es, seiner Macht Grenzen zu setzen, und alle Bedenken und Einwände menschlicher Weisheit schlägt sein Wort mit der Frage nieder: „Soll dem Herrn etwas unmöglich sein?“ Hoch über alle erschaffenen Weltalle und die Himmel der Himmel (1. Kön. 8, 27) thront in unsäglichlicher Macht und Herrlichkeit die ewige Majestät, strahlt fort und fort ins All Wunder ohne Maß und Zahl, und lacht der Worte und der Weisheit ihrer kleinen Geschöpfe.

Wie ist doch der Mensch zu bedauern, dessen Gott keine Wunder tun kann. Ein Gott also, der, wenn er es auch möchte, ihm auf sein Flehen nicht helfen, an seinem Leben nichts ändern, das Gebet seiner Geschöpfe nicht erhören kann; das verbieten ihm die Naturgesetze. Was hilft mir dieser Gott? Was fange ich mit ihm an? — Ich brauche ihn nicht und werde mein Leben schon ohne ihn nach den Naturgesetzen einrichten.

Von unserem Gott aber steht geschrieben: „Wer Gott naht, muß glauben, daß Er ist, und denen, die Ihn suchen, ein Belohner ist“ (Hebr. 11, 6). Er spricht: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen“ (Ps. 50, 15). „Denn Gott tut Großes und Unerforschliches, und Wunder, die nicht zu zählen sind“ (Hiob 5, 9).

Mit den Zweifeln an dem Wunder geraten wir in das Fahrwasser der Bibelfritik und ihrer Negationen, die heutzutage so vielen Christen zu schaffen machen; und zwar auch hier, weil sie am Einzelnen und Kleinen hängen bleiben. Sieh dir die Lage groß an. Wie die Sachen stehen, ist entweder die Bibel oder die Kritik eine große Lüge. Daß letztere in direktem Widerspruch mit ersterer steht, mußte man noch vor fünfzig Jahren dem Laien darlegen. Das ist heutzutage nicht mehr nötig. Es weiß jeder, der einigermaßen mit Zeitfragen vertraut ist, daß nach der Bibelfritik das Alte Testament zusammengewürfelt ist aus unechten Büchern, zum Teil nach Esra von Priestern fabriziert u. s. w. Aber auch ihre neueste Erklärung des Neuen Testaments läßt an plattem Rationalismus und offener Verleugnung aller Wahrheiten des Christentums nichts mehr zu wünschen übrig. Jesus ist ihr „nichts weiter als ein Menschenkind wie wir andern auch“; „seine übernatürliche Geburt ist ein Stück heidnischer Mythologie“; seine Wunder „ein ganz Unmögliches“ und die Offenbarung, die Gott ihm gegeben hat, seinen Knechten zu zeigen, was in der Kürze geschehen soll (Off. 1, 1) — „Zukunftsphantasien“! (S. Off. 22, 19.) Und so weiter!

Zwischen dieser Weltanschauung, welche nicht einmal mehr eine religiöse ist, und dem Christen ist eine unüberbrückbare Kluft. Er kann ihr keine Konzessionen machen, kann keine Vermittlung noch Kompromiß mit ihr eingehen.

Empfiehlt man uns heute vielfach, unsere Pfarrer, auch wenn sie zur kritischen Richtung gehören, nicht zu verlassen, sondern zuglauben, daß auch sie redlich die Wahrheit suchen, so antworten wir: wenn sie die Wahrheit suchen, so haben sie sie nicht und können sie uns nicht geben. Wozu sie noch anhören? — Anders sprechen die Apostel. „Ich sage die Wahrheit in Christo“, bezeugt Paulus (Röm. 9, 1) und ruft den Korinthern zu: „So gewiß die Wahrheit Christi in mir ist“ (2. Kor. 11, 10). — Verirrte Hirten, Führer, die selber den Weg nicht wissen, können wir nicht brauchen. „Kann auch“, spricht warnend Christus, „ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht beide in eine Grube fallen?“ (Luk. 6, 39.) So sehr wir die bekennnistreue Predigt gläubiger Geistlichen dankbar annehmen, so wenig können wir zugeben, daß jeder unreife Jüngling, der im Seminar und auf der Universität Bibelfritik gehört und seinen Glauben verloren hat, dadurch befähigt und berechtigt sei, uns das Wort Gottes, das er leugnet, zu predigen und die Sakramente, an die er nicht glaubt, zu verwalten. Kläglich, ärmlich ist das Wort solcher Geistlichen, welche der Gemeinde nichts zu sagen, keine Botschaft Gottes an sie haben, und diese überaus traurige Tatsache mit Moralphrasen und Gelegenheitsreden zu verdecken vergebens sich bemühen. Hoffen sie damit Seelen zu Gott zu führen? Und wenn nicht, wozu besteigen sie die Kanzel? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Aber auf dieser Kritik lastet der der bloßen Negation eigene Fluch der

Unfruchtbarkeit. Jede Wahrheit hat ihre unerbittlichen und heilsamen Konsequenzen; wer aber immer nur verneint, steht damit vor dem Nichts, aus dem nichts wird. „Unser Vater, das Nichts,“ rief der Bibelkritiker Renan.

Wie dieser Renan geht die Bibelfritik von der Grundanschauung aus: „Meine Vernunft ist das, was alles richtet und von nichts gerichtet wird,“ und widerspricht damit der Bibel ins Gesicht, welche erklärt, daß menschliche Vernunft unfähig ist, göttliche Wahrheit zu erkennen. Christus preist den Vater, daß er seine Gedanken den Weisen und Verständigen dieser Welt verborgen hat (Luk. 10, 21), und der Apostel ruft aus: „Wo sind nun die Schriftgelehrten, wo die Weltweisen? Gott macht zu nichts die Weisheit der Weisen“ (1. Kor. 1, 20).

Besprechen solche Kritiker mit großer Sicherheit die Geschichte Israels und das Prophetentum, Weissagung und Inspiration, das Wesen des Christentums oder die Lehre Christi oder Pauli, so hört und fühlt man ihnen an, daß sie da scharfsinnig von Dingen reden, für die ihnen das Verständnis abgeht, von Männern, die sie nicht persönlich kennen, von geistigen Vorgängen, die sie nie an sich erfahren haben, kurz, daß nach dem ewig wahren Wort der Schrift „der natürliche Mensch nichts vernimmt vom Geist Gottes“. Zwar sollte das auch einen Bossuet überwältigende Wort eines Jesaja, die großartige Weltanschauung eines Daniel, die Predigt aller Propheten von einem unerbittlich heiligen Gott

und die so oft wörtliche Erfüllung ihrer Weissagungen, so über Babylon und Ninive, über das jüdische Volk und über Christus genügen, um sie als Männer zu kennzeichnen, denen Gott sein Wort eingegeben und seine Ratschlüsse geoffenbart hat. Wann hat ein Konfuzius, ein Buddha, ein Mohamed die Zukunft nur des eigenen Volkes vorausgeschaut? Wo ist heute ein Staatsmann, der zu sagen wagte, wie es übers Jahr in Europa aussehen wird? „Mögen, o Pharao, deine Weisen dir verkünden, was Jehova Zebaoth über Ägypten beschlossen hat!“ (Jes. 19, 12.)

Aber was die Kritiker nicht verstehen, existiert für sie nicht. Gott, sagen sie, kann nicht sprechen — somit gibt es kein Wort Gottes! Er kann nicht sich sichtbar offenbaren — also mythische Sagen! Inspiration ist undenkbar — folglich krankhafte Einbildung! Weissagung gibt es nicht — also erst nach der Tat geschrieben! Wunder sind unmöglich — folglich erdichtete Märchen! Jeder Mensch sucht seinen Vorteil und seine Ehre — also auch diese „Propheten Israels“! — Das nennen diese Herren „voraussetzungslose Wissenschaft“, „vorurteilsfreie Forschung“, „objektive Beweisführung“. Und mit gelehrter Phrasologie und akademischer Dressur korrigieren sie das göttliche Wort wie einen Schüleraufsatz, und erfinden statt Moses und den Propheten Duzende von unbekannten Verfassern, von denen niemand je gehört. So Wellhausen für die Bücher Moses 22 Autoren; Ruene begnügt sich mit 16; der bekannte englische Kritiker Canon Cheyne soll neuerdings das Buch

des Propheten Jesajas in 160 Fragmente von Unbekannten, zu zehn verschiedenen Epochen, über vier ein halb Jahrhunderte verteilt geschrieben zerstückeln (Modern Puritan 1907, S. 400); und ein deutscher Kritiker weiß, daß dem Buch Hiob das letzte Kapitel fehlt und nur 59 Verse desselben echt sind. Und so weiter! Widersprechende, aus babylonischer, ägyptischer, indischer Mythologie weither geholte Hypothesen geben diese Kritiker als „sichere Resultate“ aus, und ihre von Tatsachen und neuen Entdeckungen widerlegten Konstruktionen als „Geschichte Israels“. „Neuere Theologie“ nennt sich diese Kritik; aber schon zur Zeit Christi hob Rabbi Hillel das Gesetz Moses durch seine Aufsätze auf, und schon vor 1600 Jahren brachte Celsus ihre Einwände vor. Die moderne Kritik leugnet wie Arius die Gottheit Christi und wie Pelagius die Erbsünde; sie prangt mit dem Spott der heidnischen Athener über die Auferstehung (Ap.=Gesch. 17, 32) und bekennt sich zu den Sadduzäern, „die da sagen, es gebe weder Auferstehung, noch Engel, noch Geist“ (Ap.=Gesch. 23, 8; Mark. 12, 18) und welche Christus mit dem Wort straft: „Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes“ (Matth. 22, 29). — Daß eine so faden-scheinige, veraltete Wissenschaft des Unglaubens Tausende blendet und betört, spricht nicht für den geistigen Fortschritt der Menschheit.

Von dieser Kritik steht warnend geschrieben: „Euer Glaube beruhe nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft“ (1. Kor. 2, 5). Das

Kind Gottes bedarf zu seinem Glauben an Gottes Wort nicht der menschlichen Gutachten noch der Approbation irgend welcher armen Sünder. Wir wollen die Schrift nicht verbessern und uns zurechtlegen, sondern wir wollen sie glauben; wir wollen sie nicht kritisieren, sondern wir wollen uns von ihr richten lassen; wir wollen sie nicht meistern, sondern wir wollen ihr gehorchen. Wir wollen dem glauben, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Legen wir reuig auch unsere kritischen Zweifel zu seinen Füßen. Seine Wahrheit wird uns frei machen. „Herr, wohin sollen wir gehen? **Du** hast Worte des ewigen Lebens.“

Sprechen wir Christen uns also offen über Bibelkritik aus, so rufen auch diejenigen, die sonst „feste Charaktere“, „unbeugsame Persönlichkeiten“, „überzeugungstreue Männer mit Rückgrat“ verlangen: Wie schroff! Engherzig! Fehlt ihnen an Erbarmen mit Andersdenkenden! Wie tolerant! — Ja, warum sollen wir tolerant sein, ist es doch Gott nicht! Wir verdammen niemanden; können wir dafür, daß sein Wort jeden verdammt, der nicht glaubt (Mark. 16, 16; Joh. 3, 18), und das ohne zu fragen, welche Umstände und Zweifel ihn am Glauben hindern? Oder daß der Apostel erklärt: „Wer euch ein anderes Evangelium verkündigt, und wäre es ein Engel vom Himmel, ist verflucht!“ (Gal. 1, 8) und feststellt, daß der Glaube derjenigen, welche das leere Grab Christi bezweifeln, „eitel ist; sie sind noch in ihren Sünden“ (1. Kor. 15, 17). Der Apostel der Liebe warnt uns vor jedem Umgang

mit Irrlehrern (2. Joh. 10, 11); sollen wir um ihre Freundschaft werben? Christus will die Lauen aus seinem Munde ausspeien (Off. 3, 16); wollen wir sie mit der Welt als „wahrhaft humane, weitherzige“ und dazu „tiefernste“ Männer ehren und preisen? — Nein.

Laßt euch auch nicht, ihr von Zweifeln beunruhigten Christen, durch diejenigen betören, die heute mit großem Feldgeschrei gegen „starre Dogmen“, „veraltete Lehrsätze“, „tote Formeln“ anstürmen und „Befreiung vom toten Buchstabenglauben und Bekenntnis“ uns verheißen. Schlechte Gipsabdrücke können sie zerschlagen; die ehernen Originale sind himmelhoch vor ihren Angriffen sicher. Es gibt keine Mathematik ohne Axiome, und keine Weltanschauung ohne Dogmen. Auch unsere dogmenfeindlichen Gebildeten leben in einer Atmosphäre von pietätsvoll übernommenen unwahren Dogmen über Staat, Kirche, Schule, Nationalgröße und Patriotismus, Bildung, Gesellschaft, Erziehung, Familie. Du hast nur die Wahl, ob du an die biblischen Dogmen oder an die des Unglaubens von der Selbstentstehung der Welt aus nichts, von der Selbstevolution der Urzelle, von der Ewigkeit und unbewußten Allweisheit des Stoffs und der Naturkräfte, von der Unfehlbarkeit der Vernunft und von einer Selbsterlösung glauben willst. Ohne Dogmen kommst du nicht aus; und kannst du deinen Glauben nicht mit klaren Worten ausdrücken und bekennen, so ist er ziemlich wertlos; du betrügst dich mit religiös-moralischem Nebel. Moderne Prediger sagen: Nicht was der Mensch glaubt, ist wichtig, darauf kommt

es nicht an; sondern darauf, was er ist und was er tut. Als ob sein Tun, seine Werke nicht die Blüten und Früchte des inneren Safts, die äußerliche Erscheinung der Wurzel wären, und die Ursache nicht ebenso wichtig, wie die Wirkung. „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken,“ sagt die Schrift.

Wohl lechzt im tiefften Grund die Seele, dieser Hauch Gottes, nach Wahrheit, dürstet also, wenn auch unbekannt, „nach dem lebendigen Gott“; und so regt sich heutzutage vielfach, auch als Reaktion gegen die sich immer breiter machende religiöse Lüge, ein Hunger nach religiöser Wahrheit, den allerlei Prediger mit einer „Umbildung“ und „Neubildung“ des Christentums zu sättigen vermeinen. Warum führen aber diese angeblichen Verkündiger der Wahrheit so viele irre? Weil sie noch an ihre eigene Weisheit und Gerechtigkeit glauben und die Wahrheit „mit heißem Bemühen“ im eigenen Kopf suchen, anstatt sie von dem zu erflehen, welcher sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“; weil sie das Wort Christi: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben,“ verkehren in: „Wer an sich glaubt, der hat das Leben“ und ein Zugottkommen in eigener Kraft an die Stelle der Neugeburt durch den heiligen Geist setzen. Wohl locken Geister wie Emerson und sein Jünger Trine, der kunstsinrige Ruskin, der konfuse Tolstoi, der mystische Maeterlinck, der stärkere Carlyle, — auch manche Deutsche könnten wir nennen — durch geistige Paradoxen und originelle Aussprache einfacher und bekannter Wahrheiten; aber

ihrer Botschaft fehlt die Freude der Ewigkeit, weil sie den Sohn nicht kennen, den großen Versöhner, durch den man allein zum Vater kommt. Darum ist ihre ganze Philosophie eitel, hält im Tode nicht stand, und sie beschließen ihr Leben in bitterer Menschenverachtung. Wie viel höher steht die Weltweisheit der Patriarchen, Kirchenväter, Märtyrer zu allen Zeiten (Hebr. 11), wie sie gegen eine Welt in Waffen, von einem Orkan der Verachtung und des Hasses umtobt, täglich in Gefahr, Gut, Ehre, Leben und auch ihre Lieben zu verlieren, dennoch fest standen, Wunder der Bruderliebe, des felsenfesten Glaubens, des klaren, jauchzenden Bekenntnisses taten und „ihr Leben nicht liebten bis in den Tod“.

Verkehrt ist die fixe Idee moderner Religionsverkündiger und selbst mancher „positiver“ Geistlicher, man müsse Göttliches „vermenslichen“, ewige Wahrheiten „zeitgemäß vergegenwärtigen“ und das harte, schroffe Bibelwort dem Geschmack eines sentimental, nervenschwachen Geschlechts akkomodieren. Eine kleinliche Auffassung, die nicht zwischen Göttlichem und Menschlichem, Ewigem und Vergänglichem unterscheidet. Die Sonne fragt nichts nach unsern Taschenuhren und richtet sich nicht nach der mitteleuropäischen Zeit. „Wir sind neue Menschen mit neuen Bedürfnissen, brauchen eine neue Religion, einen neuen Glauben!“ rufen diese Modernen aus. Lügen! Der alte Adam steckt ihnen noch in Fleisch und Blut; und immer noch begehen sie den alten Sündenfall, und wollen Götter sein in eigener

Macht, und wissen das Gute und das Böse. Nicht eine neue Sünde haben sie erfunden. „Das Weib sah, daß der Baum gut zur Speise“ — Fleischeslust — „und daß er eine Lust für die Augen“ — Augenlust — „und daß er begehrenswert wäre zum Klugwerden“ — hoffärtiges Wesen, wörtlicher: „Stolz des Lebens.“ Darüber sind wir nicht hinaus; und brauchen immer noch wegen dieser alten Sünde die alte Erlösung und den alten Heiland, „Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit“. Der Irrtum, das Wahre in diesen alten Lehren müsse neu und zeitgemäß eingekleidet werden, straft sich sichtbar an den daran sich Mühenden, und mit Unmut wendet sich der Gläubige ab von ihrer erkünstelten und hohlen Phraseologie, und ebenso von einem Geschlecht von Namenchristen, deren ganzes religiöses Leben vom Fragezeichen beherrscht ist, welche über die einfachsten Wahrheiten nicht zur Klarheit und Ruhe kommen und noch der Vorträge bedürfen, darin man ihnen sagt: „Wer war Jesus?“ „Offenbarung oder nicht?“ „Kann der Gebildete noch glauben?“ oder gar: „Dürfen wir noch an Gott glauben?“ — Unwürdige Fragen! — Dadurch, daß ihr euch mit einem Fuß auf den Boden des Zweifels stellt und ihn, um diese Modernen zu locken, als natürlich und berechtigt anerkennt, werdet ihr, o Prediger, sie nicht bekehren! — Oder es wird Christus mit Buddha eingehend verglichen und gefragt: was bieten beide der modernen Zeit? Was sie von jeher geboten haben. Buddha war ein elender, unter der Schuld weinender

Sünder, der nur die Vernichtung des Nirwana hoffte und der Menschheit predigte. Christus ist Gott von Ewigkeit und hat uns Vergebung der Sünden und das ewige Leben gebracht. Was braucht's da viel Worte?

Auch gläubige Prediger künsteln an der Frage herum: Wie soll man dem heutigen Menschen das Evangelium beibringen? — Ei, gerade so wie dem ersten mit der göttlichen Frage: „Adam, wo bist du?“ und antwortet er, er fürchte sich, weil er nackt sei, so biete man ihm das weiße Kleid des Heils in Christo.

Ohne die Dogmen von Gott, Vater, Sohn und heiligem Geist, von der Erlösung durch Christi Blut, von seiner Auferstehung und seiner Wiederkunft zum Gericht werdet ihr, Dogmenverächter, im Leben nicht bestehen und im Tode erkennen, daß ihr um euer Heil betrogen seid. Wir halten am Dogma und Bekenntnis fest und wissen, an was und an wen wir glauben. Spricht der Vater vom Himmel zu uns in seinem Wort, so antworten wir, seine Kinder auf Erden: Ja, Vater, ich glaube dir! Credo. Der Unglaube will unter leichten Vorwänden das Apostolikum aus der Kirche verbannen. Uns wird er es nicht aus dem Herzen reißen. Wir sprechen anbetend das „Gloria“, und stehen zu jedem Wort des majestätischen Nikaïschen Symbols. Vor solchem Felsengebirg sind moderne Bekenntnisse Maulwurfshaufen. Wir brauchen und bekennen das Dogma vom stellvertretenden Tod Christi und seiner Gottheit, denn wir haben einen Versöhner nötig. „Ich muß,“ sagt Luther, „einen haben, der da

mächtig ist über Sünde, Tod, Hölle und Teufel und alle Kreaturen, daß er ihnen gebieten kann, daß sie mir nicht Schaden; der mich heraus und hindurch ziehe, also daß ich frei auf ihn bauen könne.“ — Wohl uns dieser Dogmen!

Nach den mehr allgemeinen Zweifeln kommen für weiter Vorgeschnittene die persönlichen religiösen Zweifel in Betracht, wie sie zu allen Zeiten auch diejenigen heimsuchten, welche die ungläubigen Zeitströmungen überwunden hatten und schon jahrelang im Glauben wandelten. „Da fiel ein Plagregen und wehten die Winde und stießen an das Haus“ (Matth. 7, 25). Die Bibel ist eine große Geschichte des Glaubens und des Zweifels. Sie stellt fest, daß „der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet“ (Hebr. 11, 1). Sie erklärt, daß Gott uns, wie einem Abraham, „dies Glauben zur Gerechtigkeit anrechnet“, und Paulus führt uns zum Vorbild im Hebräerbrieft an, was alles die Männer Gottes im Glauben getan. Andererseits berichtet uns die Bibel, wie selbst diese Männer Gottes, vom Teufel versucht, oft schwer mit Zweifeln gekämpft haben. Was erzählt uns das Buch Hiob anders als den Versuch Satans, Hiob zum Zweifeln und Verzweifeln an seinem Gott zu bringen? Wie schildern uns zum Trost in solcher Lage die Psalmen Davids, wie er äußerlich und innerlich, von leiblichen

und geistigen Feinden angesprochen, sich, wenn er zweifeln will, dennoch an Gottes Verheißungen anklammert und ausruft: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verweise. Du tust mir kund den Weg zum Leben!“ So ist der einzige Vorwurf, den Christus wiederholt seinen Jüngern macht, wie dem ins Meer sinkenden Petrus: „Du Kleingläubiger, warum zweifelst du?“ So zieht sich der Kampf zwischen Glaube und Zweifel und die Überwindung des Zweifels durch den Glauben durch die ganze Schrift.

Mit Recht hat der schweizerische Pfarrer Rochat darauf hingewiesen, daß die Belagerung Jerusalems durch den götzendienerischen Feldherrn Rabshake ein Bild ist von dieser Bestürmung der Seele durch den Teufel. Sehen wir uns also den dreifachen biblischen Bericht in diesem Licht näher an. Der fromme König Hiskia, der „dem Herrn diente von ganzem Herzen wie keiner der Könige vor ihm und nach ihm“, dem alles gelang, „denn der Herr war mit ihm in allem, was er tat“, wird trotz seiner Frömmigkeit von dem mächtigen Feind in seiner Hauptstadt eingeschlossen und belagert. Und nun höhnt ihn Rabshake: „Was ist das für ein Vertrauen, darauf du dich verlässest?“ (Jes. 36, 4). — „Dein Gottvertrauen ist nichts und wird dir nichts helfen!“ — Also spricht der Feind. — Denn unser Vertrauen auf Gott, unser Glaube ist es, gegen den er anläuft, um uns Schild und Panzer zu nehmen. Schon dies soll diejenigen trösten, die von solchen Zweifeln

angefochten sind. Gerade diese Unfechtung ist ein Beweis, daß sie Kinder Gottes sind. Satan greift nicht den Glauben, die Hoffnung derer an, die keine haben. Diebe brechen nicht ein in die Hütten der Armen; suchen sie in ein Haus einzubrechen, so kann man voraussetzen, daß dieses Haus einen Schatz enthält. Wenn der Teufel eine Seele sieht, die eine köstliche Perle besitzt, so richtet er gegen sie seine Angriffe. Diejenigen aber, die nicht den Glauben haben, die läßt er ruhig in ihrem Unglauben liegen, er ist ihrer sicher; oder er sucht sie zu überzeugen, daß sie ja Christen seien und alles recht und gut. Seht sie an; sie werden nicht durch Zweifel geängstigt. Die einen spotten über Frömmerei und Muckertum und gehen eifrig ihrem Geschäft, dem Erwerb und dem Genuß nach; die anderen sind von ihrer Respektabilität und Religiosität überzeugt und denken, Gott wäre ungerecht, wenn er ihnen nicht den Himmel einst öffnete.

Auch anderes Geschütz weiß Satan aufzuführen, um womöglich die Burg unseres Glaubens in Trümmer zu schießen. Auch wie Rabsake ruft er uns zu: „Worte nur (hast du)! Aber Rat und Kraft braucht's zum Krieg!“ — Du redest schön und groß und erbaulich davon, wie du „in allen Dingen weit überwindest“ und wie du „alles vermagst in Christo, der dich lebendig macht“. Nun, wo sind die großen Taten und dein Welt überwindender Glaube? Wo hast du die Welt überwunden? Bist du doch in allem, was du tust, voll Selbstliebe und Ruhmsucht, trotzig und verzagt, und je

mehr du glauben willst, desto mehr Elend und Sünde findest du in dir. — Solche Zweifel haben um so mehr Kraft, als der Versucher der Lüge Wahrheit beimischt. Er hält uns da unser Fleisch vor, in dem nichts Gutes wohnt, wie auch Paulus von diesem fleischlichen Menschen in ihm klagt: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht.“ Die Sünde, das ist das Lebelement des Teufels, darin er Macht hat, damit er uns versucht und verführt und schlägt Tag und Nacht.

Wie haben wir von dieser Sünde einen so kleinlichen Begriff; betrachten sie als eine zeitweilig vorkommende Übertretung der göttlichen Gebote, als bedauerlichen einzelnen Fall, wissen nicht, daß wir darin schwimmen und sie atmen und essen und trinken! Von ihr infiziert, sündlich, unrein ist diese ganze gefallene Schöpfung, und der Rauch ihrer Schuld steigt immerdar empor. Unrein ist diese mit Verwünschung, Tränen und Menschenblut getränkte Erde (1. Mos. 4, 11; 4. Mos. 35, 33), Staub toter Völker der Boden, darauf wir wandeln und der um unsertwillen verfluchte Acker; unrein die Luft, die wir atmen, darin unaufhörlich Fluch, Lästerung, unnützes Wort schwirren, darin böse Geister und der Fürst dieser Luft (Eph. 2, 2) uns umkreisen; unrein jedes Stück Geld, das wir berühren, an dem Habsucht, Gier und Betrug haften; unrein unsere Speisen und die Tierleichen, von denen wir uns nähren; unrein und sündlich unser Körper, unser Fleisch, von Bazillen zersessen, der Sünde dienend, dem Tode ge-

weicht, krank auch beim Gesündesten. So sieht Gott diese von Ihm abgefallene Welt.

Wie verblendet ist doch der Selbstgerechte, der diese Sünde im eigenen Herzen nicht erkennt. Davon schreibt H. von Hallwyl: „Nimm einen beliebigen Tropfen Zeit aus dem Strom deines Daseins, sagen wir den letztverflossenen Tag, lege ihn unter das fein geschliffene Objektiv deines Gewissens und, selbst wenn du glauben solltest, reinen Herzens zu sein, wirst du über das scheußliche Gewimmel im Tropfen erstaunen. Da wirst du, bald einzeln schwimmend, bald mit einander ringend oder in Klumpen geballt, halb entwickelte und embryonenhafte Drachenungeheuer finden, als da sind Zorn, Neid, Geiz, Bosheit, Wollust; und dazwischen welche Unmasse kleiner, glatter Schlänglein, Vibrionen, die gar nicht darnach aussehen, als ob sie dir Schaden könnten. Wie? Du gewahrst sie nicht? Nimm eine stärkere Linse; denn vorhanden sind sie“. (Von fünf Seiten“ S. 47.) Das ist Selbsterkenntnis.

Wie diese Sünde die Ursache aller Zweifel, so ist sie auch im Herzen des Christen der Gegenstand der stärksten Zweifel. Und wie die für Zeit und Ewigkeit wichtigste Frage ist: Habe ich Vergebung der Sünden und werde ich selig, so sucht der Teufel vornehmlich darüber Zweifel zu erregen. Wie, fragt sich das Kind Gottes, ich bin erlöst durch Christi Blut und Gerechtigkeit; er spricht: gehe hin in Frieden! deine Sünden sind dir vergeben; er verheißt mir, die Wahrheit werde mich frei machen — und doch immer in mir dieselbe

Sklaverei, die Last, das harte Joch der Sünde, das Verderben von Fleisch und Blut; und ich „falle siebenmal des Tags“, und glaube ich endlich frei von der Sünde zu sein, so überfällt sie mich unversehens und ich muß mit Hiob klagen: „Wenn ich mich mit Schnee wasche und meine Hände mit Lauge reinigte, so tauchst du mich doch in Rot und meinen eigenen Kleidern bin ich zum Ekel“ (Hiob 9, 31). — Und doch andere Christen höre ich, die mir versichern, ich könne und solle und müsse sündenlos werden und ganz und gar heilig; denn, sagt der Apostel: „Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht.“ Bin ich denn nicht aus Gott geboren, und ist es Täuschung und Betrug, daß meine Sünden mir vergeben sind?

Aber die Schriftlehre ist klar. Der alte Mensch, der alte Adam, ist durch die Erbsünde und seine persönliche Sünde zu Gottes Reich untüchtig; „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben.“ Fleisch und Blut können sich nicht befehren und der alte Adam in dir kann nur sündigen und wird sündigen, so lang du lebst. Aber Gott, wie er einst Adam schuf, kann und will in dir einen neuen Menschen, eine neue Geburt schaffen. Und fortan werden in dir, zum Unterschied von den Kindern dieser Welt, zwei Menschen sein, ein sündiger, der nur sündigen kann, und ein von Gott geborener, der nicht sündigt. So kann der Apostel, nachdem er soeben gesagt hat: „Wer von Gott geboren ist, sündigt nicht,“ fortfahren: „Und ob jemand sündigt . . .“ Die Schrift weiß also nichts davon, daß

der alte Mensch sündenlos werde, aber ebenso wenig davon, daß der in uns neugeborene sündigen und vom Glauben abfallen könne (Joh. 10, 29; Mark. 13, 22; Matth. 24, 24). Wie der alte Mensch sich nicht befehren kann, so tut er auch nicht Buße; sondern der Gottgeborene betrübt sich darüber, daß er in Fleisch und Blut mit dem Sündigen verbunden ist wie die unsterbliche Seele mit dem vergänglichen Leib, und seine Sünde tragen muß wie die Seele die Schwachheit und Krankheit des Körpers. Vom alten sündigen Menschen in ihm ruft der Apostel aus, der doch von sich sagen konnte: „ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle“, „ich weiß, daß in mir, d. h. in meinem Fleisch, wohnt nichts Gutes!“ „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leib dieses Todes?“ Als neue Geburt in Christo aber spricht er: „So ich aber tue, das ich nicht will, so tue ich daselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt.“ Daß der aus dem Geist in mir Neugeborene sich täglich betrübt und Buße tut über das Verderben seines Fleisches, das befördert sein Wachstum, und also dienen nach heiligem, nicht zu mißbrauchendem Geheimnis auch alle Sünden des Christen zu seinem Besten, wie alle Tugenden des Weltmenschen zu seinem Schaden. Nach dem in der ganzen Schöpfung Gottes gültigen Gesetz fängt auch die neue Geburt im Christen klein an wie ein Samenkorn, daraus wird zuerst Gras, dann eine Ähre, dann voller Weizen in der Ähre (Mark. 4, 28), und in dem Maß wie der von Gott Geborene wächst, nimmt der alte Mensch

zwar nicht an Sündhaftigkeit, wohl aber an Kraft und an Macht über den inneren ab, bis er wie eine ausgedorrte Hülse und verfaultes Kleid im Tod abfällt.

Mit dieser Schriftlehre ist auch die Frage beantwortet, ob ein Christ auf Erden jemals völlig, nach Leib und Seele und dem Fleisch nach von der Sünde frei werden könne. „Nein!“ antwortet mit aller Entschiedenheit der Apostel Paulus und ihm nach die größten Männer Gottes zu allen Zeiten. Lies Röm. 7, 14—25. (Daß Paulus das von sich vor seiner Bekehrung sagt, ist eine dem Klaren im Präsens gehaltenen Text widersprechende, erzwungene Auslegung.) „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns,“ sagt der Lieblingsjünger Jesu. „So wir aber unsere Sünden bekennen, so vergibt er uns die Sünden und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit“ (1. Joh. 1, 8—10). — Sagt aber nicht Christus: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist?“ Vollkommen wie Gott! Kann ein Mensch das? Nein. „Niemand ist heilig, denn der Herr“ (1. Sam. 2, 2). „Siehe, unter seinen Heiligen ist keiner ohne Tadel, und die Himmel sind nicht rein vor Ihm“ (Hiob 15, 15). Ein Vollkommener wäre fortan „gerecht durch des Gesetzes Werke“, und müßte wie Jesus Natur und Elemente, Krankheit und Tod, Hölle und Teufel beherrschen und zum mindesten wie Elias lebendig in den Himmel fahren. Aber die Bibel trägt Sorge uns zu zeigen, daß weder Moses noch Elias, weder Paulus noch

Petrus, noch selbst Johannes der Täufer, der doch „erfüllt war vom heiligen Geist von Mutterleibe an“ (Luk. 1, 15), vollkommen waren (Matth. 11, 6).

Warum denn solcher Widerspruch und Christi unerreichbare Forderung? — Um dem Menschen auf Klarste zu zeigen, daß er nicht kann, was er soll. Verzweifeln soll er daran, jemals auf Erden heilig und vollkommen zu werden. Dann wird ihn diese Schuld zu Christo treiben, dieser wird ihm seine Gerechtigkeit schenken, und in dieser steht er dann vor Gott vollkommen und ganz heilig. „Ich bin der Herr, der euch heiligt.“

Glaube es nicht fremden Geistern, welche die Heiligung von der Rechtfertigung trennen und sie als einen höheren und vollkommeneren Zustand darstellen, in den der einzelne „sanctified“ Christ zum Unterschied von andern und vielleicht erst lang nach der Befehrung hinein gelangt. Das ist nicht schriftgemäß. Es gibt keinen Christen, der nicht in Christo vor Gott schon heilig wäre. So sagt Jesus zu seinen Aposteln, zu Petrus, der ihn hernach dreimal verrät: „Ihr seid rein“ (Joh. 13, 10; 15, 3); und die Apostel nennen sämtliche bekehrte Heiden, an denen sie noch so vieles zu rügen hatten, dennoch „die Heiligen zu Kolossä“ und anderswo. Eben-
 sowenig aber gibt es einen Christen, in dem diese Heiligung auf Erden vollendet wäre. Sie ist ein göttlicher Lebensprozeß, welcher mit der Befehrung und Rechtfertigung anfängt, wie die Schrift sagt: „Laßt uns fortfahren mit der Heiligung“ (2. Kor. 7, 1); und der

Apostel Paulus sagt: „nicht daß ich schon vollkommen wäre“ (Phil. 3, 12). Sie ist „das gute Werk, das Gott in uns angefangen hat und welches Er bis zur Zukunft Christi“, also auch nach dem Tode, „vollführen wird“. „Das Leben des Christen,“ sagt Luther, „ist eine fortwährende Buße.“ Buße, Rechtfertigung, Seligung, eins bewirkt das andere, und sie alle müssen gleichzeitig weiterschreiten.

Auch die andere Frage, ob ein Christ in ununterbrochener Gemeinschaft mit Gott leben könne, wird uns damit klar. Freilich hat der neugeborene Mensch in uns ebenso ununterbrochene Gemeinschaft mit Gott, wie das Herz in der Brust ununterbrochen schlägt, so lang der Mensch lebt. Hätte er dieselbe nicht, so würde er sterben, wie eine vom Rebstock abgehauene Rebe, sagt Christus. Aber diese innere Gemeinschaft bleibt unserer Seele nicht fortwährend bewußt, wie wir im Schlaf uns nicht bewußt sind, daß das Herz in unserem Körper fortschlägt. Auch findet Gott in seinem weisen Ratsschluß es oft für gut, seinem Kind zeitweise sein Angesicht zu verbergen, und es liegt nicht in der Macht des Kindes, sondern in der freien Gnade des Vaters, ob und wie lang das geschieht. Aber wenn auch Wolken die Sonne verhüllen, so strahlt diese nicht nur in unveränderter Herrlichkeit fort, sondern sie erwärmt, erleuchtet und belebt immer noch durch die Wolken hindurch die Erde und alle Geschöpfe. Es kommt nicht darauf an, ob wir unsere Gemeinschaft mit Gott fühlen, sondern darauf, daß Gott „niemals fahren läßt die

Werke seiner Hände“, und manches Kind Gottes, welches der Vater „in die Wüste führt“, das „zerschlagenen und demütigen Geistes ist“ (Jes. 57, 15) und mit verschlossenen Lippen nur noch innerlich unaussprechlich seufzt, steht Gott näher als ein anderes, das mit übersprudelndem Gefühl von Jesu vieles redet und schreibt, wie überhaupt unser Christentum zu wortreich ist. Weil also die Schrift, auch für den Christen, „das Fleisch, in dem nichts Gutes“, „den Leib der Sünde“ lehrt, aber ebenso „den neuen Menschen, geschaffen nach Gott in Gerechtigkeit und Heiligkeit“ (Eph. 4, 24), „aus Gott geboren, der nicht sündigt,“ so ergib dich drein, daß du auf Erden dem Fleisch nach ein zu allem Guten unfähiger Sünder seist und dein Leben eine fortwährende Buße darüber, und getröste dich dabei, daß du in dem neuen Menschen ein Kind Gottes bist, unsträflich, sündenlos, in deinem Gott vollkommen. Laß diese Erkenntnis dich treiben zum ernstesten Kampf mit der Sünde, zum Flehen, daß Gott dem neuen Menschen in dir den Sieg über den alten immer mehr verleihen möge, und getröste dich dabei, daß nichts und niemand und auch du selber nicht dich „aus des Vaters Hand reißen kannst, der größer ist als alle“. Christus verliert keinen derer, die Ihm von Gott gegeben sind (Joh. 6, 39; 17, 12).

Soll ein Christ seine Sünden öffentlich bekennen, wie eine ausländische Richtung es dem sich Befehrenden auferlegt? — Gewiß kann das Bekennen einer das Gewissen beschwerenden Schuld einen heilsamen Einfluß auf die Seele üben; kann auch zum Abbrechen mit

einer alten Sünde dienen. Ein solches öffentliches Bekennen finden wir Matth. 3, 6 und Apgesch. 19, 18—20; ob ein einzelnes oder allgemeines wissen wir nicht. Dagegen sehen wir nicht, daß Christus von den bei Ihm Heil Suchenden verlangt hätte: Bekenne hier, vor der Menge, deine Sünden. Er hat auch nicht Petrus auferlegt, zu der Magd zu gehen und ihr zu bekennen, daß er seinen Herrn verleugnet und einen Meineid geschworen habe. Von Judas aber lesen wir: „er brachte wieder die dreißig Silberlinge und bekannte vor den Hohenpriestern: Ich habe übel getan, daß ich unschuldig Blut verraten habe“ — und fand doch keine Gnade. Nicht das äußerliche Bekennen reinigt uns; wahre, innerliche Buße, das verlangt Gott. Und auch bei allem Bekennen spreche ein jeder: „Herr, wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler!“ Nicht, daß ich die und die Sünde begangen habe, sondern daß ich ein Sünder bin, das ist das Schreckliche. Daß wir in einem Meer von Gottesentfremdung und Selbstanbetung schwimmen, die entsetzliche Gottwidrigkeit und Unwahrheit unseres ganzen Daseins, das ist die Sünde. Was bekennet David, nachdem er Ehebruch und feigen Mord an seinem treuen Diener begangen? „O Gott, sei mir gnädig! Gegen dich, gegen dich allein habe ich gesündigt und getan, was böse ist vor deinen Augen.“ Soll ich hier meine Sünden bekennen, so sage ich: „Ich bekenne, daß es nicht ein göttliches Gebot gibt, das ich nicht übertreten; ich bekenne, daß es nicht einen Menschen

gibt, dem ich begegnete und an dem ich nicht gesündigt hätte; ich bekenne, daß ich niemals eine gute Tat getan, noch eine Sekunde lang ohne Sünde gewesen bin.“ Da hilft mir kein Unterscheiden zwischen großen und kleinen, bewußten und unbewußten, positiven und Unterlassungssünden und Unvollkommenheiten. Wer noch Unvollkommenheiten an sich sieht, ist nicht vollkommen wie Gott; und wer keine findet, ist blind. Solange ich Gott nicht von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen meinen Gedanken liebe, sündige ich fortwährend gegen das größte und vornehmste Gebot, begehe also die größte und vornehmste Sünde. Daß ich alles in der Welt auf mich beziehe und mich und mein frommes Tun und Reden zum Zentrum meines Denkens und meines Lebens mache, das ist die Sünde.

Zurück zu unserer Geschichte. Rabsake fährt fort: „Haben auch der Völker Götter ein jeglicher sein Land errettet von der Hand des Königs zu Assyrien? Wo sind die Götter zu Hamath und Arpad und Sepher-vaim? Haben sie auch Samaria errettet von meiner Hand? Welcher unter allen Göttern dieser Lande hat sein Land errettet, daß der Herr sollte Jerusalem erretten von meiner Hand?“ — So fragt der Versucher: Glaubst du, dein Gott werde dir helfen? Steht nicht geschrieben, daß viele auf dem breiten Weg wandeln, der zum Verderben führt, daß nur wenige auserwählt

sind? Hat Gott nicht die meisten Menschen zur ewigen Verdammnis geschaffen? Wie weißt du, daß du zu den wenigen Geretteten gehörst? Auch andere Götter, darauf die Weisesten und Größten sich verließen, Philosophie und Theosophie, Kunst und Wissenschaft und Forschung und Vernunft haben sie nicht gerettet. Sie sind gefallen, enttäuscht; auch diejenigen, die wie du die Wahrheit suchten, sind verzweifelt mit dem Ruf gestorben: „Tugend, du bist ein leeres Wort!“ — „Gehörte nicht auch Samaria zum Volk Gottes? Hat dein Gott sie aus meiner Hand errettet?“ fragt höhrend der Feind auch das Kind Gottes. Laß fahren deinen Glauben und verzweifle!

Ja, Gottes Weltregierung kann dem Christen viel Anfechtung und Zweifel bereiten. Es ist schwer an Gott zu glauben, wenn man sieht, wie es in der Welt so verworren und so gottlos hergeht. Auch dieses Ärgernis der Kleinen (Matth. 18, 6. 7) wird die Welt einst verantworten. Wir können wohl etwas von Gottes Gerechtigkeit verstehen, wenn wir die durch Blutvergießen entstandenen und groß gewordenen Weltreiche in Blut untergehen sehen, wie einst auch alle die jetzigen (Off. 19, 17—27). Wir beugen uns vor seinem Gericht, wenn ein Volk mit seiner Weltstadt, wie die Juden mit Jerusalem, wie Ninive und Babylon, Karthago und Rom, „in seinen Sünden stirbt“. Aber warum siegt so oft das Recht und die gute Sache nicht? Warum, als die Reformation siegreich Frankreich, England, Deutschland überzog, welche, friedlich in demselben Glauben vereint,

der ganzen Welt zum Segen geworden wären, hat Gott zugelassen, daß Heinrich VIII zum Papsttum zurückfiel, in Deutschland der entsetzliche Dreißigjährige Krieg so schöne Blüten verdarb und Ludwig XIV mit einem Federstrich das Edikt von Nantes widerrief? Warum muß der Gerechte leiden? Diese Frage schmetterte schon Hiob zu Boden. Von vielen wird sie nur oberflächlich aufgefaßt. Es gebe einmal viel Leiden im menschlichen Leben, da müsse auch der Christ sein Teil davon tragen; das diene ihm zur Übung und Stärkung seines Glaubens u. s. w. Das ist wohl wahr, trifft aber den Kern der Sache nicht. Je mehr ein Christ durch Gottes Wirken in die Gottseligkeit hineinwächst, desto größer, gewaltiger, unheimlicher wird ihm die Frage: warum muß das Gute, also das Göttliche leiden und, wenn auch nur zeitlich und vorübergehend, unterliegen; da ihm doch unbedingt Macht und Sieg zukommt und Gottes ist „das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“? Ist denn Gott, das Prinzip des Guten, nicht unendlich mächtiger als der Gott der Welt und das Prinzip des Bösen? Hat der Allmächtige nicht Macht und Willen, das Böse zu besiegen und seine Kinder zu schützen, und ist er nicht verpflichtet, ihnen jederzeit und in allen Lagen zum herrlichen Sieg zu verhelfen? Und doch gibt er sie — tausendfach sehen wir es in der Weltgeschichte, so bei den Märtyrern — als schutzlose Schafe den reißenden Wölfen zur Beute; auf das Schreien und Flehen der Mißhandelten schweigen die Donner der göttlichen Ge-

rechtigkeit; und es ist keine Hilfe da. Ihre Wsche verwehen die Winde und der Teufel und seine Kinder triumphieren! Hier genügen nicht erbauliche Betrachtungen darüber, daß der Sieg des Bösen nur ein scheinbarer sei u. s. w. Monatelange Qualen, entsetzliche, teuflisch ausgedachte Folter und dann langsamer Feuertod waren Tausenden von Bekennern nicht bloß scheinbare Dinge, sondern furchtbare Wirklichkeit, und wir wissen wenig, in welche Abgründe der Angst und des Entsetzens und der Nacht und der Hölle die gemarterten Seelen hinabsteigen mußten, von der ganzen Welt verhöhnt, von Gott den Feinden überlassen.

Als aber Jehova dem darob zweifelnden und fast verzweifelnden Hiob aus dem Gewitter heraus antwortet, so geht Er mit keinem Wort auf diese Sache ein, sondern fragt ihn mit überlegener Weisheit: „Wer verdunkelt meinen Rat mit Worten ohne Einsicht?“ und weist ihn nicht auf die Offenbarung seines Gesetzes, das Hiob nicht kannte, sondern auf die seiner Macht und Weisheit in der Natur. — Warum das? Weil die ungeheure Frage des irdischen Sieges des Bösen über das Gute zum „Verborgenen, das Gottes ist“, gehört. Weil sie, wie der Fall des Satan, ihren Ursprung in den Äonen der Äonen hat, da Adam noch nicht erschaffen war. Weil es uns nicht gebührt, so tief in den Kampf der zwei oberen Mächte, der beiden Prinzipien, in das Duell des wahren Gottes mit dem Gott dieser Welt hineinzuschauen. Weil, selbst wenn Gott uns darauf antwortete, wir diese Ant-

wort nicht verständen. Wie es in der Mathematik für uns unlösbare Gleichungen und Probleme gibt, so gibt es im Himmel und in der Hölle Dinge, die keine irdische Sprache ausdrücken kann. Wie in der skandinavischen Edda der böse Loki frech in den Walhallasaal eindringt, sich Odin gegenüber auf Rechte beruft, die dieser ihm geschworen, als sie noch Freunde waren, so sieht es in der großartigen Szene am Anfang des Buchs Hiob aus, als ob Satan noch gewisse Rechte hätte von der Zeit her, da er noch „ein schirmender, gesalbter Cherub war, auf Gottes heiligem Berge wandelnd, inmitten der feurigen Steine, und vollkommen in allen seinen Wegen, von dem Tag an, da er geschaffen war, bis an den Tag, da Unrecht an ihm gefunden wurde“ (Hes. 28, 14. 15), und als ob der gerechte Gott diese Rechte ihm solange ließe, bis Satan durch fortgesetzten Eidbruch sie verliert und im Feuerpfuhl dem zweiten Tod verfällt. So weit zu denken ist uns gestattet, aber verboten ist es dem Menschen, mit der Frage: warum? in die göttlichen Mysterien einzudringen.

Wie in der stofflichen Schöpfung das Warum der Dinge uns verborgen, so auch in der geistigen. Daß alle Fragen lösbar sind und einst gelöst werden, wissen wir. „In Gott ist keine Finsternis“ und „wir werden einst erkennen, wie wir erkannt sind.“ Aber Gott hat uns hienieden über die Urfragen die nötigen Data vorenthalten; und wir haben durch unsern Abfall von Ihm das nötige Seelenlicht verloren, und das Lösenwollen von Fragen wie: Was war die Gottheit, ehe

sie das Weltall schuf? Mußte Satan fallen? und ähnlichen zeugt von Mangel an Einsicht und Demut. Oder wir wollen Gottes Tun rechtfertigen, und reden klug davon, daß Er nur freie Geschöpfe habe schaffen können; (wo steht das geschrieben?) und wir wachsen doch wo, wann und wie Gott uns sät und von welchen Eltern Er will und müssen an ihrer Schuld tragen. „Unsere Tage sind alle in sein Buch eingeschrieben, ehe denn einer wird,“ die Haare sind gezählt, der Sperling fällt nicht zu Boden; dem Ahab aber ist gesetzt, zu Ramath in Gilead zu fallen, und „Esau wird gehaßt und Jakob geliebt“, denn das Gesicht und die Weissagung müssen sich erfüllen und „das Beschlossene muß geschehen“ (Dan. 11, 36). Wehe dem, der mit seinem Schöpfer rechnet: „fragt auch der Ton den Töpfer: was machst du?“ (Jes. 45, 9). Eröffnen sich da dir, du zweifelnd Zogender, immer tiefere Abgründe des Denkens: Ursprung des Bösen, freier Wille und Prädestination, Erwählung und Verantwortung, ewige Höllestrafen oder Wiederbringung aller Dinge — und es schwindelt dem Nachgrübelnden, so weiß ich dir einen Rat: Wirf dich in den Staub vor dem großen Gott und sprich: Wer bin ich, ein Wurm der Erde, von gestern her, daß ich die himmlischen Dekrete verstehen und meistern sollte, die Du, o Gott, mit dem Sohn „in der Herrlichkeit“, „ehe der Welt Grund gelegt war“, gesaßt hast. Ich bekenne: es ist Frevel menschlichen Hochmuts, von Dir über Verborgenes Rechenschaft zu fordern, und das Wissenwollen des Nichtgeoffenbarten

ist erneutes Essenwollen von dem verbotenen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. — „Es gebührt euch nicht zu wissen,“ spricht Christus, und hat uns sein Beispiel gegeben. So lange er als Mensch auf Erden wandelte, wollte er, der doch mit dem Vater eins ist, den Tag und die Stunde nicht wissen, „die der Vater seiner Macht vorbehalten hat,“ und äußerte sich in Demut seiner göttlichen Allwissenheit, um uns „in allem gleich zu sein“. — Darum fragt dich Gott aus dem Gewitter heraus, so antworte mit Hiob beschämt: „Ich bekenne, daß ich habe unweislich geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.“ „Darum schuldige ich mich und tue Buße im Staub und in der Asche“ (Hiob 42, 3—6). Gib die eigene Weisheit auf, und sprich demütig und von ganzem Herzen: Ich ergebe mich, o Gott, voll und ganz, willig und gern in deine Beschlüsse, welche sie auch sein mögen und sein werden, **Du** wirst es wohl machen! Dann werden Wind und Wellen sich legen, und du wirst Vergebung finden für dein anmaßendes Fragen und Frieden für deine Zweifel.

Und verzage nicht. Sind auch die Wege Gottes in seiner Weltregierung dunkel, und seine Gedanken nicht unsere Gedanken, so läßt Er nicht fahren die Werke seiner Hände, und sein Werk kann niemand hindern. Es muß erfüllt werden, was geschrieben steht im „Buch der Wahrheit“ (Dan. 10, 4, Grundtext); und also „das Mystorium der Bosheit“ geoffenbart werden. Nicht wird die Menschheit sich befehlen: „Glaubst du, daß

der Menschensohn, wenn er kommen wird, Glauben finden wird auf Erden?" (Luk. 18, 8; Matth. 24, 37). „Die Kirche der Endzeit wird der Märtyrerkirche des Anfangs gleichen, ohne die Gunst der Mächtigen und der Gelehrten, verlassen von der großen Menge" (S. Hübner). „Dem Tier des Abgrunds", dieser gottlosen Weltmacht, „wird gegeben zu streiten wider die Heiligen und sie zu überwinden. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen" (Offb. 13, 7. 10). Dann aber und wann die Not am größten, „wird der Herr kommen inmitten seiner heiligen Tausende, Gericht auszuführen wider alle und völlig zu überführen alle Gottlosen von allen ihren Werken der Gottlosigkeit und von allen den harten Worten, die gottlose Sünder wider Ihn geredet haben" (Jud. 14. 15). — Einstweilen ist Motto der göttlichen Weltregierung das Schlußwort des Buchs der nahenden Endgerichte: „Wer böse ist, der sei fernerhin böse; und wer unrein ist, der sei fernerhin unrein; aber wer fromm ist, der sei fernerhin fromm; und wer heilig ist, der sei fernerhin heilig" (Offb. 22, 11). Versinken immer mehr die „christlichen Völker" in den Sumpf der Gottesleugnung, der Geldanbetung und der Unsitlichkeit, so läßt Gott von einem Pol zum andern in Hunderten von Sprachen durch Tausende seiner Arbeiter den Millionen sein Wort verkündigen, und „das Evangelium wird allen Völkern gepredigt, zum Zeugnis über sie", auf daß „die Fülle der Heiden eingehe" (Röm. 11, 25). — Und da sprechen die Feinde dumm und dreist von „der verlorenen Sache

der Bibel.“ „Der im Himmel thront, lacht.“ Und wir auch!

Auch im persönlichen Leben des einzelnen gibt es Augenblicke, da die ganze Erdenpein wie eine brausende Sturmwelle die Seele überflutet, ihr den Boden unter den Füßen wegschwemmt und droht, sie in die Tiefe zu spülen. Dann steigt Satan vor ihr empor, erschüttert sie und fragt: Wo ist dein Gott? — Ich hatte einen Freund, einen nicht unbegabten Künstler. Aber zu schüchtern, um sich vorzudrängen, hatte er einsam und arm gelebt und war nach einem aussichtslosen Kampf mit dem Leben und schwerem Leiden im Spital gestorben. Und nun standen wir, ein Duzend einander unbekannter Personen, an einem trüben Wintertag um sein Grab. Traurig pfiß der Wind über die kahle Höhe; am Himmel jagten graue Wolken; einzelne kalte Regentropfen schlugen uns ins Gesicht, und unsäglich öde wurde es uns ums Herz. Und als der Geistliche Worte des Dankes sprach für die göttlichen Führungen im Leben des Verstorbenen, da empörte sich der alte Mensch und sprach bitter: Noch danken sollen wir! Danken dafür, daß wir elend und mühselig das Leben durchfeuchten, um nach viel Leiden enttäuscht, entblößt zu sterben und in diesem Loch verscharrt zu werden! Und das ist das Ende unserer Mühe und unserer Schmerzen? Die Wolken ziehen dahin; unser Beten und Singen und Danken weht der Wind davon, und am grauen Himmel ist keine Stimme noch Antwort. Laß fahren den Glauben und die Liebe

und die Hoffnung und stirb auch du elend wie die anderen! — Aber mächtiger erhob sich eine andere Stimme: Und dennoch! Mein Gott! Mein Gott! ich lasse dich nicht! Und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. **Du** bist meine Hoffnung im Lande der Lebendigen!

Bei anderen Menschen ist es die scheinbare Bedeutungslosigkeit und Einförmigkeit des Lebens, die ihnen den Zweifel erregt, ob es überhaupt eine göttliche Führung gibt. Alles geht seinen gewohnten, natürlichen, gewiesenen Gang; wer Geld hat, hat eben; wer arm ist, bleibt arm; wer sich auf die Welt kam, fränklich. Man erwartet Ungewöhnliches, Bedeutendes, irgend eine große Freude, wünscht sich große Aufgaben, möchte Gewaltiges erleben — und es geschieht nichts. Die Jahre vergehen und man wird alt und müde des grauen Einerlei; müde des Berufs oder der Berufslosigkeit, müde derselben kleinen, zwecklosen, immer wiederkehrenden Sorgen. Auch da fragt man sich: Wo ist in meinem Leben das Tun eines großen, allmächtigen, wunderbaren Gottes? Es geschieht eben, was geschehen muß, manches vielleicht auch zufällig und von ungefähr! — Denn der verborgene Gott regiert uns unsichtbar, mit unscheinbaren Mitteln und kleinen Begebenheiten, und es vergeht keine Minute, in der, auch im trügsten Menschen, nicht eine Arbeit und eine Veränderung vor sich gehe. Doch läßt dieser Gott meist gegen das Ende des Lebens seine Kinder einsehen,

wie Er alles, auch viel scheinbar vergebliches Warten und vieles Nichtgeschehen zu ihrem Besten gegeben und gelenkt hat. Nach langen Jahren erkennen sie von manchem, was sie damals nicht verstanden: es war gut so; es war plan- und zweckmäßig geordnet; und sie dürfen mit dem freudigen Ruf abscheiden: Der Herr hat alles wohl getan! Und wie erst drüben! Denn es bleibt dabei: „Alle Haare auf eurem Haupt sind gezählt.“ Die himmlische Regierung Gottes erstreckt sich auf den einzelnen Sperling (Matth. 10, 29), und wir sind besser, denn viele Sperlinge. Während du über Leere und Ede des Daseins klagst, arbeitet er, dir unbewußt, in der Tiefe deiner Seele an derselben, „und führt zu Stand und Wesen, was seinem Rat gefällt.“

So wirkt Gott in der Tiefe und Stille, wenn Er Greise noch jahrelang ein scheinbar unnützes Dasein führen läßt. Er will sie der Welt entwöhnen, tausend unbewußte Bande der Nichtigkeit und Eitelkeit und Weltlust sachte lösen und sie recht weltmüde und lebenssatt machen, ehe Er sie auf Himmelsweiden und an den Strom des Lebenswassers führt. Darum läßt Er oft seine Kinder vor ihrem Sterben lang körperlich leiden. Und nicht nur lehrt Er, der unermüdlich um uns Sorgende, den Menschen vieles im Schlaf (Hiob 33, 15), sondern selbst unter der schweren Decke der Bewußt- und Besinnungslosigkeit, im Kerker des Wahnsinns und der geistigen Amnachtung und Schwermut, und wie im Winter unter der hart gefrorenen Fläche

des Leiches doch vielerlei Leben ist, arbeitet Er fort und fort an der Seele und bringt sie väterlich auf ihrer Bahn weiter, wie an solchen zu sehen, die nach jahrelanger Seelennacht kurz vor dem Tod die Ihrigen durch ihre geistige Reife und helles Schauen in Erstaunen versetzten. Das ist sehr tröstlich.

Auch dann läßt Gott nicht vom Gebilde seiner Hand, wenn für jeden Christen die Zeiten der Dürre kommen, da Gott ihn in die Wüste führt. Da packt wieder der Zweifel die Seele, die sich leer und ohnmächtig fühlt, und sie seufzt: Ich sehne mich nach Licht und ich finde in mir nur Finsternis; ich möchte Kraft und finde in mir nur Schwäche; ich möchte beten und finde keine Worte; ich möchte Gott lieben und bin kalt und tot! — Aber der Geist Gottes spricht: Verzage nicht! Ich bin es, der diese Anfechtung über dich verhängt. Daß du in dir nur Finsternis siehst, das zeigt dir mein Licht; daß du nur Schwachheit fühlst, das macht meine Kraft; daß du keine Worte zum Gebet hast, das ist vor mir Gebet; daß du klagst, du könntest nicht Gott lieben, wie du möchtest, das ist Liebe zu Gott. Sei getröstet. Ich komme nicht mit meinem Licht zu denen, die im eigenen Licht leuchten. Ich komme nicht mit meiner Kraft zu den Starken. Ich vertrete nicht mit unaussprechlichem Seufzen diejenigen, die mit schönen Worten beten. Ich bringe die Liebe Gottes nicht denen, die meinen, sie lieben Ihn genug.

„Aber meine Sünde, meine Sünde!“ seufzt die noch zweifelnde Seele. „Ach, Herr! ich bin kein frommer

und treuer Knecht, wie soll ich einst in deine Freude eingehen dürfen?“ — Doch auch hier antwortet dein Herr und lächelt gütig: Wenn es mir gefällt, dich in meinem Sohn anzusehen, sein Verdienst dir anzurechnen, als hättest du völlig Genüge getan, und ich zu dir spreche: Du bist vor mir gerecht und heilig; du bist rein! willst du mir entgegenhalten: Ach nein, ich bin so unrein? Wenn Ich um meines Namens willen deine Sünde weiß wie Schnee wasche und deine Übertretung zerstreue wie einen Nebel, willst du sie immer noch suchen? Wenn ich dir sage: Mein Sohn, du warst verloren, nun aber bist du wieder gefunden; hier der Ring, setze dich an meinen Tisch! willst du dann antworten: Vater, ich wage es nicht; ich will wieder fort und meine Säue hüten? — Laß deine Sünde fahren! Ich will sie dir abnehmen, spricht Christus; hier hast du dafür das Hochzeitskleid.

Wie auf dem Meer die müden Seeleute aufatmen, wenn der Orkan einlullt, bald aber mit erneuter Wut Wind und Wellen auf das halbentmastete Schiff stürzen, so pflegt nach kurzer Pause Satan seine Angriffe auf das wankende, von Zweifeln erschütterte arme Menschenherz zu verdoppeln. Wie Rabsake spielt er jetzt den letzten Trumpf aus, und nachdem er ihm höhrend zugerufen hat: Glaubst du, daß dein Gott dich erlösen wird aus meiner Hand? fragt er jetzt — denn auf einen Widerspruch und eine Lüge mehr kommt's

ihm nicht an — : „dazu meinst du, daß ich ohne den Herrn bin heraufgezogen in dies Land, daselbige zu verderben? Ja, der Herr sprach zu mir: Zeuch hinauf in dies Land und verderbe es!“ (Jes. 36, 10). Glaubst du, Sünder, daß ich nur in eigener Macht dich befreie? Willst du dich damit trösten, es seien nur Anfechtungen des Teufels, die du erleidest? Nein, Gott selber verläßt dich! Dieser heilige und gerechte Gott ist endlich ob deinem fortwährenden Sündigen, ob deinem wiederholten Abfall, ob deiner Lüge, da du ihm immer wieder Besserung versprichst, und immer wieder mit deinem Herzen voll Unreinigkeit sündigst, erzürnt. Weißt du nicht, daß geschrieben steht: „So wir sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein ander Opfer mehr für die Sünde, sondern schreckliches Warten des Gerichts.“ Er hat mir gesagt: Dieser sei dir zum Verderben übergeben! Seine Geduld hat nun ein Ende. Du hast die Sünde wider den heiligen Geist begangen, du bist verdammt! Verzweifle und ergib dich mir!

„Da der König Hiskia das hörte, zerriß er seine Kleider und hüllte einen Sack um sich,“ und sandte zum Propheten Jesaja und ließ ihm sagen: „Das ist ein Tag der Trübsal, des Scheltens und Lästerns. Du wollest dein Gebet erheben für die übrigen, so noch vorhanden sind.“ Wohl es war ein Tag der Trübsal. Ringsum ein übermächtiger, übermütiger, erbarmungsloser Feind! Es galt die Freiheit, das Leben, noch

mehr: die heilige Stadt, den Tempel Gottes. Siegte der Feind, so blieb den übrigen vom Volke Gottes nur hoffnungslose Sklaverei im fremden Land, ohne Tempel, ohne Gott! So erbebt in ihren Tiefen die Seele des vom Zweifel gepackten Christen und, selbst während sie an ihrem Gott zweifelt, fühlt sie es mit Angst: „Verliere ich Ihn, ist sein Wort nicht wahr und mein Glaube eitel, dann ist alles verloren; wozu noch leben?“

Wie verhielt sich das Volk den Angriffen des frechen Feindes gegenüber? — „Das Volk aber schwieg stille und antwortete ihm nichts.“ Bleibe auch du still, laß den Sturm, laß Satans Gewitter über dich rauschen und dich beugen wie die Wipfel der Bäume, selbst bis auf den Boden, wenn nur die Wurzeln um so stärker in der Tiefe sich anklammern. Wir reden zu viel, streiten zu viel, auch in der Anfechtung; und Worte rufen nur Gegenrede und Beweise Gegenbeweise und Gründe andere Gründe hervor; unsere Weisheit schlägt der Feind immer wieder, wie wiederholter Wellenanprall den schon zerfallenen Damm.

Mit Grübeln und Vernünfteln über unsere Anfechtungen und Zweifel werden wir sie nicht los. Es ist damit, wie mit unseren Nahrungsorgen. Je mehr, je näher wir sie ansehen, desto größer dünken sie uns. Als Petrus den Wind und die Wellen ansah, fing er an zu versinken. Wir müssen mit mutigem Entschluß uns von ihnen abwenden und nach oben schauen; dann bricht die Sonne durch das dunkle Gewölk. Gott ist

auch Herr über das Wetter deiner Seele, über ihre Winde und Stürme, die Er wohl kennt; ein Wort von Ihm, und es wird „eine große Stille“. „Willst du wanken in Gedanken, Setz dich in Gelassenheit. Wenn dein Wille nur ist stille, Wirst du von dem Kummer frei.“ Mit vieler eigener, auch erbaulicher Arbeit an unserer Seele verhindern wir oft Gott, „sein Werk, das Er in uns angefangen hat“, weiter zu führen. Lassen wir Ihm doch Zeit. Was Er an uns wirkt, ist mehr, als was wir Ihm wirken. „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen.“ Wer immer nur handeln und reden will, dessen Tun entbehrt bald der Innerlichkeit und sein Wort der Tiefe. Darüber schreibt der selige Bengel: „Der Stand der Passivität ist vielen, die sich und andere zu viel treiben, gar zu unbekannt. In demselben geht oft in einem Augenblick mehr in einer Seele vor als sonst in ganzen Monaten, und das ist dann viel dauernder als das Erzwungene und Erkünstelte.“

Was tat Hiskia, als der König von Assyrien Drohbrieife schrieb, darin er „Hohn sprach dem Herrn, dem Gott Israels?“ Er antwortete nicht darauf. „Er ging hinauf zum Tempel des Herrn und breitete den Brief aus vor dem Herrn (Jes. 37, 14). — Mache es also, angefochtene, verzagte Seele. Nicht mit klugen, scharfsinnigen, mühselig aus vielen, auch guten Büchern zusammengesuchten Gründen widerlege den Versucher. Du kannst so wenig dir selbst aus den Zweifeln helfen, als ein Schwerverwundeter sich selbst vom Boden auf-

heben und ins Spital tragen kann. Sprich zu deinem Gott: Sieh du meine Zweifel. Höre du die Einwände der Feinde, die mich wie ein Pfahl im Fleisch schmerzen, die ich nicht zu widerlegen weiß; du kennst die Weisheit dieser Welt, die mich Armen, Unwissenden überwältigt, die mir den Boden unter den Füßen raubt; du siehst das Drohen und Toben und Lästern der Mächte der Finsternis; ich versinke unter ihrem Ansturm ins Meer der Anfechtungen. Herr, hilf mir; ich verderbe!

Kannst du also immer noch zu Gott über dein inneres Elend, über dein von Zweifeln zerrissenes Herz, über deine Ohnmacht diesen Zweifeln gegenüber, flehen, so erkenne daran, daß du nicht von ihm aufgegeben bist. Ja, kannst du nur aus der Tiefe: „ach Gott!“ seufzen, so wisse, daß du nimmermehr die Sünde wider den heiligen Geist begangen hast. Nur harre des Herrn! „Das geknickte Rohr wird Er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird Er nicht auslöschen.“ Den redlich Zweifelnden, den Angefochtenen läßt er nicht versinken. Siehst du nicht mehr hinaus und liegst du todeschwach, ohnmächtig, an dir und deiner Kraft verzweifelnd da, so tritt dann Er auf den Plan. Wie ein Vater seinem bedrohten Kinde zu Hilfe eilt, wie ein König seinem treuen Diener mit Macht beisteht, steht auch in unserer Geschichte Gott auf, donnert in den Himmeln und vergilt selber dem frechen Feind Drohung für Drohung und Hohn für Hohn: „Die Jungfrau Tochter Zion verachtet dich und spottet

deiner; die Tochter Jerusalem schüttelt das Haupt dir nach. Wen hast du geschmäht und gelästert? Über wen hast du die Stimme erhoben? und hebest deine Augen empor wider den Heiligen in Israel.“ „Weil du denn wider Mich tobest und dein Stolz herauf vor meine Ohren gekommen ist, will Ich dir einen Ring an die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul, und will dich des Wegs wieder heimführen, des du kommen bist“ (2. Kön. 19, 28). Und dem hangenden Hiskia läßt Gott durch den Propheten sagen: „Fürchte dich nicht vor den Worten, die du gehört hast“ (Jes. 37, 6). „Der Feind soll nicht in diese Stadt kommen und soll auch keinen Pfeil dahin schießen und soll keinen Ball um sie schütten“ (Jes. 37, 33). „Denn Ich will diese Stadt schützen, daß Ich ihr aushelfe um Meinetwillen und um meines Dieners David willen“ (B. 35).

Jehova Zebaoth, der Herr der Heerscharen befiehlt, und nicht Hiskia und seine Krieger, sondern der Engel des Herrn schlägt den Feind und mäht Tausende nieder. „Und als der Morgen kam, waren es alle tote Leichname.“ So wird's dir gehen, o Christ. Wie, so lang die Erde steht, auf die Nacht folgt der Tag, so wird auf die Nacht deiner Zweifel wieder ein Morgen der frohen Zuversicht anbrechen. Deine Sonne wird dir wieder aufgehen; es wird um dich Licht, und be-
siehst du dir die Feinde, die dich so geängstigt, so sind es Leichen, und du schämst dich vor deinem Gott, daß du sie gefürchtet und an ihm gezweifelt hast.

Wenn nun Gott selber von dir die Zweifelslast und den Stein vor der Grabestüre wegwälzt, so glaube auch von ganzem Herzen und freue dich des Gottes deines Heils! Schaue dich um! Die Sonne, die am Himmel wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervorgeht und erleuchtet das ganze Erdenrund, das ist das Werk eines Gottes des Lichts, in dem keine Finsternis ist; und einst wirst du in seinem Licht das Licht sehen. Diese grünen, blühenden Pflanzen, Bäume und Früchte, die hat Er also freundlich gekleidet. Soll Er dich nicht vielmehr kleiden? Diese Vögelein, die fröhlich hüpfend ihre Körnlein suchen und dankend zwitschern, ernährt dieser dein Gott; soll Er dich nicht auch versorgen? „Gib deinen Sorgen gute Nacht!“ Es ist eine Verunehrung Gottes, wenn sein Kind noch von „Nahrungssorgen“ spricht, als ob diesem Gott nicht alles Gold und Silber der Erde gehörte. Sieh doch am blauen Himmelszelt die weißen Wölklein unbekümmert um unsere Not weiter segeln. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, Soll der nicht Wege finden, da dein Fuß gehen kann?“ Schaue in der stillen Majestät der Nacht den gestirnten Himmel an. Da wandeln auch sie still im unbegreiflichen Flug der Jahrtausende ihre Bahnen, die Sonnen, die Gott wie Staub in den Weltraum wirft. „Kennst du die Gesetze des Himmels und ihre Herrschaft über die Erde?“ (Hiob 38, 33.) Willst du noch, schwacher, vergänglicher Sohn des Staubs, an dem Krankheit und

Tod nagen, vor diese Majestät und den allmächtigen Schöpfer aller Himmel und ihrer Heere mit deinen Kleinlichen, unreinen, hochmütigen, dummen Zweifeln treten, und Ihn zur Rede zu stellen: Warum tust du also? Nein. Wirf dich nieder und schweige. „Gott ist gegenwärtig, laßet uns anbeten!“

Wirf weg den Unglauben und den Zweifel und die Einflüsterungen unseliger Geister! Weg die Einwände unwissender Toren und eben solcher armer Sünder wie du, und auch die der Mächte der Finsternis. „Zieheth an,“ ermahnt uns der heilige Geist, der der Tröster heißt, „zieheth an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“ „Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts“ (Eph. 6, 12. 16). Behaupten die Feinde, daß dein Gott dich nicht hören, noch erhören kann, so sprich freudig: Das weiß ich anders! Mich hat er oft erhört, getröstet und mir aus der Not geholfen; und sein Geist spricht zu meinem Geist, daß ich sein Kind bin. „Du erhörest Gebet; darum kommt alles Fleisch zu dir.“ Wollen sie dir mit ärmlicher Weisheit wissenschaftliche Zweifel einflößen, so antworte lächelnd: „Das alles weiß mein Vater, der diese Welt selber gemacht hat, besser; und

einst werde auch ich es besser wissen; Er hat mir versprochen: „Ich soll es alles ererben!“ Will Satan dir deine Zweifel und deine Sünden vorhalten, so jauchze: „Er hat gesagt: Ich bin der gute Hirte; ich kenne meine Schafe und niemand kann sie mir aus meiner Hand reißen; denn der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alle.“ Wenn er dich ängstigt: Wie willst du im Tod und Gericht bestehen? so sprich: „Wer glaubt, kommt nicht ins Gericht.“ „Wer an mich glaubt,“ sagt mein Heiland, „wird den Tod nicht sehen ewiglich.“ Troste Welt, Tod und Teufel und sprich: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösteten mich!“ „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg!“

So freue dich des blauen Himmels, wenn nach dem Sturm Gott dir die Sonne freundlich wieder scheinen läßt; und sammle Trost und Kraft für die zukünftigen Anfechtungen, „ehe denn wieder Wolken über die Erde ziehen.“ Denn wisse: das Leben des Christen geht durch stete Kämpfe hindurch und von einer Anfechtung in die andere. Wer strauchelt, lernt vorsichtiger gehen. Durch Trübsal, Angst, ja Bitterkeit der Seele reißt in dir der Lebensbaum, wächst die reine Lilie, dir unbekannt, Gott und den Engeln sichtbar. Schau die Männer Gottes alle in der Bibel. Wie wurden sie versucht und geprüft und von Satan „gesichtet, wie man den Weizen sichtet“. Wie haben sie geklagt und geweint und gerungen, und wie wurden sie doch getröstet

und gestärkt und konnten dennoch jauchzen: „Der Herr ist mein Hirte! Er führet mich auf ebener Straße um seines Namens willen.“ — „Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“

Warum muß der Christ durch allerlei Anfechtungen und Zweifel bis an sein Ende geprüft und gesichtet werden? Weil es kein anderes Mittel gibt, ihn vom Aussatz der Selbstgerechtigkeit und der Selbstliebe zu heilen. Weil der große Töpfer nicht müde wird, uns zu drehen und zu kneten, bis Er aus uns Gefäße zu seiner Ehre macht. „Weil das Feuer der Anfechtung allein die Seele so weich macht, daß Gott ihr sein Bild einprägen kann“ (R. Boyle). „Das Leiden,“ sagt Bengel, „läutert mehr als das Tun.“ „Weil,“ sagt J. Böhme, „jede Geburt in der Angst geschieht.“ „Es ist,“ schreibt L. Fricker, „eine unergründliche und verkehrte Selbstliebe im Menschen, sich gleich in etwas Gutes, in eine empfangene Gnade hineinzusetzen, und sich darin zu spiegeln.“ Sünde ist, daß wir nicht Gott, sondern uns selbst von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit allen unseren Gedanken lieben. Diese Selbstliebe durchtränkt uns, wie Wasser einen Schwamm. Wir sind davon durchsättigt, wie Meerwasser von Salz. Hinter dem Vorhang sitzt in der Finsternis im Tempel unseres Herzens auf seinem Thron das Ich, der große Baal, vor dem wir, auch unbewußt, Tag und Nacht Weihrauch aufsteigen lassen. Wir nennen unsere Fehler Tugenden, unser Sorgen für den kommenden Tag Klugheit und Pflicht gegen die Ansrigen, unsere Verehrung

des Geldes: Pünktlichkeit und Sparsamkeit, das eifrige, auch gerichtliche Wahren unserer Interessen: Gerechtigkeit, unsere Zweifel: ernstes Forschen, viel Rennen und Jagen, Wichtigtuerei und unnütze Worte: treue Berufserfüllung, viel Wohltätigkeitsport: Nächstenliebe, viel ungeschicktes Herumtappen an den Seelen: eifriges Wirken für Gottes Reich, viel Menschenfurcht, Lauheit und Trägheit im Bekennen: Toleranz und Barmherzigkeit gegen Andersgläubige; wir rühmen uns, nur für andere, für unsere Kinder zu leben, und wir schwächen sie für das Leben mit ängstlicher und kleinlicher Behütung, oder entfremden sie Gott durch aufgedrungenes Frommtun; unsere Liebe ist vielfach sträfliche Nachsicht, Selbstsucht und Abgötterei; und bei all unserem Tun wächst und gedeiht und blüht in uns, vom Teufel fleißig begossen, der Kleinglaube an Gott und der große Glaube an uns selber, und der irdische Sinn, der uns mit Tausenderlei das Angesicht des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, verdeckt. — Da kann uns nur eins die Schleier und die Hüllen zerreißen: Not, Trübsal, Anfechtung, die immer auch ein Zweifeln ist. Da muß Gott uns immer wieder unablässig zeigen, wie schwach, ohnmächtig, elend, voll Zagen und Zweifeln an seiner Wahrheit und Murren gegen seinen Willen wir sind, damit wir allmählich einen Abscheu vor uns selber bekommen und mit dem Propheten ausrufen: „Alle meine Gerechtigkeit ist wie ein unsflätiges Kleid!“ Unser schwerer Fall ist es, daß wir dem Teufel glaubten, als er uns versprach: „Ihr

werdet sein wie Götter!“ Diese Lüge müssen wir als solche erkennen. Dazu nimmt uns Gott in Gnaden unsere Götzen, unsere Kinder, unser Geld und Ansehen, unsere Gesundheit und unsere Kraft, unsere Klugheit und unsere Gerechtigkeit, daß wir endlich „unser Leben auf dieser Welt lassen, um es zum ewigen Leben zu erhalten“ (Joh. 12, 25). Stirb diesem deinem irdischen Leben und deinem Tun ab, je näher du dem Ziel kommst. Hast du viel gepredigt, evangelisiert, Konferenzen gehalten, so bete wie der selige Fricker mit einem auch sterbenden Kollegen: „Herr, verzeihe uns, daß wir so viele Worte gemacht haben.“ Hast du fromme Bücher geschrieben, so wisse: das Schlechte darin ist von dir; das Gute von Gott, der es dir eingab; wo, wann und an wem er sie segnen will, ist seine Sache; wirf ins Feuer die Lobreden so mancher Rezensenten. Und schreibt dir einer: „Noch in alle Ewigkeit will ich Ihnen für das, was Sie mir gegeben, danken,“ so antworte: „Das werden Sie wohl fein bleiben lassen.“ „Die Engel,“ sagt ein tiefer Seher, „werden unwillig, wenn man ihnen irgendwie dankt; aller Dank aller Geschöpfe, sagen sie, soll an Gott gerichtet sein und gebührt Ihm allein“ (J. Offb. 19, 10; 22, 8. 9). — Und werde nicht schließlich noch darauf stolz, daß du so demütig bist. Sich selbst wahrhaft lieben heißt sich selbst verleugnen. Dann werden wir in Gott ein liebenswertes, ewiges Leben finden. Dann können und dürfen wir in Gott, als seine Kinder, in seinem Bild geschaffen, einst alles wiederfinden und

uns selber mit reiner heiliger Liebe lieben und unsere Mitfeligen wie uns selbst.

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen.“ Sehen wir sie, die reifen Christen an, die in vielen Zweifeln und Anfechtungen, im Kampf mit Welt und Teufel gestanden sind, und die Gott, weil sie demütig und einsältig vor ihm wandelten, mit den Jahren weiter in der Erkenntnis ihrer Sünde und seiner Gnade geführt hat, wie einen Arndt, Spener, Francke, Bengel, Hiller und viele andere. Sie stützen sich nicht mehr auf eigene Kraft; sie wissen nichts mehr von eigener Weisheit; sie glauben nicht mehr an eigenes Können; sie fragen nicht mehr nach Menschenmeinungen und Urteilen. „Sie haben,“ sagt ein solcher, „den Geist der Spekulation und der Diskussion, den Wunsch nach theologischen Neuigkeiten und religiösen Kuriositäten überlebt, und wollen nur noch Dinge aus dem alten Schatz des Worts.“ Sie schauen nicht mehr um sich, sondern nach oben. Still, demütig wandeln sie vorsichtig an Gottes Hand ihre Straße und tragen ihre Seele in ihrer Hand. So vieles, was sie einst ansocht, sumpfige Niederungen der Fleischeslust, reißende Bäche des Unglaubens, ganze Hügel, Berge von Einwänden und Schwierigkeiten liegen nun tief unter ihnen. Sie haben die höheren, über Weltlärm und Streit, über Dunst, Nebel und Regenwolken erhabenen Gipfel erklimmen und harren nun sehnsuchtsvoll und doch geduldig der Himmelfahrt.

Glaube auch du und zweifle nicht, so wird dir solches zuteil; so wirst du noch mit Hiskia nach seinen späteren Anfechtungen sagen müssen: Siehe, zum Heil ward mir bitteres Leid. Was soll ich reden? Er hat mir's zugesagt und hat's auch getan. Ich werde in Demut wandeln alle Tage meines Lebens nach solcher Betrübniß meiner Seele." Und auch du wirst mit ihm endlich jauchzen: „Um Trost war mir sehr bange! Aber Gott! du hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe. Denn du wirfst alle meine Sünde hinter dich."



III.

Offenbarung.

„Das Verborgene ist Jehovas,
aber das Geoffenbarte ist unser
und unserer Kinder.“ (5. Mose 29, 29.)

er Seemann, auf Klippenreichem Meer, in stürmischer Nacht dahingejagt, sieht sich sehnüchtig nach dem auf einem Felsen gebauten, sturmtrogenden Leuchtturm um, dessen Lichtblitze die Finsternis erhellen und ihm sagen, wo er ist, wo die Gefahr, wo die Einfahrt in den sicheren Hafen. Die Menschheit, aus einer Nacht der Ewigkeit auftauchend, um bald in die andere zu versinken, durch unbekannte Welten dahinstürmend, von Zweifeln beängstigt, schaut bang, ob am finsternen Himmel ein Polarstern ihr den unbeweglichen Lichtpunkt zeige, nach welchem sie den Lauf richten möge, und sehnt sich nach Offenbarung.

Was ist Offenbarung? Ein Licht im Dunkeln, ein Sichherabsenken des Hohen zum Niedrigen, eine Mittheilung von dem, was droben, an das, was drunten ist. Sollte es keine geben und die obere Welt keinen Zusammenhang, keine Fühlung, keine Gemeinschaft mit der Welt der Vergänglichkeit haben? Hat der Schöpfer der Himmel und der Erde sich nun in seine Himmel zurückgezogen, und will Er nichts mehr von der von Ihm einst erschaffenen Erde und ihren Bewohnern? Aber besteht nicht diese Erde und wir alle, seine Ge-

Schöpfe, in und durch seine Kraft? Leben, weben und sind wir nicht in Ihm? — Ist dieser Gott nur der alte, blinde, unerbittliche Demiurgos, vor dem Jupiter und alle Götter des Olymp sich beugen müssen und vor dem auch ihre Bitten nichts fruchten; er selber den Naturgesetzen, die er einst aussprach, durch das Schicksal unwiderruflich unterworfen? Dann gehe ich meines Wegs und lasse diesen Gott Gott sein; Er hat mich vielleicht entstehen lassen; Er kann mich vielleicht zerbrechen; aber für meine Freuden und Leiden hat er kein Herz und kein Verständnis. Er fragt nichts nach mir und ich nichts nach ihm. Oder dieser Gott ist wahrhaftig „der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden“. Dann hat er seinen Kindern auch etwas zu sagen, und diese dürfen ihn fragen, ist doch ihr ganzes Leben eine lange, große Frage. Er wird ihnen darauf antworten; und das ist: Offenbarung.

Davon hat dieser Gott uns in seiner Schöpfung ein schönes, großes Bild gegeben. Er, „die Sonne der Gerechtigkeit“, hat der Erde die Sonne geschenkt, eine große Offenbarung. Was wäre die Erde, was wären wir Menschen darauf, was wüßten wir ohne diese Quelle des Lichts und aller irdischen Erkenntnis? Wir sind Erde und sollen zu Erde werden. „Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch,“ ruft der Apostel aus. Dieser Erde, diesem Stäublein im Weltraum verdanken wir unsere Freuden und Leiden. Wir kennen nur sie und von ihr nur ihre Oberfläche. Wir

sind Erde und jeder von uns ist eine kleine Erde mit ihren Elementen und Erscheinungen. Auf dieser Erde ist alles von der irdischen Anziehung beherrscht. Dieser an sich kalte, finstere Planet zieht unermüdlich, unwiderstehlich alles, was an seiner Oberfläche liegt, nach seinem Centrum hin; darum stürzt donnernd der Fels zu Tal, und die Wasser rauschen und fallen im Niagara und Rhein und streben dem Meere zu; und dieser Anziehung folgend, fallen Türme und Säulen um.

Aber unser Leben verdanken wir der Sonne, und irdisch und sonnenhaft ist es zugleich. Ohne diese Sonne flöge die Erde als leblose Weltkugel durch den Raum. Die Sonne, die leuchtende, ist es, die unaufhörlich unermessliche Ströme von Licht, Kraft und Leben ihr zustrahlt. Hörten diese auch nur eine Stunde auf zu fließen, so erblaßte und verwelkte und erlöschte die irdische Schöpfung und der Mensch. Wendete Gott, die wahre Sonne, sein Antlitz vom Weltall und hielt mit der spendenden Hand inne, so stürben alsbald die Sonnen und das All würde zu dem Nichts, das es vor seiner Erschaffung war. — Der Sonne Licht und Kraft segnet die Erde; und mit geheimnisvoller Sprache antwortet ihr unsere kleine Welt. Bligt plötzlich da oben ein heller Strahl (Protuberanz) aus dem Feuermeer hervor, sofort zittern und schwanke und rasen wie außer sich vor Freude alle Magnetnadeln auf Erden. Verdoppelt sich der Sonnensturm und es eröffnen sich in den Lichtozeanen gewaltige Schlunde und wirbelnde Abgründe, so antwortet die Erdatmo-

Sphäre mit Zyklonen und Wirbelstürmen; und selbst das feurige Erdinnere fühlt aufgeregt die entfesselten Sonnenkräfte, erschüttert die es beengende Rinde und bricht aus den Vulkanen glühend hervor. Diese Sonne und mächtige Gebieterin der dunkeln, um sie wirbelnden Weltkörper will die irdische Natur zu sich erheben. Nicht nur unzählige Millionen Tonnen Wasser, ganze Flüsse und Seen zieht sie täglich unsichtbar in die Höhe, sondern die ganze Pflanzenwelt, den Grashalm und den Schilf, die Tanne und die Zeder und die Palme zieht sie zu sich, der Schwerkraft entgegen, und die Blume schaut lichtdürstend zu ihr empor. Sie ist es, die aus Totem Lebendiges macht; sie, die in der Höhe die Blüte und die Frucht bewirkt.

Wie die materielle Schöpfung Gottes überall der geistigen entspricht, und alles Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen, so auch hier. Auch unser geistiges Leben ist zugleich irdisch und sonnenhaft; ist kalt, finster, von der Schwerkraft beherrscht, die uns unermüdlich gegen das eigene unerforschliche Seelenzentrum anzieht, und in immer kleinere Kreise des Ichs uns bannen möchte; ist von dieser Selbstsucht regiert, die sich stets sucht und nie findet. Die göttliche Sonne will uns zu sich ziehen, uns befruchten und die Winde und Wasser des Geistes bewegen, daß sie das Wachstum befördern; will den Keim in dem dunklen Seelenboden beleben, daß daraus hohe schlanke, süße Frucht tragende Palmen werden zum Lobe Gottes. Und auch die Stürme der Unterwelt, die Kräfte und

den Zorn der Ihn lästernden, hassenden, ungerechten Dämonen erregt diese Sonne der Gerechtigkeit. Sie ist es, die drunten und droben, in den Himmeln und in den Höllen Leben erzeugt. Sie bringt diesem toten, irdischen Leben wahres Leben bei, flößt diesem zwecklosen Sein Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit ein, gibt ihm ein Recht des Daseins und . . . „Es wird Licht!“

Zur Erde gebückt und von ihrer Schwerkraft gebeugt, sucht der irdische Mensch gierig nach glänzenden Steinchen und Regenwürmern. Der sonnenhafte schaut wie der Adler zur Sonne empor, begehrt nach ihr, sehnt sich in ihre Höhe, und es ist ihm verheißen, daß er einst „leuchten wird wie die Sonne in seines Vaters Reich“. Das Irdische und das Sonnenhafte, das ist die große, erste Offenbarung des unten und oben, dessen Kampf das irdische Dasein ausmacht, davon Jesus den Juden zuruft: „Ihr seid von unten her, ich bin von oben her; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt.“ Das ist der große, die ganze Sprache, das gesamte Denken und Tun des Menschen, das ganze Dasein durchwehende Gegensatz von hoch und nieder, erhaben und niedrig, von hienieden und droben.

Licht, hell, blau wölbt sich über uns „der Himmel“. Geht die alles erwärmende und beleuchtende Sonne unter, so sehen wir über uns unzählige Lichtwelten, scheinbar plan- und regellos wie himmlischer Staub hingeworfen, die einen vereinsamt, die anderen bald wie Perlenstränge gereiht, wieder andere wie Edelsteine in Schmuckkästchen gehäuft. — Welcher Erd-

geborene hat je den großen Weltallsplan und Grundriß ergründet, seinen Zusammenhang und die notwendigen Beziehungen dieser Welten zu einander und zu uns. Warum, haben wir schon im ersten Kapitel gefragt, deren so unzählig viele, an Größe so verschiedene, von einander so entfernt, die einen im eigenen Licht strahlend, die anderen finster und nur halb beleuchtet? Mysterien der Ewigkeit, göttliche Geheimnisse!

Der Gott, der alles zweck- und gesetzmäßig tut und welcher lange, ehe er Adam schuf, die geologischen Umwälzungen der Erdrinde also leitete, daß die und die Steinarten und Felsenschichten in der und der Verteilung, an den und den Orten, mit Erz und Steinkohlenlagern entstanden, wie sie jetzt die Grundlage der Macht und Größe moderner Völker bilden und Charakter und Tun der Nationen beeinflussen; dieser Gott hat ziel- und zweckbewußt verfügt, daß über uns ein blaues Himmelsgewölbe entstehe und bestehe, an dem wir so und so viele von den oberen Lichtwelten sehen und erkennen, wie er auch planmäßig die Entdeckungen der Astronomie und aller Wissenschaft zu der Stunde geschehen läßt, wo sie in sein Programm für die Entwicklung der Menschheit gehören. Er hat diesen Himmel über uns ausgespannt und Lichtstrahl und Auge so zu einander gestellt, um uns zu offenbaren, daß es über dieser dunkeln unteren Erde eine lichte, obere Welt gibt. Fürwahr, keine kleine, noch unbedeutende, sondern eine von allen Völkern erkannte Offenbarung, wie sie meist schon in ihrer Sprache mit

demselben Wort den blauen Himmel über uns und den Himmel, dessen sie harren, bezeichnen.

Denn einen Himmel hoffen sie alle. Im Menschen, in der ganzen Menschheit liegt ein unvertilgbares Bewußtsein so tief in der Seele, daß keine Überredung es auszurotten vermag, daß dieses gesamte Sein und Dasein besser sein könnte, besser sein sollte, als es ist; daß es nicht ist, wie es sein soll, und daß es irgendwo einen Zustand, ein Sein und Dasein geben muß und gibt, welches ist, wie es sein soll. Und dies faßt der Mensch zusammen in dem Wort „Himmel“ und spricht: Ich bin himmlisch, nicht irdisch froh; das ist himmlisch, nicht irdisch schön. Denn auch daran wird alles Klügeln der Weisen nichts ändern; mit absoluter, mathematischer Sicherheit erkennt der Mensch: das Böse ist auf Erden und das Böse soll nicht sein. Es ist einmal nicht in der Ordnung, es soll einmal nicht sein, daß die schön wachsende Frucht vom Wurm zernagt, vom Hagel zerschlagen wird, daß das unschuldige, lieblich lallende Kindlein zu einem verbitterten und vergrämten Menschen wird, daß ein Volk im Kampf um seine gerechte Sache geschlagen untergeht. Satan und sein Tun werdet ihr, gelehrte Toren, nicht aus der Schöpfung, noch aus des Menschen Herz hinauschwagen; nicht den Bösen, noch sein Werk, das Böse, die Sünde, die schon das Kind weinen läßt, den Jüngling und die Jungfrau befleckt, dem Mann anklebt und ihn träge macht, den Greis ins Grab hinabbeugt; die Sünde, die uns den ganzen Planeten und das Dasein, wo wir gehen und stehen, verderbt.

Wären nur Satan und seine finsternen Kräfte der unteren Welt da, so erginge es unserer Welt wie der Erde, wenn nur das innere Feuer sie bewegte und zu Tausenden von Vulkanen hervorbrechend alles Leben vernichtete, und in undurchdringlichen Rauch und Finsternis diesen nur noch mit Asche und Schlacken bedeckten Planeten einhüllte. Aber der Schöpfer dieser Erde läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Immer wieder erleuchtet dieser Gott unseres Lebens Nacht, befruchtet die Reime des Guten, richtet auf die Gefallenen, tröstet die Betrübtten und hilft den Armen zu ihrem Recht. Immer wieder senken sich die Kräfte von oben auf die untere Welt. Wie würden wir erstaunen, könnten wir sehen, was sie alles an einem einzigen Tag auf der weiten Erde bewirken, wie die sie verwaltenden Engel so vieles verhüten und so viele behüten, ungesehen leiten, führen, retten, und wie noch mächtigere Länder und Völker regieren, ihre Schicksale und ihre Schlachten und auch das Herz ihrer Könige lenken und ihnen beistehen, um sie zu stärken (Dan. 11, 1). Zu diesem ihrem Tun gehört auch, daß sie unser Angesicht nach oben richten und uns zuflüstern: es gibt einen Himmel!

Hat Gott sich seinen Geschöpfen geoffenbart? Über diese oft aufgeworfene Frage möchte man freilich lächeln. Denn was ist das ganze Weltall, was diese Schöpfung

und Natur, von der wir ein Teil sind, was Luft, Wasser und Feuer und die sie regierenden Geseze, was alle organischen Wesen mit ihrem wunderbaren Bau, mein Körper mit seiner kunstvollen, nicht zu ergründenden Zusammensetzung, meine Seele mit ihren unendlichen, mir meist verborgenen Kräften anders als eine in konzentrischen Kreisen nach innen immer höhere Offenbarung Gottes? Hat nicht Er dies alles nach seinem Wohlgefallen erdacht und ins Leben gerufen? Hat nicht Er die kühnen Alpengipfel und die Meeresküsten mit seinem Finger gezeichnet, den Schmetterling und die Blumen bemalt und die Geseze der Zahl und der Logik erdacht, nach denen und kraft derer ich denke? Dazu hat Er das Sichtbare geschaffen, daß wir darin das Unsichtbare erkennen; dazu die Schöpfung, „daß daraus ersehen wird Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit“ (Röm. 1, 20). Jede Pflanzen- und Käfer- und Fisch- und Vogel- und Tier-Art, jeder Mensch ist ein göttliches Wort, also eine Offenbarung. Jede der unzähligen Sonnen, die in heller Nacht uns in Riesenfernröhren entgegenleuchten, ist eine große, neue, andere Offenbarung Gottes mit Millionen von uns unbekannten Wundern für seine Söhne (Hiob 38, 7), seine Engel und hohen Geister. Und die Zahl dieser Welten erschöpft nicht die Denkkraft eines Gottes, und morgen könnte er ein ganz anderes, von allen Engeln und himmlischen Fürsten noch nie erdachtes Weltall mit unzähligen Millionen von neuen Welten schaffen und dennoch alle in und nach den-

selben Gesetzen des Geistes und der Liebe, denn er ist die Liebe. Unzählig ist die Zahl der Offenbarungen eines unendlichen Schöpfers in seiner Schöpfung; menschliche Torheit ist es, Ihm darin eine Grenze nur zu denken. Wäre diese Natur nicht auch gefallen, so bedürften wir, wie einst Adam, keiner anderen Offenbarung, um Gott näher zu kommen, vom Baum des Lebens zu essen und ewig zu leben. Denn das Weltall ist das Sichausprechen Gottes. „Er spricht, so geschieht's, er gebet, so steht's da.“ Die Schöpfung ist das Aussprechen „des Worts, das im Anfang bei Gott war und Gott war, und durch das alle Dinge geworden sind“ (Joh. 1, 1—3). Was spricht dieses Wort aus? Was anders als den großen, unendlichen Namen Gottes, des Vaters, des Urgrunds aller Wesen, den Namen, der geheiligt werden soll; — gab es doch, ehe die Welt war, nichts als Gott und seinen Namen! Von diesem Namen ist jedes Geschöpf ein Buchstabe. Weil jedes Wort, das aus seinem Munde geht, ein lebendiges Wort ist, so steht sein Werk nicht da wie das tote Gemälde, die leblose Statue des irdischen Künstlers, sondern es liegt demselben eine immerwährende Kraft der Offenbarung inne; und diese Kraft, zugleich Pflicht und Gesetz, dieser kategorische Imperativ des Selbstoffenbarens ist, was wir in der Natur Leben heißen. — Ein jedes Wesen will vor allem sich offenbaren. Wer fühlte nicht Erbarmen mit dem armen Idioten, der mit unartikulierten Gurgeltönen seine Freude, sein Leid, seine Bitte kundzutun sich vergeblich bemüht, und dessen blödes

Geficht ein lautes Lachen erhellt, wenn er merkt, daß ein Mitmensch ihn auch nur ein wenig versteht? — Welche Freude bezeugt mit jauchzendem Bellen ein treuer Hund, wenn es ihm gelingt, das Wort seines Herrn zu erfassen und dadurch sich ihm, dem Höheren zu nähern! — Und rührend ist mir auch das arme, im engen Hinterhof einer Fabrikstadt verkümmerte Bäumlein, wie es, vom Rauch und Ruß halb erstickt, brustkrank, denn noch mehr als der Mensch bedarf die Pflanze der reinen Luft und des Lichts, immer wieder sich bemüht, einige grüne Blätter und kümmerliche Blüten und Früchte zu erzeugen, sich zur Offenbarung — nach seiner Art — und zur Erfüllung seiner Pflicht gegen seinen Schöpfer.

Ja, ihr Gott vergessenden Menschen, diese Kreatur Gottes, die ihr nur so weit schätzt, als sie euch und eurer Sünde „nützlich“ ist, die kannte einst nur eine Aufgabe, ein Sehnen und eine Lust, das war: die vom Schöpfer in sie hinein gesprochenen Worte immer mehr zur Sichtbarkeit zu bringen, um dann diesen Schöpfer zu loben (Off. 5, 13). — Das ist Evolution und das ist der Kampf ums Dasein, daß dazu dem Geschöpf in dieser nun zu engen, durch Satans Kälte erstarrten Welt Platz und Licht und Luft fehlen, und daß dazu noch Mächte der Finsternis und des Todes es fortwährend bis ins innerste Mark zu vergiften und endlich zu vernichten trachten. Daher jetzt das große Sehnen der Kreatur nach der Freiheit der Kinder Gottes, und ihr sehnächtiges Harren einer auch sie befreienden Offenbarung (Röm. 8, 19).

Aber der gefallene Mensch benützt diese göttliche Offenbarung der Schöpfung, wie einst Adam die Bäume des von Gott gepflanzten Garten Edens, um sich vor dem Angesicht des Schöpfers zu verbergen.

Wie jede Offenbarung Gottes auch eine an seine Geschöpfe gerichtete Frage ist, so auch die der Natur, die er ihnen gegeben, darin „seine ewige Kraft und Gottheit ersehen wird“, „ob sie Ihn darin finden möchten“. Und stets fragt Er sie, mit dem Funkeln von tausend Gestirnen am nächtlichen Himmel, mit dem flammenden Auge der untergehenden Sonne, im Donner des Gewitters und wenn im Erdbeben die Erde erzittert und Menschenwerke zusammenstürzen: erkennst du mich, mein Geschöpf? Aber der Mensch wendet das Auge ab und will seinen Schöpfer nicht sehen, fürchtet sich vor seinem vernichtenden Feuerblick, vor dem drohenden Donner seiner Stimme. Er versteckt sich hinter allerlei Entschuldigungen, Systeme, Theorien. Die einen sehen sich den gestirnten Himmel an und rufen aus: Es ist undenkbar, daß der Urheber — wenn er überhaupt existiert — dieses unfasslich großen Weltalls und seiner Millionen Welten, von mir winzigem Erdatom etwas wisse und sich um mich und meine kleinen täglichen Angelegenheiten kummere. Sie wissen nicht, daß vor einem unendlich großen Gott nichts klein oder unbedeutend sein kann, nicht das Auge eines Infusoriums, nicht das Atom im Wassertropfen. Andere sagen, er sei keine Persönlichkeit; eine solche wäre ja beschränkt, durch jede ihrer Eigenschaften um-

grenzt. Gott müßte also ein unpersönliches, unbegrenztes, absolutes Etwas sein; und sie machen ihn zu einem den Weltraum füllenden geistigen Weltäther. Damit bekennen sie sich zum Materialismus. Hat ihr Gott keinen Willen, keine Erkenntnis, keine Liebe und kein Selbstbewußtsein, so können mein Wollen, Erkennen, Lieben und Bewußtsein nicht von Ihm herrühren; dann wurden sie einst vom Stoff erzeugt. Und das Wie bleibt unerklärlich.

Von anderen wird in modernen Vorträgen ausgeführt: „Die Welt existiert nur in unserer Vorstellung; das, was wir Materie nennen, ist ein Erzeugnis des Bewußtseins“; und sie bilden sich ein, mit dieser nicht mehr neuen Weisheit (s. Fichte's Philosophie) Großes gefunden zu haben. Was ich glaube zu sehen, zu hören, zu fühlen, sagen sie, ist nur eine Einbildung meiner Seele ohne Realität. Der Baum an sich ist nicht grün, und bei Nacht farblos. Nun, das wissen auch wir; aber damit sind die verschiedenen Kräfte, Geseze und Erscheinungen des Lichts nicht abgetan. Was ich als meine Hand betrachte, rufen sie aus, ist keine Hand, sondern eine Masse von wirbelnden Atomen. Demnach wäre ein Palast kein von einem Architekten nach einem Plan zweckmäßig errichteter Bau, sondern nur eine Unzahl von Quader bildenden Sandkörnern. Ein Bild Raffaels hätte es nie gegeben; sondern nur stofflose Atome verschiedener Farben, u. s. w. — Raum und Zeit, Vergangenheit und Zukunft, und aller Stoff, behaupten diese Weisen, existieren nur

in unserer Vorstellung; und sie reduzieren die ganze Welterscheinung auf „die Bewegung mit rasender Schnelligkeit von Milliarden von Atomen“, welche „unräumliche Dinge“ sind. Aber ein unräumliches Ding ist schon ein schweres Denkproblem, und eine Bewegung unräumlicher Atome unvorstellbar. Bewegung ist überhaupt ohne Zeit und Raum unmöglich, folglich bleibt davon, wenn es keinen Raum noch Zeit gibt, nur eine irrige Vorstellung der Seele übrig. Wie kommt aber eine solche dazu, sich im nicht vorhandenen Raum „mit rasender Schnelligkeit“ zu bewegen?! Existieren Raum und Zeit an sich nicht, so auch nicht die von ihnen unzertrennliche Zahl; dann sind du und ich nicht in Wahrheit zwei, und alles Denken hört auf. Nirwana! — So sagen Hartmann, Moleschott, Dubois-Reymond und andere, Bewegung und Atome, oder „Kraft und Stoff existieren wohl nicht, sondern das sind nur Abstraktionen“! Da nun diese Materialisten — wenigstens Moleschott und Genossen — auch die Seele leugnen, so bleibt vom Weltall nur eine in keinem Bewußtsein gesetzte Abstraktion; anders gesagt: das große Nichts. Eine einfachere Lösung sämtlicher Welträtsel ist nicht denkbar! — Freilich gibt ein Verfechter dieser Weisheit offen zu, daß „hier der gesunde Menschenverstand kapitulieren müsse“. So wenn ein Schopenhauer schreibt: „Die Zeit ist eine Vorrichtung in unserem Gehirn, um dem durchaus nichtigen Dasein der Dinge einen Schein von Realität zu geben“ (Par. et Prol., Kap. IX, Anfang). Und anderswo: „Sämtliche, dem

Leben auf der Erde vorhergegangenen geologischen Vorgänge sind Erscheinungen, die als solche nie dagewesen sind. Sie können nur existieren in der Vorstellung eines Gehirns, sind folglich ohne ein solches unmöglich und nie dagewesen“ (Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur, § 87). Also unsere Gebirge und sämtliche Kontinente sind Wirkungen, Resultate von Vorgängen, die nie dagewesen! Ebenso sagt Dubois-Reymond: „Das Licht entstand erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum erstenmal hell und dunkel unterschied.“

Aber dieses Leugnen der Objektivität und Realität der Welt wird von der Weisheit auf der Gasse (Spr. 1, 20—22; 8, 1—5), von dem göttlichen inneren Licht, „das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen“ (Joh. 1, 9) abgetan und wie Nebel verweht. Die Bibel weiß nichts von einer armen betrogenen Seele, die aus einem Wirrwarr von Atomen eine zwar schöne, aber illusorische Welt des Lichts und der Quelle, der Frucht und der Blume sich konstruiert. Sondern sie lehrt gleich im ersten Kapitel einen Gott und großen Urkünstler, der aus den einfachsten Formen des Urstoffs (1. Mose 1, 2) nach der als Urgeßez seiner Schöpfung erdachten Zahl, zugleich Zeit und Raum, eine prächtige, wahre, reelle Welt von unzähligen Dingen und Wesen schuf. Sein Wort kennt eine wahre Zeit außer uns: „als die Stunde gekommen war“; einen himmlischen Raum: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, und einen himmlischen

Stoff: „bis ich es neu trinke in meines Vaters Reich.“ Von dem Licht spricht es: „Und Gott — nicht das Infusorium — sah das Licht, daß es gut war, und wiederholt von seinen Werken: „Und Gott sahe, und es war alles sehr gut.“ Wohl sieht Er der Rose bis ins Innerste und kennt das geheimnisvollste Wesen ihres Stoffs; aber er schaut sie auch als schöne duftende Blume und erfreut sich seiner Werke, der grünen Pflanze (1. Mose 1, 30) des weithinschauenden Adlers, des die Schlacht mit wilder Freude witternden Pferdes. Und zu den Leugnern dieses persönlichen Schöpfers spricht sein Wort strafend: „Ihr Narren unter dem Volk und ihr Toren, wann wollt ihr klug werden? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“ (Ps. 94, 8. 9.)

Solche Menschen bezweifeln dann logisch auch den Himmel und das ewige Leben der Seele. Und allerdings, warum und wie soll sie, wenn ihr nach dem Tod diese ganze Welt von Atomen als Denkstoff fehlt, fortfahren, ewig sich mühsam aus falschen Erinnerungen eine nichtige Welt zu konstruieren? „Wer verbürgt mir,“ schreibt ein solcher Forscher, „daß dann ihre Kräfte nicht unwirksam, latent werden?“ — Also eine kraftlose Seele, die nichts mehr denkt, folglich nicht mehr lebt und als tote Seele doch weiter existiert! Wozu? In solche Sinnlosigkeiten verirren sich diejenigen, die mit ihrer bloßen Vernunft und ohne die Offenbarung anzuerkennen, die Welträtsel lösen wollen.

Es gibt nichts Trost- und Hoffnungsloseres als die Hirngespinnste der Ungläubigen, die den klaren Schöpfungsbericht für „Mythen“ und die herrlichen Realitäten der Himmelloffenbarung für „Phantasien“ erklären. „Ihr waret weiland hoffnungslose Atheisten,“ ruft Paulus den Ephesern zu. Sie wollen um jeden Preis dem Gott aus dem Weg gehen, von dem eine innere Stimme ihnen zuruft, daß er „ein verzehrendes Feuer“ ist. Und dieser Gott überläßt sie zur Strafe „den Gedanken ihres Herzens“, und weiß, daß „die Überlegungen der Weisen eitel sind“ (1. Kor. 3, 20).

Als Gott dem Adam zurief: Adam, wo bist du? da versteckte er sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes, des Herrn, unter die Bäume des Gartens“ (1. Mose 3, 38). — Der Arme glaubte, sich vor Gott verstecken zu können! Warum verbarg er sich? Weil er nackt war. Und seit sechstausend Jahren ertönt der Ruf Gottes an die Menschheit, an die Völker und an den einzelnen: Adam, wo bist du? Gott ruft es dem Menschen in die Hallen der Freude und am Grab der Lieben, bei der Arbeit des Tages und in der Stille der Nacht, im Sturm auf dem Meere, auf dem Bergesgipfel und auf der langen Reise durch die Wüste, beim lauten Belsazarmahl und auf schlaflosem Lager zu. Er ruft es dem Dieb vor seinem Raub, dem Mörder vor seinem Opfer, dem Menschen im Rat der Gottlosen, auf dem Weg der Sünder, auf den Bänken, da die Spötter sitzen. Immer fragt die Stimme, die kein Toben und Lärm der Welt, kein Freudengeschrei

und Taumel des Genusses übertönen kann: „Adam, wo bist du?“

Und der Mensch fürchtet sich. Furcht ist der Grundzug seiner Existenz, Furcht vor allem, was ihn umgibt, Furcht vor andern und Furcht vor sich selber; und tief in der Seele fühlen wir's: „Wir sind Knechte durch die Furcht des Todes.“ — Woher diese Furcht? Weil wir nackt sind. Welcher Rock, welches Kleid soll unsere Blöße decken, daß wir uns nicht fürchten? „Die Gerechtigkeit der Heiligen“ (Off. 19, 8). Wären wir gerecht, so hätten wir ein ewiges, unantastbares Recht auf das Dasein, ein göttliches Naturrecht und einen Anspruch auf seinen Besitz und seine Freuden, ja auf unbestrittene Herrschaft über die Schöpfung unseres Gottes, über die er uns zum Herrscher gesetzt hat (Gen. 1, 28); und Furcht wäre uns unbekannt.

„Adam, wo bist du?“ Da verbarg sich Adam unter den Bäumen des Gartens; verbirgt sich immer noch! Ja, das Verstecken vor Gott hat er zu seinem Hauptgeschäft auf Erden gemacht. Der Bäume des Gartens, deren Früchte der Mensch essen soll, hinter die er sich aber versteckt, sind ja viele: Industrie, Kunst, Wissenschaft und Welthandel, Philologie, Philosophie und Theologie. Wie emsig und fleißig, mit oder ohne Ehrgeiz, angeblich und auch in Wahrheit um des lieben Brotes willen oder der Ehre, des Wissens und Könignens, des Geldes und des Genusses, des Ansehens und der Macht wegen, treibt Adam das alles so

eifrig! In Wahrheit aber, um die stille Stimme zu übertönen, um damit hinter blühendem Rosengebüsch und tragenden Obstbäumen oder auch hinter Giftpflanzen sich vor den Flammenaugen seines Machers zu verbergen.

Und das Verstecken hilft eine kurze Weile. Warum nicht? Aber unabweislich, unerbittlich kommt die Stunde, da Adam heraus muß aus dem Gebüsch, da die Hüllen fallen, und er, ob Ministerpräsident oder Schuhmachergeselle, wirklicher Geheimrat oder Maurer, Frau Gräfin oder arme Waschfrau, von den kalten Fingern des Todes entblößt, nackt auf dem Totenbett liegt; und die bange zitternde Seele muß vor ihrem Richter heraus mit dem Bekenntnis: „Ich hörte deine Stimme im Garten der Welt und fürchtete mich.“ Und auch das Warum ihrer Furcht muß sie zugeben: „denn ich bin nackt!“ und zugeben, woher diese Blöße. Nichts hilft ihr die Entschuldigung: Das Weib, das du mir gegeben, die Welt, die mich umgab, deine Schöpfung, meine Mitmenschen haben mir von der Frucht gegeben und ich aß.

Weil diese Schöpfung, durch den Abfall vom Schöpfer in Banden geschlagen, sich nicht frei entfalten und offenbaren kann; weil unsererseits Geist und Auge zu trüb sind, um zu schauen und zu verstehen, was sie uns sagen möchte und uns sagt; weil dieses Buch Gottes, darin wir sonst alle Weisheit fänden, uns gefallen Geistern mit sieben Siegeln, außen und innen (Off. 5, 1), nach Leib und Seele verschlossen ist, des-

halb bedürfen wir einer anderen und direkteren Offenbarung Gottes. Und auch an einer solchen hat er es nicht fehlen lassen.

Höher noch als die Offenbarung der Schöpfung steht der unmittelbare Verkehr des Schöpfers mit dem Geschöpf. Oder ist es denkbar, daß ein Gott, der Wesen mit einem unvertilgbaren Bedürfnis der Erkenntnis und der Liebe geschaffen hat, sich dann von ihnen in der Art abgewendet, sich vor ihnen so verschlossen habe, daß sie niemals auch nur ein leises Wort von ihm vernehmen. Nein! dieser Gott, und wäre es nur der Gott der Weisheit und der Zweckmäßigkeit, den die ganze Schöpfung uns predigt, muß sich auf irgend eine Art in Verbindung mit seinen Geschöpfen gesetzt haben, er muß ihnen wenigstens Winke zukommen lassen darüber, warum und wozu Er sie geschaffen, was Er mit ihnen im Sinn hat und wohin ihr ganzes Dasein hinausläuft. Gibt es einen Gott, so hat er sich seiner Menschheit je und je zu erkennen gegeben. — Also Offenbarung eines Gottes und Schöpfers seinen Geschöpfen! Darin liegt schon, daß Offenbarung nicht in der Macht des Niedrigeren steht, also nicht gleich der von diesem in eigener Kraft errungenen Erkenntnis zu setzen ist. So liegt eine Offenbarung des Menschen dem Tier gegenüber nur im freien Willen des Menschen. Zweitens liegt darin, daß Offenbarung stets über die Grenzen und das

Verständnis des Niedrigeren gehen wird. Weil sie ihm etwas enthüllen wird, was er aus sich selber, mit eigener Kraft, mit eigener Vernunft nicht erkennen kann, was über sein Denken hinausreicht, wird sie diesem Denken von vornherein anstößig sein und ihm scheinbar Unmögliches sagen. So wäre die Offenbarung der Pflanze dem Kristall, die des Tieres der Pflanze unfassbar und unglaublich. So ist des Menschen Tun dem Tier, wie aus den Augen jedes treuen Hundes zu erkennen, eine verblüffende, unerklärliche, in vielen Stücken unvorstellbare Offenbarung eines höheren Lebens. Denselben Charakter wird in weit höherem Grad die Offenbarung eines vollkommenen, allweisen und allmächtigen Gottes für das beschränkte Geschöpf an sich tragen. Sie wird, es ist nicht anders möglich, seine Begriffe unter einander werfen, seine Auffassung von groß und klein, möglich und unmöglich verwirren, ja seiner Weisheit wird sie notwendig als Torheit erscheinen. Auch der Weiseste und Klügste wird ausrufen: So habe ich mir Gott nicht gedacht, so kann ich mir Ihn ja gar nicht vorstellen! Und eben das wird ein Beweis dafür sein, daß diese Offenbarung wirklich Offenbarung ist und nicht ein Produkt des menschlichen Denkens.

Hat nun dieser Gott sich dem winzigen endlichen Geschöpf auf der kleinen Erde, das Mensch heißt, auch direkt, persönlich geoffenbart? Kann das Unendliche und der Unendliche sich in die Endlichkeit hineinzwängen und in derselben zu einer in Zeit und Raum

beschränkten, irdischen Sinnen wahrnehmbaren, sichtbar begrenzten Erscheinung werden? Die menschliche Vernunft verneint es und findet es undenkbar, absurd, daß der ewige Gott, der das Weltall und seine Welten schuf, in kleiner menschlicher Gestalt auf Erden sichtbar und hörbar werde, um einem sterblichen Geschöpf und vergänglichem Stäublein dieser Erde etwas zu sagen. Indem sie aber fortfährt, diesen ihren Gott von allem, was ihr an Ihm zu menschlich dünkt, zu entblößen, indem sie ihn attributlos und außer Zeit und Raum zu denken sich bemüht, zerrinnt er ihr unter den Händen und wird zu einem undenkbarⁿ Nichts, und sein Anbeter zu einem Atheisten. Diese Vernunft kennt eben den Sohn nicht, den Abglanz und die Sichtbarkeit der unsichtbaren Gottheit.

Auch hier spricht der Geist, wenn Gott zu dir einmal kommen will, — sollte dem Herrn etwas unmöglich sein? — so wird Er also kommen, daß du dich darüber wundern wirst, wie Er deine Begriffe und Voraussetzungen von ihm zuschanden macht.

Die Bibel ist voll der Offenbarungen des Herrn. Daß es nur eine und dieselbe Offenbarung bei allen Menschen gibt, und zwar die allen gemeinsame innerliche Wahrnehmung der Wahrheit, oder daß, wie ein Moderner es ausdrückt, „Offenbarung gleich innerlicher vergleichender Erfahrung“, ist eine jener Irrlehren, von denen man heutzutage mit Erstaunen sieht, wie sie selbst bei solchen, die sich für Christen halten, keinen Anstoß erregt. Offenbarung, sagt die Bibel, ist nicht

bloß eine innerliche, subjektive Wahrnehmung, sondern ein von außen, von oben, selbst gegen den Willen des einzelnen, so bei Bileam, ihm gegebenes, untrügliches Schauen eines bisher ihm Unbekannten, also stets einer neuen, absoluten Seite der Gottheit. „Da ward Daniel solch verborgenes Ding offenbart“ (Dan. 2, 19). „Gott offenbart, was tief und verborgen ist, er weiß, was in Finsternis liegt; denn bei ihm ist eitel Licht“ (Dan. 2, 22). „Der Herr tut nichts, er offenbare denn sein Geheimnis den Propheten, seinen Knechten“ (Amos 3, 7). Und Jesus spricht: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel“ (Matth. 16, 17).

Zahlreich sind die Formen der Offenbarung Jehovas. Wie Er sich Adam zeigte, als dieser seine Stimme im Paradies hörte und sich furchterfüllt verbarg, wissen wir nicht. Und ebenso wenig, wie er mit Noah auf dem Ararat verkehrte. Wir wissen aber, daß, als Er beschloß, seinem Freund Abraham „nicht zu verbergen, was er zu tun gedachte,“ er auch menschlich zu ihm kam, von den zwei Engeln des Gerichts begleitet. „Es stunden drei Männer vor ihm.“ Als Gott ihm eine Verheißung gab, „geschah zu Abraham das Wort des Herrn im Gesicht.“ Als Er ihm Jahrhunderte lange Trübsal und Knechtschaft für seine Nachkommen ankündigte, „überfiel ihn ein tiefer Schlaf, Schrecken und große Finsternis“ (1. Mose 15, 1. 12). Im Traum, im Gesicht nach seiner Verheißung offenbarte sich

Jehova oft dem Isaak und dem Jakob, rang als ein Mensch mit letzterem, bis die Morgenröte aufging, gab Joseph und Pharao weissagende Träume ein. Da Mose die Herde Jethros hütete, erglühete in blendendem Licht der Busch, ohne sich zu verzehren, und aus dieser geheimnisvollen Erscheinung nannte Gott zum erstenmal seinen „wunderbaren“ Namen und schenkte ihn als Panier und Schutz seinem in Ägypten noch seufzenden Volk, „denn Er kannte ihre Schmerzen“ und „ihre Mühsal duldete nicht mehr seine Seele“ (Richt. 10, 16, Parallelbibel). Diesem Volk schritt er dann voran, majestätisch und doch verborgen in der hohen Wolkensäule, die in der Nacht, in „der Stunde der Finsternis“ zu einer schützenden, den Feind verderbenden Feuersäule wurde (2. Mose 14, 19. 20). Und nun beschließt der Allmächtige, auf den flammenden Gipfel des Sinai herabzusteigen, vom himmlischen Heer (Apgesch. 7, 53; Ebr. 2, 2) und seinen Kriegswagen umgeben. „Die Wagen Gottes sind vielmal tausendmal tausend; Er ist unter ihnen auf dem heiligen Sinai“ (Ps. 68, 18; vergl. auch: 2. Kön. 6, 17). Die obere Welt mit ihrer Herrlichkeit und mit ihrem Schrecken senkte sich zur unteren herab. Heilsame Furcht und Demut schlugen ihre Donner und Blitze dem halsstarrigen Israel ins Herz. Moses, Aaron, Nadab, Abihu und die siebenzig Ältesten aber dürfen es schauen, daß im Herzen des Gewitters ein lieblicher Gott gnädig auf sie blickt. „Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des

Himmels, wenn es klar ist“ (2. Mose 24, 10). Und sie durften essen und trinken vor diesem Gott. Moses aber, der Prophet, wie kein ähnlicher wieder in Israel erstand, der persönliche Freund Gottes wird von ihm eingeladen, vierzig Tage und vierzig Nächte sein Gast zu sein, der Erde in seliger Wonne entrückt ohne vergängliche Speise noch Trank, eine ihm große, göttliche, unermüdliche Kraft verleihende (5. Mose 34, 7) Entschädigung für die vierzig Jahre der Mühsal, die Israels Sünde auch Mose auferlegte.

Groß ist auch die Offenbarung Gottes, die Er seinen Dienern, den Propheten schenkt, um sie zu stärken und „ihre Stirn wie einen Kieselstein zu machen“ gegen ein trotziges, halsstarriges Volk, das immer mehr von seinem Gott abfiel. „Des Jahres, da der König Usia starb“ — dessen Herz sich zu seinem Verderben erhob und den Tempel entheiligte, so daß „der Herr ihn plagte, daß er aussäzig war bis an seinen Tod“ — „sah ich“, spricht der Prophet, „den Herrn sitzen auf hohem und erhabenem Throne, und seine Schleppen füllten den Tempel. Seraphim standen über ihm, ein jeder von ihnen hatte sechs Flügel: mit zweien bedeckte er sein Angesicht und mit zweien bedeckte er seine Füße, und mit zweien flog er. Einer rief dem anderen zu und sprach: Heilig, heilig, heilig ist Jehova der Heerscharen, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit! Und es erheben die Grundfesten der Schwellen von der Stimme der Rufenden und das Haus ward mit Rauch erfüllt“ (Jes. 6, 1—4). „Seine

Schleppen füllten den Tempel.“ Das sind die Schöpfungen im himmlischen Licht, und der Tempel Gottes ist das Weltall. Anders seine Offenbarung bei Daniel. „Der Alte der Tage setzte sich; sein Gewand war weiß wie Schnee, und das Haar seines Hauptes wie reine Wolle; sein Thron Feuerflammen, dessen Räder ein loderndes Feuer. Ein Strom von Feuer“, von Lebenskraft für das ganze Weltall, „floß und ging von ihm aus; tausendmal Tausende dienten ihm, und zehntausendmal Zehntausende standen vor ihm“ (Dan. 7, 9. 10). — Und als das Gericht hereinbrach und Hese-kiel „den Gefangenen zu Kedar“ Gericht und Trost bringen soll, erschien ihm Jehova, auf den Cherubim thronend (Hes. 1), und neben ihnen die schrecklich hohen, himmlischen Sphären, die das Universum, „das Eine sich Drehende“, bewegen. Diese wunderbaren, vier unergründliche Typen oder Prinzipien der Schöpfung darstellenden Cherubim voller Augen außen und innen (Offb. 4, 8) schauen in Jehova die von Ihm für das Weltall des Stoffs und des Geistes fortwährend ausströmenden Uridee der Schöpfung und aller Wesen (welche „himmlischen Ideen“ schon Plato als die ewigen Ursachen und Vorbilder alles werdenden erkannte). Von jenen höchsten Wesen werden diese Ideen in den blitzsprühenden, wirbelnden Rädern zu den Kräften verwirklicht, welche das Weltall beleben und welche, lehrt uns die Bibel, von Engeln verwaltet werden.

Dann sieht der Prophet diese Herrlichkeit Gottes „die Scheschinah“ den vom Götzendienste entweihten

Tempel verlassen (Hes. 11, 22); aber er sieht sie auch später, „mit ihrer Pracht die ganze Erde beleuchtend“ in den neuen Tempel am Anfang des tausendjährigen Reichs Christi auf Erden wieder von Osten her einziehen (Hes. 43, 1—7).

Wie hoch ragen diese Erscheinungen eines lebendigen Gottes über die ihren dämonisch verkehrten Vorstellungen entsprechenden, toten, oft scheußlichen Gözenbilder der Heiden.

Auch die hohen Wesen, die Gott ebenfalls „in seinem Bild“ schuf, diese „Söhne Gottes“ (Hiob 1, 6 und 38, 7; Luk. 15, 25—32), welche Er über die Völker gesetzt hat (Dan. 10, 4—6), offenbart er seinen Knechten.

Wahrlich, wir bedürfen solcher Offenbarung hoher Wesen in himmlischer Pracht und Macht, neben der, wie Th. Culmann sagt, die Könige und Kaiser der Erde mit ihrer Herrlichkeit sich wie ein Wachsfigurenkabinett ausnehmen; wir schwache, kränkelnde, alternde Menschen, zur Erde gebückt, mit unserer ärmlichen Tuberkel- und Bazillenangst! Welche kläglichen Gestalten! Auch hier tröstet und erhebt uns das Bild des Auferstandenen, unseres Bruders, wie er sich seinem Lieblingsjünger inmitten der sieben goldenen Leuchter zeigte, leuchtend wie die Sonne in ihrer Kraft. „Wir wissen aber, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“

Über alle diese Offenbarungen geht der natürliche, auch gelehrte und kluge Mensch mit seinem Vernunftlein zu Rat und spricht dann weise: nimmermehr kann

ich das glauben; das ist unmöglich! Und er spricht von der „naiven Vermenschlichung Gottes im Alten Testament, die im Neuen nicht mehr vorkomme“. (So! s. 1. Joh. 1, 1 u. 14; 1. Joh. 5, 20 und andere Stellen.) Gott, ruft er aus, wie ich ihn mit meinem Verstand, mit der Wissenschaft, nach den neuesten Forschungen, nach dem modernen Standpunkt der Theologie festgesetzt habe, kann nicht sich so offenbaren. Und das Geschöpf setzt dem Schöpfer auseinander, Er dürfe nicht so frei in seiner Schöpfung herumgehen und nach Belieben sich da und dort, so oder so darin zeigen; das gehe nicht an! Wir sprechen: Um so trauriger, um so schlimmer — für dich, wenn dein Gott es nicht kann. Unser Gott, der lebendige Gott, dessen Name Wunderbar, El Gibbor, der starke Gott, der Wunder tut, kann das alles und noch unendlich mehr. Er tut, was Ihm gefällt und fragt nicht darnach, ob wir sein Tun und das Wie und Warum einsehen und billigen. „Der im Himmel wohnt, lacht.“ Gebt unserem Gott die Ehre!

In diesen verschiedenen Offenbarungen Jehovas hat der sterbliche Mensch immer nur den Sohn, Christum, erblickt. Diese große Wahrheit predigt die Bibel aufs Klarste. Gott Vater, die Gottheit vor der Schöpfung und ohne dieselbe, ist der „Gott, der in unnahbarem Licht wohnt, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann“ (1. Tim. 6, 16). „Niemand hat Gott je gesehen; das hat uns der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, verkündigt“ (Joh. 1, 18). Dieser Sohn

ist die sichtbare Offenbarung, „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol. 1, 15). Nur durch Ihn und in Ihm können wir den Vater erkennen und schauen. Er spricht: „Wer mich siehet, siehet den Vater“ (Joh. 14, 9) und legt sich den Namen Jehovas bei: „Ehe denn Abraham ward, Ich bin“. — Daß Christus sich als Jehova im alten Bund offenbarte, wie Luther sagt: Christus ist der Herr Zebaoth, setzen die Apostel als bekannte Wahrheit voraus. So Johannes: „Das sagte Jesajas, als er seine Herrlichkeit sah“ (Joh. 12, 41; vergl. Jes. 6, 1); so Paulus, wenn er schreibt, Moses habe „die Schmach Christi“, die Schmach Jehovas, des Gottes eines verachteten Volks von Sklaven, „für Reichtum geachtet“ (Hebr. 11, 26). Christus, sagt er weiter, war der Fels in der Wüste (1. Kor. 10, 4); „Christum hat Israel versucht und sind viele gestorben“ (B. 9). Weitere Stellen siehe Jer. 23, 5. 6; Sach. 12, 10. (Der Engel dagegen, den Jehova dem Volk mitgibt und spricht: „Erzürne ihn nicht, denn mein Name ist in ihm“ [2. Mos. 23, 20. 21], ist wohl der große Fürst Micha-El, der für Israel einsteht, Jos. 5, 13—15; Dan. 12, 1; Judä 9). In welcher Gestalt der Sohn beim Vater „in der Herrlichkeit war, ehe der Welt Grund gelegt“, entzieht sich der Erkenntnis des erschaffenen Geistes. Als er aber „der Erstgeborene vor aller Kreatur“ (Kol. 1, 15) werden wollte, so erschuf er sich, als Inbegriff aller Kräfte, Gesetze und Gedanken der Schöpfung, die Gestalt, nach welcher er dann die Engel und Adam „in und nach seinem Bild“ formte.

(Weshalb die tiefsten Denker in dem Menschen stets den Mikrokosmos oder kleine Welt als Abbild des Makrokosmos oder große Welt der Schöpfung erkannt haben.) Der Gott, der im Paradies mit Adam verkehrte, und auf dem Sinai sich Moses zeigte, ist Christus Jehova, „der König der Aonen“, das Wort, ohne welches „auch nicht eins entstanden, was entstanden ist“ (Joh. 1, 3), „durch den und für den alle Dinge geschaffen sind“ (Kol. 1, 16, Grundtext), so sehr liebt ihn der Vater! Er ist der Baumeister, durch den der Vater „die Welten gemacht hat“ und welcher jetzt die himmlischen Wohnungen im Vaterhaus herrichtet (Hebr. 1, 2), dessen Thron währt von Ewigkeit zu Ewigkeit (Hebr. 1, 8). Wie er im Auftrag des Vaters die Welt schuf, so hat er auch auf dessen Befehl willig die Sünde dieser ganzen Welt getragen und sie in der Kraft des Vaters, der in ihm war, mit Gott versöhnt. Dieser Christus kann, insofern er mit dem Vater eins ist (Joh. 10, 30) und in Ihm aufgeht und der ganzen Herrlichkeit des Vaters theilhaftig wird, zu demselben Moses, mit dem er sonst von Angesicht zu Angesicht spricht, sagen: „Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet.“ Derselbe Christus, der später, aus Marienschosß geboren, dreiunddreißig Jahre auf Erden wandelte, hat vorher mehrmals vorübergehend die menschliche Gestalt angenommen. Er lehrte bei Abraham im Hain Mamre ein, wie bei den Jüngern in Emmaus; er aß vom Kalb und Brotkuchen der Sara wie, selbst nach seiner Auferstehung, gebratenen Fisch und Honig-

sein; er erschien verklärt dem Mose auf dem Sinai wie mit ihm den Jüngern auf dem Tabor und wie auf Patmos dem Johannes.

Von der dritten Person der Gottheit, dem Heiligen Geist, wird uns geoffenbart, daß Johannes ihn als eine Taube auf Christum herabsteigen sah, daß Zungen verteilt wie von Feuer sich auf jeglichen Apostel setzten, daß endlich Johannes die sieben Geister Gottes vor dem Thron als sieben Fackeln brennen sah.

So leuchtet groß durch die ganze Bibel die Offenbarung der dem Geschöpf unbegreiflichen, furchtbaren, heiligen Dreieinigkeit. „Am Anfang schufen die Elohim und sprachen: Lasset uns Menschen schaffen in unserem Bild.“ Und nach dem Fall sprachen sie: — „Siehe, Adam ist worden wie unser einer, und weiß, was gut und böse ist.“ Im Heiligtum der Wüste, genau nach dem himmlischen Vorbild ausgeführt, sind die Mose in den vierzig Tagen, die er zweimal bei Gott zubrachte, gezeigten drei Offenbarungen Gottes sinnbildlich dargestellt. Auf goldenem Tisch die Schaubrote des Vaters, der täglich seine Schöpfung und sein Volk versorgt, Er, der Ernährer des Leibes. Vom goldenen Altar steigt immer der Weihrauch, die Gebete der Heiligen (Offbg. 5, 8), die der Sohn, der Erlöser der Seele, mit seiner Fürbitte dem Vater darbringt; und siebenfach strahlt der goldene Leuchter, der Heilige Geist, das Licht des Geistes, und die „sieben Geister Gottes“. Freilich durfte Moses das Geheimnis dem noch unreifen Volk nur durch diese Symbole offenbaren. Aber das verstanden

die treuen Juden wohl. Stets redet ihre geheime Weisheit vom Vater, vom Sohn, dem Maschiah, und von Malchuth, der himmlischen Weisheit, welche „war von Ewigkeit, ehe Gott etwas schuf“, „vor den Ur- anfangen der Erde“, welche „war Tag für Tag seine Wonne, sein Liebling (oder Werkmeister) bei Ihm, vor Ihm sich ergötzend allzeit (Spr. 8, 22—31). So fragt Salomo von Gott: „Wer hat aufgerichtet alle Enden der Erde? Was ist sein Name, und was der Name seines Sohnes?“ (Spr. 30, 4). Und nicht verborgen war dem gewaltigen Propheten, der diesen Sohn auf seinem Thron schauen durfte (Joh. 12, 41), die hohe Bedeutung des dreimal „Heilig, Heilig, Heilig!“ der Seraphim (Jes. 6, 3).

Christus, das Wort, das bei Gott war und Gott war, „Gott über Alles“, stellt es ewig fest: Ich, und der Vater, sind eins; und verspricht seinen Jüngern, ihnen den Tröster zu senden, der sie in alle Wahrheit leiten soll, aber der erst kommen soll, wenn er, Christus, geht (Joh. 16, 7), also eine aktive Person der Gottheit, gegen welche gesündigt werden kann — welche Sünde nie vergeben wird. — In diesen drei Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes befiehlt er alle Völker zu lehren und zu taufen. Von Gott erleuchtet, spricht der Apostel den dreieinigen Segen: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“ Die Bibel lehrt die Schöpfung durch den Vater, die Erlösung durch den Sohn und die

Heiligung durch den Heiligen Geist. „Denn von Ihm“ — Vater — „durch Ihn“ — Sohn — „und zu (oder in) Ihm — Heiliger Geist — „sind alle Dinge“ (Röm. 11, 36). Und sie schließt mit dem einem Johannes in Gesichten der Ewigkeit zu teil gewordenen Schauen dessen, der auf dem Throne sitzt, des Sohnes als Lamm Gottes, und des siebenfach vor dem Thron leuchtenden, Gnade und Frieden spendenden Heiligen Geistes (Off. 1, 4).

Auch diese Offenbarung der Dreieinigkeit, dieses Dogma, hat Gottes Finger in seine Schöpfung eingeschrieben. Daß sie von der Dreizahl beherrscht wird, muß jeder, der mit hellen Augen sie ansieht, zugeben; und woher käme das, wenn nicht in Gott ein dreifaches Prinzip wäre? Liegt aber diese Dreiheit in Gott, so muß sie sich in höheren Sphären, in den Himmeln der Himmel auch klarer offenbaren als auf Erden. Doch auch hier klar genug in den Ur- und Grundformen des Daseins.

Wie die göttliche Dreizahl im irdischen Leben des menschengewordenen Gottes austritt, und auf dem Tabor im Gesamtbild der drei Offenbarungen Gottes, Christus, Moses und Elias, dem Sohn, dem Gesetz und den Propheten, sich zeigt, so beherrscht sie auch die Haupterscheinungen der Schöpfung, gleichviel ob in klaren oder in uns verborgenen Beziehungen zu der göttlichen Dreieinigkeit. So hat Gott allen seinen Geschöpfen ewig drei Grundbedingungen und Ur-Sachen ihres Daseins, und zugleich die drei Hauptmittel zu ihrer Offenbarung geschenkt: Raum, Zeit und Stoff. —

In dem Raum bewegen sie sich und mit ihm nehmen sie wahr (Sichtbarkeit des Geistes, lehrt die Bibel, ist mit dem Raum verbunden), mit der Zeit nur können sie denken und vermittelt des Stoffs verwirklichen sie ihr Denken. Der Raum hat drei Dimensionen: Länge, Breite, Höhe, und wird in drei Formen sichtbar: Linie, Fläche und Volumen. Wie alles Tun Anfang, Mitte und Ende hat, so teilt sich die Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diesen drei entsprechend, sind die drei Formen des Stoffs: fest, flüssig und gasförmig. Hinwiederum entsprechen Vergangenheit und Festes, Gegenwart und Flüssiges, Zukunft und Luftförmiges dem dreifachen Tun des Menschen in der Tat, im Wort und im Gedanken. Wie dieser Mensch eine Dreiheit aus Leib, Seele und Geist (1. Thess. 5, 23; Hebr. 4, 12), Gott dem Schöpfer des Leibs, Gott dem Erlöser der Seele und Gott dem Heiligen Geist entsprechend, so geschieht sein Leben in drei Kreisen, im materiellen, im intellektuellen und im geistigen, und wird von den drei Welten beeinflusst, in welche die Bibel die Schöpfung für den Menschen teilt, die Hölle, die Erde und den Himmel. In der Sprache, dieser höchsten Offenbarung des Menschen, zu welcher der Geist die Idee, die Seele die Form und der Körper den Schall gibt, sind drei die Stufen der Eigenschaften, gut, besser, das beste, den drei Gesetzen entsprechend, die Gott der Menschheit gegeben hat. Drei sind die Grundteile des Satzes mit ihrer tiefen Bedeutung: Subjekt, Verb und Objekt: ich — liebe — dich; drei die Formen des Zeitworts:

ich bin, ich tue, ich leide. In drei Kategorien teilt sich dem Sprechenden die Menschheit: ich, du, er; und ihr Verhältnis zu ihm drückt er mit: ich, mich, mir aus. Drei sind, trotz neuer Theorien, die Grundkräfte der Seele: das Wollen, zugleich ihr Lieben und Projektion ihrer Ichheit nach außen; das Fühlen und Empfinden, ein Auf-sich-wirken-lassen des Nichtichs; endlich das Erkennen und geistige Schauen der Schöpfung. Aus drei Einheiten baut sich die Menschheit auf: Mann, Weib und Kind, und aus drei, Familie, Staat und Kirche, die menschliche Gesellschaft. In der Natur sehen wir drei Reiche, das Steinreich, das Pflanzenreich und das Tierreich. Dreierlei Hauptorganismen bewohnen die drei Einheiten der Erde: das Festland, die Luft und das Meer. Dreierlei Lebensformen, Larve, Puppe, Käfer, machen aus einem unbekannten Grunde Millionen von Geschöpfen durch; und wie ihr Körper aus drei Teilen besteht, so die menschliche Gestalt aus Rumpf, Gliedern und Kopf, so der Baum aus Wurzel, Stamm und Ästen, und dreierlei erzeugt die Welt der Gewächse: Blatt, Blüte und Frucht. Von tiefer Bedeutung für das Leben des Planeten und des Menschen sind der Berg oder die geoffenbarte Höhe, die Ebene, das Tägliche, und das Meer, die verborgene Tiefe. Endlich sei noch erwähnt, daß wie dreierlei die Tugenden des Christen sind: Glaube, Liebe, Hoffnung, so auf Erden und in den Himmeln drei die göttlichen Urdinge und Urideen der Schöpfung: die Güte, die Wahrheit, die Schönheit; drei und

doch eins, denn keine ist ohne die andere; und dein, o Gott, ist das Reich des Guten, die Kraft des Wahren und die Herrlichkeit des Schönen. In Ewigkeit. Amen.

Wie im dreimal heiligen einigen Gott drei ewige Persönlichkeiten sind, werden wir auf Erden nie ergründen. Größte Torheit ist es aber, wenn wir, die wir nicht einmal wissen, was Persönlichkeit ist, noch verstehen, wie unsere eigene und so einige Ichheit doch aus dreierlei, Leib, Seele und Geist zusammengesetzt ist, in eigener Weisheit dekretieren: Gott kann und darf nicht als drei Personen in einer sich offenbaren, noch eine davon, der Geist, in sieben Geistern. „Warum nicht?“ fragen wir und glauben, daß es Ihm auch möglich wäre, sich in siebenzig mal sieben Personen gleichzeitig zu offenbaren, und daß damit noch nicht der unerschöpfliche Urgrund seines Wesens erschöpft, noch uns endlichen Geschöpfen die Unendlichkeit der Gottheit völlig erschlossen wäre. Aber Er, der Unergründliche, zeugt von Ewigkeit den Sohn und aus beiden strahlt, auch als Person, der Heilige Geist; und wir können dabei nur anbeten. „Alles in uns schweige und sich innigst vor Ihm beuge.“

Die Sonne, dieses erhabenste Bild Gottes, das die Schöpfung uns bietet, offenbart nicht bloß sich als einzige Quelle, aus der uns fortwährend unermessliche, unverstiegbare Schätze von Kraft und Leben, Licht und Wärme umsonst zufließen, sondern sie offenbart uns in ihrem Lichte auch uns selber und die uns umgebende

Schöpfung. Ohne sie würden wir nicht nur nicht wissen, daß sie ist; wir hätten auch von uns und von der ganzen Welt keine, oder nur eine höchst mangelhafte, dämmernde Erkenntnis. Sie aber zeigt uns unparteiisch, beleuchtet körperlich und geistig Großes und Kleines, das Meer und die Pfüze, den Berg und den Sandhaufen, den Löwen und die Milbe und das Sandkorn, und nichts ist vor ihren Strahlen verborgen. So auch mit der göttlichen Sonne. In seinem Wort zeigt uns Gott nicht nur, wie und was Er ist; Er zeigt uns auch in seinem Licht, wie und was wir sind. Die Bibel offenbart uns Gott und den Menschen. Deshalb erzählt sie uns so vieles, was an sich weder göttlich noch erbaulich, viel Menschliches, Bedeutendes und Kleinliches, Rührendes und Abstoßendes, Unfittliches und Grausames, viel Sünde und viel Elend; alles zur Erkenntnis, zur Psychologie und richtigen Beurteilung des Menschen, also zur Selbsterkenntnis jedes einzelnen gehörig. Die Heiligkeit Gottes und die Sündhaftigkeit des Menschen, das ist ihr Thema; beides bespricht sie rücksichtslos, mit harter, kalter, vernichtender Wahrheit, und fragt nichts nach unserem moralischen Anstand, noch nach unserer „Pietät“ für verehrte Helden oder fromme Männer. Ihr, die ihr diesem Wort vorwerfet, es erzähle so viel Unfittliches, Unanständiges, glaubt ihr denn, daß, wenn einst die Lebendigen und die Toten vor dem Richterstuhl Christi erscheinen und die Bücher der Werke und der Schuld geöffnet werden, darin eure unanständige Unfittlichkeit,

eure auch geheime Unzucht und alle verborgenen Greuel der Menschen noch mit gesellschaftlicher Höflichkeit und Heuchelei übertüncht, vertuscht, umschrieben, totgeschwiegen werden? Wenn schon ein irdisches Gericht je und je schonungslos sittlichen Schmutz, auch bei Hohen und Vornehmen, aufdeckt, wie erst einst das göttliche? — Sind wir Christen von Natur besser? Nein! Aber „das Blut Christi“, an das wir glauben, reinigt uns von allen Sünden. So ihr das glaubt, wird Gott auch „eure Sünde in die Tiefe des Meeres werfen, daß sie nicht mehr gefunden wird.“

Um zu zeigen, was der Mensch ist, ist es der Bibel gleichgültig, an wen sie anknüpft, wen sie sich als Beispiel erwählt; dazu sind ihr alle Menschen gut, wie sie als solche vor Gott gleich sind, die Hirten Laban und Jakob oder die Könige David und Nebukadnezar, die arme Ruth oder die Königin Esther, der törichte Nabal oder der weise Salomo, der Selbstmörder Ahitophel oder der ehrwürdige Barsillai. Und doch verliert sie nie das Ziel aus den Augen, Gott, sein Verhältnis zu uns und unser Verhältnis zu Ihm, und führt uns, scheinbar unzusammenhängend und doch mit absoluter Logik, von dem großen Anfang zu dem noch größeren: „Siehe, Ich mache alles neu!“ Was sie uns auch erzählt, ist geoffenbarte Weisheit und soll zur wahren Weisheit verhelfen. So lehrt sie uns an der Geschichte des Volks Israel und seiner Herrscher die Geschichte und die Führung aller Völker. Wozu soll sie auch die von Tausenden von Nationen und Volksstämmen wieder-

holen? Kampf und Blutgier, Sieg und Niederlage, Hochmut und Ungerechtigkeit, Abfall und Reue finden sich bei allen, und dieselben Gesetze ihres Wachstums und Wohlergehens und Verfalls und Untergangs. Und wie die Sonne die Blindheit des Blinden, der tastend ausruft: „ich sehe sie nicht!“ beleuchtet und beweist, so die Schrift die Blindheit der geistig Blinden, die da sagen: „wir sind sehend,“ und ihre Blindheit dadurch dokumentieren, daß sie ausrufen: ich sehe nichts Göttliches an diesem Wort, sondern bei tausend Stellen nur Menschliches und menschliche Schwäche und Unwissenheit; welche nicht sowohl an den Sünden der Männer Gottes in der Bibel, sondern gerade an dem Göttlichen in ihnen sich ärgern, und das Beste und Größte im Leben eines Mose, Salomo, Elias als „religiöse Verirrung“ auffassen.

Zum Niederschreiben der Geschichte der Welt und des Volks Israel und zur Offenbarung seines Willens und seiner Absichten mit seinen Geschöpfen und mit seiner Schöpfung hat Gott durch seinen Heiligen Geist die Männer, welche die Schrift schrieben, beseelt, begeistert, so daß sie mit einfließendem und doch individuell gestaltetem Wort in höchster Geistesfreiheit mit heiliger Freude das aussprachen und niederschrieben, was sie im Geist so klar schauten. Das ist Inspiration, Einhauchung, Begeisterung. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte einer großen fortwährenden Inspiration. Wie in der oberen Atmosphäre Winde stets die Erde umkreisen, so der Geist; so „die Geister, die in

der Luft sind“ (davon die Menschen sagen: diese Ideen liegen in der Luft!). Sie wehen die Völker an, und berauscht wollen sie das Alte stürzen, ein Neues und Freieres aufbauen und schmieden sich eiligst neue Fesseln; oder sie erheben sich plötzlich gegen einander und greifen, sie wissen kaum warum, zu den Waffen und freuen sich dann nach einem unnötigen Krieg des Friedensabschlusses. Andere Geister erfüllen Christen mit einem Geist des Bekenntnisses, der Mission, der Predigt des Evangeliums bis an der Welt Enden. Und der Geist weht den Schriftsteller, den Dichter an, gibt ihm beredte, begeisterte Worte, und den Künstler, und er haucht seinem Werk, Gemälde oder Statue, Palast- oder Tempelbau, seinen Geist ein. Und wir alle beeinflussen, begeistern, inspirieren uns gegenseitig mit unserem Wort und mit unserem Schweigen, mit unserer leiblichen Gestalt und unserem Gemüt, mit unserem Wissen und unserer Unwissenheit, mit unserem Haß und unserer Liebe, mit unserer Bewunderung und unserer Verachtung. Der allerhöchste und allmächtige Geist aber, der Heilige Geist, hat je und je Männer Gottes erfüllt, so daß sie sich eins mit ihm fühlend und vom Göttlichen berauscht, jauchzend göttliche Worte sprachen und Vergangenheit und Zukunft schauten. „Denn es ist noch nie eine Weisagung aus menschlichem Wissen hervorgegangen, sondern die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben vom Heiligen Geist.“ (2. Petr. 1, 2.) „Gott hat manchmal und auf mancherlei Weise durch die Propheten geredet“ (Hebr. 1, 1).

Er spricht: „Ich rede zu den Propheten“ (Hes. 12, 11). Er wiederholt: „Siehe, Ich lege mein Wort in deinen Mund;“ er befiehlt dem Hiesekiel: „Du sollst meine Worte zu ihnen reden,“ und selbst ein Bileam muß eingegebene Worte des Segens aussprechen. „Der Geist Gottes kam auf ihn“ (4. Mos. 24, 2). So jauchzt David: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet und sein Wort ist auf meiner Zunge“ (2. Sam. 23, 2); und Jesus bestätigt es: „David spricht durch den Heiligen Geist“ (Mark. 12, 36). Und an vielen Märtyrern und an einem Luther in Worms hat sich die Verheißung erfüllt: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der durch euch redet“ (Luk. 12, 12; Matth. 10, 19. 20). Auf dieser Eingebung durch den Heiligen Geist beruht die Weisagung und ihre Unfehlbarkeit. Ohne sie gibt es kein Wort Gottes. — Und was das Erzählte in der Bibel betrifft, sollte der Gott, der die Haare auf unserem Haupte zählt und den Fall des Sperlings ordnet, nicht auch Fürsorge getroffen haben, daß in dem Buch, das er seiner Menschheit schenken wollte, eben dieses und nicht anderes berichtet werde.

Indessen lehrt die Bibel nicht nur einen inneren Trieb zum Wort und eine Eingebung des wahren treffenden Ausdrucks durch den Heiligen Geist, sondern weit mehr; sie kennt eine noch direktere Offenbarung, ein persönliches Sprechen Gottes mit seinen heiligen Männern. — Sollte, der den Mund gemacht hat, nicht sprechen? — Gott, sagt sie, Christus Jehova, „das

Wort, das bei Gott war und Gott war," wie er im Fleisch drei Jahre lang seinen Jüngern Worte des ewigen Lebens sprach, hat vorher mit Adam, Noah, Abraham und oft vernehmlich, hörbar, mit Moses gesprochen, aus dem Feuerbusch, auf dem Sinai, aus der Feuersäule, im Allerheiligsten: „Moses redete mit Gott und Gott antwortete ihm mit starker Stimme (2. Mos. 19, 19; 2. Mos. 3, 3.11). „Wenn Mose hineinging in die Stiftshütte, um mit Gott zu reden, so hörte er die Stimme zu ihm reden von dem Deckel herab zwischen den Cherubim“ (4. Mos. 7, 89). Christus hat persönlich mit dem jungen Samuel bei Nacht, mit Elias auf dem Horeb, mit Jesajas und Hesekiel in seinem Tempel, durch mächtige Geister mit dem Daniel, und von Angesicht zu Angesicht mit Paulus hebräisch (Ap. Gesch. 26, 14) und mit Johannes geredet (Off. 1, 10). Wie mehrmals eine Stimme vom Himmel gehört wurde, (Mark. 1, 11; Luk. 3, 22; Joh. 12, 28; 2. Petr. 1, 18 u. a.), so hat Gott die zehn Gebote, den Befehl an Hesekiel (2, 3), die sieben Sendschreiben an die Gemeinden und anderes in seinem Wort nicht inspiriert, sondern selber wörtlich ausgesprochen.

Warum redet Gott nicht mehr so persönlich, auch mit seinen liebsten Kindern? Weil er, als Christus, das Wort, uns alles gesagt hat, was wir bedürfen, um selig zu werden.

Diejenigen, welche die biblische Offenbarung gering schätzen und ihre göttliche Eingebung leugnen, welche darin nur Worte frommer Menschen sehen, aus denen

sie als Wahrheit dasjenige nehmen, was ihrer Vernunft behagt, wissen wenig, was wir wären, was der Menschheit fehlte, hätte sie nicht dieses Wort eines Gottes an seine Geschöpfe. Sein Inhalt bezeugt, daß es ist von oben her. Es offenbart Wahrheiten, die in kein Menschenherz gekommen sind. Forschet unter allen Mythologien und Religionen, durchsuchet die Mythen aller Völker, studieret ihre heiligen Bücher alle! überall werdet ihr wohl als Urgrund die Furcht vor den Göttern, finden, und Gott hält sie ihnen in Gnade zu gut. „Wer Gott fürchtet unter allen Völkern, ist ihm angenehm.“ Auch werdet ihr kein Volk finden, dessen Gott nicht je und je Macht bekommen hätte, ihm durch Orakel, Träume, Gesichte zu antworten. Aber werdet ihr einen finden, der seinen Geschöpfen das höchste, allumfassende Gebot geoffenbart hat: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen deinen Gedanken,“ und dasselbe durch die ebenso erhabene Offenbarung motiviert: „Denn das ist dein Leben.“ Wollt ihr uns dagegen einen Konfuzius anführen, der auf die Frage seiner Jünger offen gestand: „Ich weiß nicht, was das Leben; wie soll ich wissen, was der Tod!“ oder einen Buddha preisen, der nur von einer düsteren Ergebung in ein unbarmherziges Dasein weiß und als einzige Erlösung aus demselben von einem schließlichen Unbewußtsein träumt? In mir finde ich keinen Frieden, von einem Pol zum anderen sehe ich unsägliches Leid und Jammer, sehe eine unter der ungeheuren Last der

Schuld gebeugte, vor dem Tod, dem Sündensold, hangende, im tiefsten Herzen, so sehr sie auch lacht und spottet, vor dem Zorn eines gerechten Gottes zitternde Menschheit. Kennt ihr eine andere Religion, die mir und der Welt Schuld und Angst mit der überwältigenden Offenbarung abnimmt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“ Ihr rühmt die erhabene Moral der Alten; hat auch ein Sokrates, ein Plato oder ein Marc Aurel Worte, die wie Spieße und Nägel die Seele durchbohren: „Wer Sünde tut, ist der Sünde Knecht.“ „Wer nicht von neuem geboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen.“ Hier ist mehr denn Moral. Hier ist wörtliche Offenbarung großer göttlicher Geistesgesetze.

Auch die Weissagung, wurde bei Erwähnung der Bibelfritik schon gesagt, beweist die göttliche Inspiration der Bibel. Wo sind heilige Bücher irgend eines Volks, die auch nur die nächste Zukunft dieses Volks im voraus verkündet hätten? Ihr Weisen der Welt und Verächter der Inspiration, weissaget doch, so wollen wir an eure Inspiration glauben!

Wie würden so viele, die sich Christen nennen und der göttlichen Offenbarung als einem allzu Bekannten gegenüber abgestumpft und für ihre Segnungen blind geworden sind, staunen, wäre sie uns ganz genommen, und es bliebe unserem Volk nur die Religion der Römer

und der Griechen, der Inder oder der Ägypter, Babylon oder Karthagos. Mit welchem Schrecken würde ihre Seele das eiserne Joch, den satanischen Grimm eines sich mit Wollust von Blut und Tränen nährenden Baal-Moloch über sich fühlen! Wie stets flammend und blutrot übergossen mußte dem Phönizier, dem Karthager der Himmel über ihm dünken, der, wo er ging und stand, keinen Augenblick sicher war, ob seine wilde, stets nach Menschenleben hungernde Gottheit nicht ihn, sein Weib und Kindlein ergreife und unter dem Jubel ihrer finsternen Priester im glühenden Rachen des Molochbildes verzehre. Daher dort das öffentliche und das Privatleben von Erbarmung des Starken gegen den Schwachen, des Reichen gegen den Armen, des Herrn gegen den Sklaven nichts wußte und nur Habgier, sinnlichen Genuß und entsetzliche Grausamkeit atmete.

Raum weniger erdrückend und auf die Länge unsäglich traurig wäre solchen das unheimliche endlose Büßerleben des Inder, die Hoffnungslosigkeit des unverstandene Symbole anbetenden Ägypters und die ganze Öde und Leere des aus blauer Ferne im Sonnenschein der Dichtkunst so anziehend erscheinenden offenbarungslosen Heidentums der Römer und Griechen! „Ihr waret weiland hoffnungslose Atheisten,“ ruft der Apostel diesen, einem Wirrwarr von Göttern dienenden Heiden zu. Wohl sprechen Homer und Aeschylus von der Furcht der Götter, die alle Schuld strafen: — „Eher ließ Zeus vom Throne, ehe er von der Sagung ließe,

daß wer (Böses) tut, auch leiden muß" (Chor aus Agamemnon), — wohl reden sie von einem Jupiter, dem der Unglücktragende und der Fremdling heilig; aber von einer „Liebe Gottes zum Menschen und von einer Liebe des Menschen zu Gott" wissen sie nichts. „Wie kann man auch Jupiter lieben?" fragt Aristoteles. Und doch ist Liebe für das Menschenherz das Höchste und Tiefste, das allein Beglückende. Aber alles, was er liebt, wird ihm täglich entrissen, und welkt und bricht und stirbt. Wo soll er finden, was er ewig lieben darf und was ihn ewig liebt? Gott hat uns geliebt, da wir Sünder waren. Und von dieser Liebe entflammt, ruft Augustin als Gesetz und Freiheit des Christen: „Liebe Gott und tue, was du willst." Kann der heutige Monist seinen Gott, „den ewigen Stoff" oder den „allweisen Weltäther", oder die „allmächtige Substanz" lieben? Nimmermehr! Er irrt in der Schöpfung umher, schaut im Weltall die kreisenden Sonnen, und findet nichts, was er lieben kann und das ihn liebt, nichts, was sein Leid mitfühlte, ja was von ihm auch nur etwas wüßte. Und ebensowenig die Jünger moderner Religionen oder einer neueren Theologie. Ihren „unpersönlichen", wunderlosen, Gebet weder hörenden, noch erhörenden Gott lieben sie trotz ihrer Beteuerungen selber nicht; denn an ihm ist nichts Liebenswerthes. Man kann nur eine Persönlichkeit lieben, und um so mehr, je persönlicher sie ist. Wie „der wahre Christ hervorragend individuell" (Vinet) ist, so ist der wahre Gott die individuellste, vollkommenste, höchste und schon deshalb ver-

ehrungs- und liebenswerteste Persönlichkeit. Der Mensch braucht einen Gott vor allem, um Ihn zu lieben und sich von Ihm geliebt zu fühlen. Das will Gott auch. „Gott,“ sagt Pascal, „will zuerst geliebt sein, wie er es verdient, bevor er sich zu erkennen gibt, wie er ist.“ Ohne die Liebe Gottes und die Liebe zu Gott ist alles Dasein trostlos. Daher war das Ende jener alten Völker, daß sie an ihren Göttern, an sich und an dem Leben verzweifelnd, untergingen und „in ihren Sünden“ starben. Aber mit der Freude der Ewigkeit im Herzen starben, auch in den Flammen, die von ihnen verfolgt wurden Christen und überwandten sie und die ganze Welt. Sie verdankten ihrer Religion die neue, große Offenbarung: „Also hat Gott die Welt geliebt.“ In dieser waren sie unüberwindlich, unvertilgbar.

Ohne eingegebene, inspirierte göttliche Offenbarung kein Leuchtturm, der den Hafen kündigt, kein Grund, der den Anker ewig hält! Weil wir so vielfach nicht mehr an sie glauben, wird immer trostloser unser Leben. Seht ihr nicht, wie Throne und Tempel wanken? Und verwirrt, taumelnd fragt die Menschheit, von tausend Systemen und Theorien und Zweifeln müde: Was ist Wahrheit? Und da wollt ihr Unseligen von euch das einzig Sichere, ewig Feste werfen, das eingegebene Wort eines Vaters, der, um seine Geschöpfe besorgt, seine Propheten und darauf den eigenen Sohn sandte, um ihnen den Weg zum Leben zu offenbaren? Ziel- und ratlos wollt ihr in Nacht und Sturm hinausfahren? Wohin steuert ihr? Nach welchem Polarstern wollt ihr den Kurs

über den Ozean richten? Ihr werdet untergehen; als Brack und totes Seetrist wird euch einst der Sturm ans Ufer spülen.

Alle und jede Offenbarung Gottes ist auch Gesetz. Wie sollte es anders sein? Was Gott denkt, spricht, tut, ist absolut sinnvoll und zweckmäßig, ist ewige Weisheit und deshalb unvergänglich. Es kann kein Geschöpf etwas dazu, noch etwas davon tun. Gott kann es vervollkommen, vollenden und, wie Christus vom Sinaigesetz sagt, es erfüllen, dadurch, daß er, was darin im Keim verborgen war, zur Blüte und Frucht reifen, und aus dem oft unscheinbaren Samen einen großen Baum werden läßt. Niemals aber wird ein solches Urwort Gottes wertlos und als ein überholtes, unbrauchbar gewordenes abgetan. Menschenworte sind zeitlich und zeitgemäß, haben ihre Zeit und vergehen mit der Zeit. Gottes Worte sind ewigkeitsgemäß und vergehen nicht. So hat jedes Wort des auf dem Sinai gegebenen Gesetzes seinen absoluten Wert und behält ihn auch an sich, gleichviel ob du und ich es verstehen und etwas davon haben oder nicht. Dieses Gesetz „durch der Engel Geschäft gegeben“, ist diesen Engeln verständlich, heilig und unvergänglich. „Es ist leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Jota vom Gesetz vergehe,“ sagt der Urheber dieses Gesetzes, Christus-Jehova, der auf dem flammenden Gipfel Mose dieses Gesetz gab.

Gesetz ist das Gesezte, setzt also einen voraus, der es setzt, und es gehört zu der Verblendung des von Gott sich abwendenden Menschen, daß er behauptet, die Naturgesetze hätten sich selbst gesetzt, was ebenso wunderbar wäre als eine Liebe, die ohne Liebenden, ein Wille, der ohne Wollenden entstünde. Aber freilich aus dem Worte der Toren: „Es gibt keinen Gott!“ entströmen unaufhörlich Torheiten und Absurditäten der Lüge und der Hölle, die dem gesunden, d. h. von Gott erleuchteten Verstand ebenso unbegreiflich sind, wie der Glaube daran von Menschen, die doch wissen, daß zwei mal zwei vier ist.

Alles göttliche Denken ist Gesetz. Auch in diesem Sinn ist das große Wort wahr: „In Ihm leben, weben und sind wir.“ Wir leben, weben und sind in den Gesezen und durch die Gesetze Gottes. Die Welt ist ihre stete Verwirklichung, eine fortwährende Wirkung des Willens Gottes. (Off. 4, 12.) Denkt Gott ein Geschöpf, eine Blume oder ein Käferlein, so wird dieser Gedanke alsbald durch den Sohn zum Wort, zur Wesenheit. „Er spricht, so geschieht's; Er gebet, so stehet's da.“ Und dieses Wort ist nun unverbrüchliches Gesetz für dieses Wesen. Nur kraft dieses Gesetzes können wir Naturwissenschaft treiben und ordnen und klassifizieren und erkennen, was und wer in die und die Gattung, zu der und der Art gehört. Was ist die Natur anders als die Sichtbarkeit der Gesetze, die wir gottvergessen „Naturgesetze“ nennen, als ob der Eichbaum sich selber und, ehe er noch war, das Gesetz seines Wachstums aus der Eichel gesetzt hätte. Richtig sagten

schon die Alten: „Natura in lege latet, lex in natura patet: Die Natur liegt verborgen im Gesetz; das Gesetz geoffenbart in der Natur.“

So ist unser Körper die Sichtbarkeit von unzähligen Gesetzen des Stoffs. Jede Nervenfasern, Gehirnzelle oder Muskel, jedes Haar auf unserem Kopf existiert infolge von Gottesgesetzen. Wir können nicht ein- und ausatmen, nicht einen Finger bewegen, nicht ein Stück Brot essen, nicht ein Wort sprechen, ohne göttliche Gesetze zu erfüllen; und wiederum gehorcht jedes Wort, das wir sprechen, seinem Wert und seinem Zusammenhang nach, wunderbaren Gesetzen der Sprache, die seit Anfang der Welt und für alle Menschen gleich bleiben und ewig sind. Auch das stumme, unaufhörliche Denken, dem keine Seele auch nur eine Sekunde lang sich entziehen kann, geschieht infolge von ehernen Gesetzen. Wir sind wandelnde, lebendige Gesetze. Und was wir bei dem Tier mit „Instinkt“ bezeichnen, ist ein uns freilich unverständliches, in der Tierseele vor sich gehendes Erkennen der Schöpfungsgesetze und ihrer Zweckmäßigkeit. Es gibt im All, soweit die fernsten Sonnen und Sternenebel reichen, nicht ein Atom, das gesetzlos wäre, ja das nicht infolge des Gesetzes existierte und die Verkörperung von Gesetzen wäre.

Wie echte Wissenschaft nur das demütige Forschen nach dem göttlichen Gesetz in der Natur sein kann, so ist nur das diesem Gesetz stets gehorsame Leben richtiges Leben. Das Rad, das sich nicht dreht, wenn nicht gut zentriert, das Boot, das nicht fährt, wenn..

nicht symmetrisch gezimmert, das Schiff, das nicht segelt, wenn die Segel nicht zum Wind richtig gestellt, der Pfeil, der nicht trifft, wenn er nicht gerade ist und nicht gut gezielt, das Schwert, das bricht, wenn nicht gut geschmiedet, der Baum, der nicht wächst, wenn nicht gehörig gesetzt, das Haus, der Turm, die Hütte, die einfällt, wenn nicht nach der Statik gebaut; Unzähliges, was wir kaum beachten, ist die Kraft und der Zusammenhang der Dinge, die ihnen innewohnende Mathematik und Logik, ja Gerechtigkeit ihres Seins, das über sie und in sie hinein gesprochene göttliche Gesetz. Daß die Millionen, welche die Erde bebauen, das Meer befahren und ausfischen oder von Jagd und Viehzucht leben, tagtäglich inmitten und vermittelt dieser Gesetze existieren, deren Übertretung sie unnachsichtlich straft, verleiht ihrem Leben mehr Kraft und Inhalt, macht sie verständiger, wahrer und der Wahrheit zugänglicher als Tausende von Stadtbewohnern und Gebildeten, die nur aus der sekundären Quelle von Büchern schöpfen und deren ganze Lebensweisheit nur zu oft in der Erzielung möglicher Bequemlichkeit bei möglichst geringer Leistung besteht; weshalb sie aus ihrem unter Konvention und Routine stehenden Leben keine wahre Philosophie lernen. Daher suchen solche unter ihnen, welche dies, wenn auch dunkel, erkennen, nähere Berührung mit dem Gesetz in der Natur durch den Sport, dem aber die Würde und Würze der Pflicht und des notwendigen Zwecks fehlt, während diejenigen, die sich verbinden, um eine „naturgemäße Lebensweise“ zu führen, bald

erfahren müssen, daß auch eine normale Pflege des Körpers dem Geistlosen keinen Geist, und Wollé tragen, Vegetarianismus, Abstinenz und Barfußgehen dem Leben noch keinen Inhalt noch Zweck verleihen.

Die Natur, das Werk eines Gottes, ist heilsam, und wie die Not beten lehrt, so treibt der Schmerz den Menschen zu ihr. Das Gewitter und der flammende Blitz tut wohl dem vom inneren Sturm Durchtobten. Wie das getroffene Reh sucht die wunde Seele die Einsamkeit in Wald, Tal und Gebirg; und heilen auch die Wunden nicht, so brennen sie doch weniger heiß. Nie murmelt so melodisch das Bächlein, nie duftet und blüht so schön die Waldblume und die Wiese, wie dem von schwerer Prüfung, von großem Schmerz langsam Genesenden. Vollkommenes Gesetz mit hoher Freiheit, diese Wonne des Geistes, und eine Ahnung des gütigen Schöpfers bietet die Natur dem müden Menschen. Aber auch hier schreckt der Schatten des Gesetzgebers die schuldbeladene Seele; und der Verführer flüstert; die tiefe Schlucht lockt: hinab! Unter der stillen, blauen Flut fändest du Ruhe! Näher noch, an dem Baum hängt die Freiheit! Denn unter der von der gütigen Sonne erhellten und befruchteten Fläche lauern Mächte der Unterwelt; und wie sie in langen Nächten der Schöpfung die zum Leben unfähig gewordenen Arten vernichteten, um andern Platz zu machen, so müssen je und je soziale Umwälzungen, verheerende Weltkriege verbrauchte Völker und Zustände wegräumen und neue Charaktere und Führer schaffen. Die Spötter, die da sagen: „Wo

ist die Verheißung seiner Zukunft? denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist" (2. Petr. 3, 4) sind nicht einmal wissenschaftlich geschult. Die jetzige materielle und geistige Schöpfung erheischt als ihren Abschluß und als Anfang einer neuen Evolution die in der Offenbarung geweissagten Explosionen des Stoffs und der Geistesprinzipien.

Das Gesetz ist Schönheit und erzeugt Schönheit. Ohne dasselbe nur Chaos! Dann ist die Erde, der Mensch, deine Seele „wüst und leer“ und aller Schönheit bar, geschmacklos, sinnlos, zweck- und ziellos; es sollte besser nicht sein; das erkennen auch diejenigen, denen das Gesetz widerlich und die dafür wünschen, der „Wille zum Leben“ möchte aufhören. Aber der lebendige Gott fährt fort, über die Bösen und die Guten Ströme von Leben, von Schönheit auszugießen. Er ist ein Gott des Gesetzes, der Kraft und der Schönheit. Warum hört man Christen von einem „guten Gott“, vom „lieben Heiland“ oft, so selten aber von einem starken Gott der Kraft und von einem herrlichen Gott der Schönheit sprechen? Ist es, weil es ihrem Christentum an Kraft und Schönheit fehlt? — Wie hat doch der große Künstler seine Welt mit einer Harmonie und Melodie der Farben, der Formen, der Töne aufgebaut. Wer könnte die großartigen oder lieblichen, ernsten oder heiteren Landschaften, die Er komponiert und gemalt, alle aufzählen, die Schönheit der majestätischen Sternennacht und der hehren Morgendämmerung, da der

Morgenstern die Sonne verkündigt, des Sonnenscheins und des Sturms, des Wassers und des Feuers! Wie haben Menschen mit weitem Blick und großem Herzen die Schönheit der ernsten Wüste und des weiten Meers, der großen wilden Wälder empfunden, der Natur, „da der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Schön ist die viel besuchte sommerliche Alpenwelt mit ihren Blumen und fröhlichen Gewässern; doch erhabener, wenn die ernsten Bergriesen ihre Füße in Nebel und sich in ihren weißen, dichten Schneemantel einhüllen, der weich ihre Kanten und Härten, Grate und Schluchten zudeckt, und sie nun, dem Menschen unzugänglich, einsam, den langen Winter träumen beim leisen Murmeln ihrer Gletscherbäche im tiefen kristallinen Gefängnis. Doch schön ist auch das Naheliegende, für Klein Gehaltene; felsige Waldabhänge sah ich, von überreich blühendem Ginster wie mit flüssigem Gold übergossen, aus dem sich rotstämmige, dunkelgrüne Föhren gegen den tiefblauen Himmel abhoben; eine gesunde Kraft der Farbe, welche die Seele sättigte.

Hat schon Plato das Schöne als „den Abglanz des Wahren“ bezeichnet, so erkennt es der Christ, dem Gottlosen gegenüber, der darum keine Formel findet und das absolut Schöne leugnet, weil er im Falschen lebt, als die Sichtbarkeit des göttlichen Denkens. Ohne Gesetz keine Kraft noch Schönheit. So erzeugen die physikalischen Gesetze, nach denen jedes Atom im Wassertropfen um andere wirbelt, die prächtigen, schäumenden, kristallinen Bogen und Wasserberge des Ozeans. Nach

dem Gesetz der Luft- und Schallwellen entstehen wie die schönen symmetrischen Klangfiguren auch das melodische, den Blindgeborenen entzückende Murmeln des Baches und der donnernde Gesang des Wasserfalls und der süße der Nachtigall, die Musik Beethovens und Mozarts und das liebende oder zornige Wort; und selbst der menschengewordene Gott bediente sich dieser Gesetze, um seinen Jüngern das Wort des ewigen Lebens zu schenken, das seit zweitausend Jahren die Welt durchhallt und Seelen errettet. So erzeugen die Gesetze des Lichts die ganze Welt der Farben am Himmel und auf Erden, und die goldenen und purpurnen Paläste des Sonnenuntergangs; so das so einfache Gesetz der Blattstellung die so verschiedene und charakteristische Architektur der Pinie, der Eiche und der Palme. In den Meerestiefen bewirkt das Gesetz vom Verhältnis der windenden wagrechten um die vertikale Linie Tausende von eleganten Muschelformen. Folge des so einfachen Gesetzes der Verschiebung und Verkürzung oder Verlängerung von drei Achsen sind Tausende von hübschen Kristallen und Eisblumen, die Millionen von duftigen, zarten Gebilden, womit Reif im Winter den Wald schmückt, die prächtigen Eisberge am Süd- und Nordpol und die kostbarsten Formen des Stoffs, Topas und Smaragd, Diamant und Rubin, diese „Tränen der Sonne, die das Weib verführen,“ sagt der Araber. Und überall beherrscht das geheimnisvolle Gesetz der Symmetrie und des ausstrahlenden Zentrums das Leben, bewirkt den harmonischen Bau

des Käfers und der Blume, die so originellen und geschmackvollen Formen der Diatomeen, und das Schönste auf Erden, ein schönes Menschenantlitz. Die Kunst und alle unsere Künste sind ein Befolgen von Gesetzen, und die Musik ist höheres Zahlengesetz, oder wie Leibnitz es im Geist des Pythagoras und Platos ausdrückt: „Musik ist eine geheime Berechnung, die die Seele unbewußt anstellt.“ Groß ist nur der Künstler, der in und nach dem Gesetz schafft; ein Pfscher bleibt, der es verachtet. Groß auch nur der Staatsmann, der Feldherr und der Herrscher, der die Gesetze des Geistes in der Menschheit kennt, sich denselben unterwirft, um mit ihrer Hilfe und in ihrer Kraft zu regieren, zu siegen und zu erobern.

Die Sichtbarkeit von schönen inneren Gesetzen des Geistes ist auch jede sittliche Schönheit, die warme Liebe, die selbstlose Aufopferung, die fröhliche Hoffnung, die freundliche That, alles, was am menschlichen Tun schön, was belebend und verschönernd wirkt und erfreut; was ein freundliches Lächeln, ein Aufleuchten des Auges erzeugt. Und Ahnung und Schatten himmlischer Gesetze sind die Kultusformen und die oft beschwerlichen Zeremonien, welche zu allen Zeiten Priester sich auferlegten, und die sinnvollen Bräuche und Sitten, womit Völker ihr Leben regeln und gehaltvoller gestalten. Auch die Atome, die Moleküle, den ganzen architektonischen Bau unserer Seele regieren uns unbekannte Gesetze. Zuerst allgemeine, die das allen gemeinschaftliche Menschliche und als Produkt die menschliche Ge-

stalt erzeugen; dann geben jeder Persönlichkeit besondere individuelle Ausführungen einzelner Paragraphen des allgemeinen Gesetzes ihr Gepräge, und infolge davon auch ihre leibliche Physiognomie. Diese Physiognomie kann der Einzelne veredeln und verschönern durch ein den göttlichen Gesetzen, und speziell den ihm individuell gegebenen, konformes Leben, oder sie verunstalten, ja vertieren durch fortwährende Übertretung dieser Gesetze. Auch die neue Geburt im Menschen mit ihren zahllosen Einzelheiten und Geheimnissen wird von himmlischen Gesetzen regiert, und im Himmel bewirkt die völlige Offenbarung und Befolgung des Gesetzes, als des göttlichen Willens, absolute himmlische Schönheit.

Alle Gesetze der stofflichen und geistigen Schöpfung lassen sich auf die göttliche Geometrie, auf das Gesetz der Zahl, zurückführen. Weil Gott $1 + 1 = 2$ gesetzt hat, ist seine ganze Schöpfung und auf Erden der Stein, die Pflanze, das Tier und der Mensch so wie sie sind. Die Zahl, zugleich Logos, Wort, ist der Urgedanke Gottes und das Grundgesetz des Weltalls. „Deus calculat“, sagt Leibniz, „et fit mundus.“ „Gott rechnet und die Welt wird.“ Diese Zahl, wie die Schöpfung mit einem Anfang und doch ohne Ende, ist mit dem Zeichen $+$ das positive Leben und das Ja und Amen der Himmel der Himmel; mit dem Zeichen $-$ das ewige Nein der Hölle und das fortwährende Sterben des zweiten Todes. Diese ganze Mathematik des Weltalls beruht für die Engel auf der großen Wahrheit, dem göttlichen Mysterium: Gott ist ein einiger

Gott und ein dreieiniger Gott; und sein Heiliger Geist ein siebenfacher Geist (Offb. 3, 5).

Und alle Geseze, welche das Sandkorn und die Sonnen, den Grashalm und das Mücklein, den Menschen, die Engel, die Thronen und Gewalten und ebenso Satan und seine Fürsten und schwarzen Legionen regieren, entspringen einer und derselben Quelle. Alle Geseze des Weltalls zusammen sind das Gesez; sind das einige Denken aus einem Guß eines „einigen Gottes“. Gott ist Geist; sein Gesez ist Geist und Geistesgesez. Geistig sind auch die Geseze, die wir nur als Geseze des Stoffs, der Materie, der organischen und unorganischen Natur erkennen. Sie sind nach derselben Logik, Zahl und Mathematik wie die des Geistes erdacht. Das ist klar daran zu sehen, daß die Ideen: gut, schlecht, groß, klein, nah und fern, oben und unten, Licht und Finsternis zugleich stoffliche und geistige Begriffe sind, und daß das Kind sie zuerst am Stoff sich aneignen muß, ehe es sie ins Geistige übersetzt. Die Seele kann Geistiges und sogenanntes „Abstraktes“ nur vermittelt dem Stoff entnommener Bilder ausdrücken, und je mehr sie deren gebraucht, desto klarer und wahrer ist ihr Wort; dazu ist ihr der Stoff gegeben, und eine nur geistige Rede ist eine Unmöglichkeit.

Wie es keine Geseze aus Stoff gibt, so auch nicht Geseze, die nur für den Stoff Geltung hätten, zum Unterschied von andern, die den Geist regierten. Das können nur diejenigen behaupten, die aus Mangel an

Verständnis für die Tiefe und Allgemeinheit des Gesetzes oder aus einer falschen, doktrinären Ansicht vom Stoff und aus einer nebelhaften vom Geist sich zwei Götter, einen des Stoffs und einen des Geistes, einen der Natur und einen des Himmels halten und auf die undurchführbare Scheidung zwischen Naturwissenschaft und Christentum, Wissen und Glauben verfallen. Sondern wie vor Gott nichts Großes und Kleines, und der Stoff ebenso göttlich wie der Geist, so leitet dieselbe göttliche Logik den Bau der Rose und den des neuen Jerusalem, das Leben des Infusoriums im Wassertropfen und das des größten Genies oder des frömmsten Christen, die wunderbare Ausbildung des menschlichen Körpers im Mutterleib (Ps. 139, 13. 16) und die der Neugeburt im himmlischen Stoff. Die neue Schöpfung wird einst nach demselben ewigen mathematischen Denken des einigen Geistes geschehen wie die jetzige. Lesen wir nicht, wie — stärkster Beweis! — einst der irdische, stoffliche Adam „in“ und „nach dem Bilde Gottes“, nach der durchgeistigten Gestalt Christi auf dem Tabor und in der Offenbarung (Offb. 1, 13–16) erschaffen wurde? Daß alle Naturgesetze auch Geistesgesetze sind, zeigt prächtig die Bibel, so im mosaischen Gesetz, in Hiob und in den Psalmen, in den Sinnbildern und Gesichtern der Propheten, und ebenso Christus in seinen Parabeln, so in der des Sämanns und des Weinstocks; so in Mark. 4, 28; so Paulus in 1. Kor. 15, 35. 36. Endlich schildert uns die Offenbarung eine von derselben Physik und Mathematik,

allerdings in weit höherer Potenz, beherrschte himmlische und ewige Welt, darin Stoff und Geist einander völlig entsprechen.

Denn auch das gehört zum Wunderbaren am göttlichen Gesetz, daß es nicht wie die von den Menschen erdachten Gesetzesparagraphen ein starres und unorganisches bleibt, das mühselig durch Hinzufügen und Abschneiden stets berichtigt werden muß. Das Wort Gottes ist ein organischer, lebendiger Keim, aus dem Unendliches hervorgehen kann, weshalb so kurzschichtig der Einwand kleiner Geister gegen das Wunder, wenn Gott einmal seiner Schöpfung absolut weise Gesetze gegeben, so müsse er sich auch an diese halten und dürfe sie nicht übertreten. Da könnte man auch sagen, weil eine Eichel an sich vollkommen ist, dürfe Gott immer nur Eicheln machen und könne keine Eichbäume wachsen lassen. Sondern und wie der Mensch aus dem A b c immer neue Formen des Worts ableitet, so kann Gott in unendlich höherer Art aus den einfachsten Gesetzen der Natur mit absoluter Freiheit immer höhere, alle unsere Vorstellungen übersteigende, allen Geschöpfen völlig neue Gesetze entwickeln. Er wäre nicht Gott, könnte Er nicht immerdar sich selbst übertreffen und zu jedem Positiv immer wieder einen Komparativ und Superlativ erschaffen. So sitzt in der großen ersten Zahl 1 die ganze, uns unübersehbare Mathematik der Erde und der Himmel. So liegen im Gesetz der Anziehung die höchsten Gesetze der Beziehungen aller Geister zu einander; so in den Gesetzen der irdischen Speise

die der leiblichen und geistigen Ernährung aller Geschöpfe in Ewigkeit. So entwickelt Christus mit dem: Ihr habt gehört, Ich aber sage euch — wunderschön aus dem starren, scheinbar nur für das irdische Leben gegebenen Sinaigesetz die höchsten und tiefsten Geistesgesetze und führt sie majestätisch alle auf das große Gesetz zurück: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen.“ — Wie schal und leicht nimmt sich gegen solche wahre Schriftauffassung des Gesetzes diejenige der Menschen und noch so kluger Juristen aus, die in Gesetzen und im Gesetz des Sinai nur die jeweilige Abhilfe gegen Mißbräuche, Verbrechen, ja gegen Hygiene- und Diätfehler zu sehen vermögen.

Das ist das Gesetz des Gesetzes, daß wie auch das einfachste, anfänglichste Gesetz niemals vernichtet werden kann, so doch jedes höhere Gesetz in schöner Erfüllung das untere in sich aufnimmt und scheinbar aufhebt, um es zu erhöhen. So ist im Steinreich das Gesetz der Schwere maßgebend. In der Pflanze, in der hochstrebenden Palme, wird es durch das organische Leben scheinbar aufgehoben, in Wahrheit benützt und verherrlicht. So wird die Pflanze vom Gesetz der Unbeweglichkeit und des Einwurzeln beherrscht. Im höheren Tier, im Renner und Adler, tritt hohe Beweglichkeit ein; aber auch sie bedürfen eines festen Standpunkts, den sie mit Füßen und Krallen ergreifen. Und so weiter! So wird der engelhafte Körper der Auferstandenen die höhere Erfüllung und Verherrlichung aller jetzt unseren Körper beherrschenden Gesetze

des Raums, der Zeit, des Stoffs, der Kraft, der Mechanik sein.

Prächtig ist am Gesetze, daß jedes höhere, das untere in sich aufnehmende und verherrlichende Gesetz auch mehr und höhere Freiheit zugleich in sich schließt und gewährt. Die Pflanze ist freier als der Kristall, das Tier als die Pflanze, der Mensch als das Tier, der Engel als der Mensch. Die höchsten Wesen in den Himmeln sind am freiesten, weil sie die vollendetste Erfüllung göttlicher Gesetze sind und diese Gesetze am lebendigsten darstellen, wie schon auf Erden der größte, also freieste Künstler derjenige ist, der wie ein Homer, Phidias oder Sophokles, Bach, Händel oder Michelangelo am besten die Gesetze seiner Kunst versteht und mit ihnen und in ihnen schafft. Und Gott, dessen Munde das Gesetz ewig entströmt, ist die absolute Freiheit.

Diese Gesetze des Alls sind weise, denn sie sind das Denken eines allweisen Gottes. Sie sind gut, denn sie fließen von einem Gott der Liebe aus. Sie sind gerecht, denn Gott will das von Ihm Erschaffene erhalten; das kann nur durch absolute Zweck- und Gesetzmäßigkeit, also durch Gerechtigkeit geschehen. „Das Gebot,“ ruft David, „ist eine Leuchte, und das Gesetz ein Licht.“ So ist alles Forschen des Menschen ein Suchen nach dem Gesetz. All sein Studium, seine Erkenntnis, seine Wissenschaft ist Forschen, Erkennen und Wissen der Gesetze, die Gott in seine Schöpfung gelegt hat, des Gesetzes in der materiellen, in der seelischen

und in der geistigen Welt. Alle menschliche Weisheit besteht im Befolgen des Gesetzes, und wahrer Geistesgenuß im Schauen derselben; so wenn der Tonkünstler das Zahlgesetz hört; so wenn der Mathematiker „mit reiner Wonne“, sagt ein solcher, in höheren Gleichungen und Theoremen die Melodien und Harmonien, die Urideen und Gesetze aller Formen findet. Denn auch das ist ein Sehen der Gottheit von ferne. Alle Torheit, alle Sünde ist Übertretung des Gesetzes, weshalb die Schrift im hebräischen Urtext den Toren, den Gottlosen, auch als „den Gesetzlosen“ auffaßt: „Der Gesetzlose spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott.“ Und auch im Neuen Testament heißen die Übeltäter im Grundtext: „Wirker der Gesetzlosigkeit“ (Matth. 7, 28; Luk. 13, 27). Niemals wird ein Anarchist schöpferisch groß. Das Geschöpf kann ebensowenig ein neues Gesetz setzen als, was dasselbe, ein neues Wesen erfinden. Alle Menschen Gesetze sind partielle, unvollkommene, fehler- und lückenhafte Abschreibungen einiger der Gottesgesetze in der materiellen und geistigen Schöpfung. Und ebenso alle religiösen Satzungen, welche schon bei den Pharisäern das weite, hohe, tiefe, göttliche Gesetz zur einseitigen kleinlichen Forderung herabwürdigten oder gar ihm unter dem Schein der Frömmigkeit widersprachen (Mark. 7, 11).

Wie werden auch in der heutigen Christenheit die Gesetze Gottes übertreten! So wenn um einer geringfügigen Ursache oder eines spöttischen Worts, Männer im Zweikampf einander morden! Und es steht ge-

schrieben: „Liebet eure Feinde.“ — So werden, auch in den höheren (?) Ständen, Ehescheidungen immer häufiger, immer leichtfertiger vollzogen. Und Christus spricht: „Wer sich von seiner Frau scheidet, es sei denn um Ehebruch, ist ein Ehebrecher; und wer eine Geschiedene heiratet, bricht die Ehe.“ — So sehen wir ernste Christen, darunter solche, die fast ängstlich frommen Satzungen und äußerlichen Gebärden huldigen, dennoch gelassen den klaren, wiederholten, 1. Tim. 1, 13. 14 und 1. Kor. 11. 8. 9 begründeten Befehl übertreten: „Eure Weiber sollen in der Gemeinde schweigen.“ Und sie deuteln und drehen und beschönigen mit vielen Worten ihren Ungehorsam und sagen, die und die Frau habe mit Segen öffentlich gepredigt. Aber ein Christ darf den Erfolg nicht zur Richtschnur seines Tuns nehmen; und auch abgesehen davon kann sich der Einseitige der Erkenntnis nicht verschließen, daß das Lehren der Frau in der Gemeinde in der Schweiz, in Skandinavien, in England, in Amerika weit mehr Unsegen als Segen gestiftet hat. Es ist gefährlich, die Bibel nach dem Zeitgeist zu korrigieren. Wohl ist es, zumal für das Weib, leichter, dem heutigen fieberhaften Drang nach vielem Reden zu folgen, als wie Elias am Bach Gerith und Jesus dreißig Jahre lang in Gehorsam zu schweigen. Aber Saul, der sich mit seinem Eifer und reichen Opfern für das Haus des Herrn ausreden will, straft der Prophet mit dem ernstesten Wort: „Meinst du, daß der Herr Lust habe am Opfer und Brandopfer gleichwie am Gehorsam der

Stimme des Herrn? Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser als das Fett von Widhern. Denn Sünde der Wahrsagerei ist Widerspenstigkeit, und der Eigenwille Abgötterei und Götzendienst“ (1. Sam. 15, 22. 23).

Wie macht sich heute die Gesetzlosigkeit auf allen Gebieten breit! Das Gesetz des Sinai verachten selbst heutige Christen; das eherne Dogma ist ihnen wegzuwerfende Fessel; das Gesetz der Familie, des Gehorsams, der Vaterlehre ist dem Sohn lästig, das des Geschlechts und der Mutterschaft der modernen Frau verächtlich, das der Hierarchie und der Obrigkeit den zügellosen Massen verhaßt.

Die Krankheit unseres Geschlechts ist das sentimentale versauerte Mitleid mit jedem, dem das Gesetz auferlegt wird, der zur Arbeit genötigt, der an eine ernste Aufgabe gebunden, im Kampf ums Dasein durch Mühsale und Prüfungen selbständig und mutig, durch Entbehrungen genügsam, an Hartem hart werden soll, kurz, dem zugemutet wird, sich göttlicher Ordnung und Zucht zu fügen und auf gesetzlichem Weg zu leben. Es bemitleidet als einen unrecht Leidenden und Unterdrückten jeden, der gehorsam und willig seine Pflicht tut, den Soldaten und den Untertan, der dem König Treue schwören, den Schüler, der dem Lehrer, den Lehrling, der dem Meister, das Kind, das dem Vater gehorchen, die Frau, die dem Mann untertan sein und

öffentlich schweigen soll. Es ist vergiftet durch eine heillose, gottlose Sympathie mit allem, was sich empört und auflehnt, was laut fordert und nicht leistet, was rebelliert und meutert, was kritisiert und verneint, was mit Recht gestraft wird, was sich in Kunst und Literatur und Religion, in der Erziehung und in der Rechtssprechung, im Wandel und Leben vom Göttlichen los sagt, vom Wahren und Schönen und Guten emanzipiert, kurz mit allem, was den Sinn und das Siegel Luzifers an sich trägt. Diese Menschen hassen das Gesetz, dieses Denken Gottes und seine göttliche Erziehung; hassen das Gesetz im Weltall und in der eigenen Brust, das Gesetz im Staat und in der Kirche, in der Natur und in der Kunst; hassen in falscher, scheinheiliger Humanität das strenge Recht und die gerechte Strafe und die von Gottes Wort befohlene gesunde Ahndung des Bösen und der Bösen mit ernstesten Schlägen, die man fühlt" (Spr. 20, 30). Dafür interessieren sie sich sehr für die Verbrecher und die freche Übertretung des Gesetzes, und staunen jeden kleinen Geist an, der, wo noch eine edle Statue oder einige Tempelsäulen stehen, diese Überreste der Verehrung und des Glaubens mit lautem Geschrei in den Staub stürzt. Dafür werden sie steuerlos von jedem Wind der Lehre, der Stimmung und der Mode, von jedem Menschenwort und jeder Menschenansicht hin und her getrieben. Sie alle leben wie Niesche in dem Bahn: „Die Menschheit kann von nun an durchaus mit sich anfangen, was sie will.“ „Der Mensch ist auf

sich selbst gestellt.“ Und immer mehr versinken sie in den Sumpf der Gesetzlosigkeit.

Was die alten Heiden groß machte und ihnen Kraft verlieh, war allein ihre Achtung vor dem göttlichen Gesetz. Dem König, der drohend sie fragt, wie sie gewagt habe, gegen seinen Befehl ihren Bruder zu begraben, antwortet die edle Antigone: „Ich habe nicht geglaubt, daß deine Verordnungen, die Verordnungen eines Sterblichen, die ungeschriebenen, ewigen Gesetze der Götter aufheben könnten.“ Erhaben steht diese junge Griechin über einem bekannten Professor der Philosophie und Dr. theol., der im Sinne vieler Moderner schreiben kann: „Daß es kein Naturrecht in dem Sinn von idealen Rechtsgrundsätzen mit unwandelbarem Inhalt gibt, versteht sich von selbst.“ „Kein Rechtsatz ist unbedingt heilig und unverletzbar; er kann jederzeit durch einen andern Satz beseitigt werden.“ Und Anarchisten verwerten praktisch die schönen Worte und proklamieren das neue Recht, mit Bomben jeden zu morden, der gegen die Todesstrafe stimmt. Und der Bund Deutscher Frauenvereine hat sich nicht gescheut, in Nürnberg den tollen russischen Weibern, die Meuchelmord üben, „seine hohe Bewunderung“ auszusprechen! „Wir können die Wahrheit nicht formulieren,“ klagt ein moderner Theologe, und Studenten klatschen Beifall und freuen sich ihrer Geistesohnmacht. „Das objektive Dogma,“ schreibt ein pädagogisch sein wollendes Blatt, „das ist das zu bekämpfende Grundübel.“ Jeder glaube, was er mag; das ist wahre Religion. „Das Häßliche,“ rufen die

neuen Ästhetiker, „ist eben so schön als das Schöne.“ „Die Familie ist ein tyrannisches Institut,“ predigt Ibsen und der Troß seiner Nachahmer. „Die Ehe,“ sagt G. Sand, und ihr nach viele Emanzipierten, „ist die barbarischste Einrichtung der Zivilisation.“ „Die Geschlechter sind völlig gleich!“ behaupten die Feministen. Und der Amerikaner fragt: „Warum soll das Söhnlein dem Vater gehorchen?“ — Sie alle wissen nicht mehr, was Wahrheit, Recht und Gesetz ist! Seelische Anarchie, geistiger Nihilismus ist der einzige Besitz so vieler Gebildeten heutzutage. Nicht wir sagen es; sie selber rufen es laut in die Welt hinaus, daß sie vor Aufklärung und Fortschritt, Wissenschaft und freier Forschung an allem im Himmel und auf Erden zweifeln, an sich und an der Welt immer mehr irre werden. Sehen wir nicht in ihren Gedichten und in ihrer Kunst, in ihrer Theater- und Romanliteratur, wie ihre innerlich zerrütteten Helden und Heldinnen, nachdem sie angeblich die tiefsten Probleme des Daseins erörtert, als Antwort darauf nur den Selbstmord finden. Ringsum Nacht und Nebel, und im eigenen Kopf Leere und Zweifel. Warum das? — Weil sie den wahren, lebendigen Gott verloren haben. Sie haben Ihn aus seiner Welt hinaus philosophiert, theologisiert, theologisiert und poetisiert und suchen nun, die einen über, die anderen unter der Erde, die einen in der Natur, die anderen in der Kunst oder im Nebel der eigenen Systeme und Theorien ein Etwas, vor dem sie sich niederwerfen könnten und anbeten.

Aber ihr Schwächlinge, mit dem göttlichen Gesetz in der Schöpfung und in euch werdet ihr nicht fertig; nicht ihr werdet es abschaffen und zerbrechen, sondern euch wird es zermalmen und euch überleben. Könnt ihr die Erde in ihrem Flug nur eine Sekunde lang aufhalten? Könnt ihr die Sterne um einen Zentimeter von ihren von Gott verordneten Bahnen ablenken, ja, auch nur auf Erden dem Erdbeben und dem Vulkan und dem Wirbelsturm befehlen? „Kannst du,“ fragt Gott den Hiob, „deine Stimme zu den Wolken erheben, daß Regen dich bedeckte?“ Der Apostel spricht davon, daß wir nicht nur den Menschen, sondern auch den Engeln ein Schauspiel seien. Macht euch vor diesen hohen Geistern nicht lächerlich! Laßt euch belehren! Diese „veralteten Lehren“, „hinfälligen Dogmen“ und „überwundenen Standpunkte“, wie ihr sie nennt, sind ebenso wie die nach euch „ewigen Naturgesetze“ göttliche Gesetze, die euch und diese ganze Welt überdauern werden. „Es ist leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Buchstabe am Gesetz falle.“ Selbst die dieser Erde für ihre Lebenszeit mitgegebenen Gesetze werden sie noch regieren, wenn alle eure neuen Religionen, naturwissenschaftlichen Systeme und Philosophien längst vergessen sind; und vergehen einst die jetzigen Himmel und die Erde, und „das Himmelsheer verwelkt wie ein Blatt verwelkt am Weinstock“, so herrschen in den neuen Himmeln, auf der neuen Erde unvergänglich, unzerbrechlich, ewig dieselben Gesetze des Guten, des Wahren, des Schönen, des Rechts und der

Gerechtigkeit, die Gott uns schon hier in seiner Schöpfung und in seinem Wort offenbart.

Wohl rufen viele ängstlich oder mit frechem Lachen: „Das Alte droht aus den Fugen zu gehen; alles bricht, alles wankt!“ Doch davon weiß die Natur Gottes um uns nichts. Alljährlich keimt die Pflanze und grünt der Baum, und es hören nicht auf „Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“, und mit allem ihrem Lästern und Lügen werden Menschen nichts daran ändern. Immer wieder geht die Sonne auf und überflutet mit Licht alle Dinge; und bedeckt die Majestät der Nacht die Erde, so werden dieselben Sterne sichtbar, zu denen schon Abraham und Hiob hinausschauten, der große Bär und die Gluckhenne und der geheimnisvolle Orion, der Polarstern und die Sonnen, die in stiller Pracht mit unfehlbarer Sicherheit an der Himmelsuhr die Jahrhunderte und Jahrtausende anzeigen. Und wie diese Ordnungen der Natur fest und treu stehen, so ist auch am Menschen nichts geändert, und er ißt und wächst, verdaut und schläft, trägt schwarzes und dann graues Haar, und stirbt genau wie die vorsintfluthlichen Patriarchen. Allerdings fahren dabei einige Tausend Aufgeklärte, die sich einbilden, sie seien die Menschheit, aufgeregt hin und her wie Ameisen, in deren Bau ein welkes Blatt gefallen ist, und rufen ängstlich: Die alte Welt bricht zusammen! Alles stürzt! Niemand glaubt mehr, was bisher der Menschheit einen Halt gab! — Beruhigt euch, ihr Armen! Weil ihr an kleinen Fieberanfällen

leidet, so ist das noch kein Erdbeben; wenn eure Kartenhäuser umfallen, stürzt deshalb der Himmel noch nicht ein; weil euch ein Glas neuer Wein in den Kopf gestiegen ist und euch nun ein bißchen schwindelt, wankt deshalb noch nicht der feste Bau des Alls. Was euch erschreckt und ängstigt, ist schon oft dagewesen. Auch beim Untergang des Chaldäerreichs und beim Zusammenbruch des römischen hat die Menschheit geglaubt, die Erde wankte unter ihren Füßen und die Götterdämmerung breche herein.

Wohl spielt die Menschheit, um sich über ihr Leid und ihre Vergänglichkeit zu trösten, mit allerlei neuen „Errungenschaften der Wissenschaft“ und manchen hübschen Entdeckungen, wie das Mägdlein mit neuen Puppen und der Knabe mit Bleisoldaten in anderen Uniformen; aber das ändert an ihr nichts und bessert sie nicht. Wie sollte es auch? Gebrauchen doch die Menschen ihr Wissen und Können und ihre Erfindungen zur Befriedigung ihrer Genußsucht und ihrer Selbstsucht, zum Schaden anderer und anderer Völker, zu Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen! Ihr Wort ist nicht wahrer, weiser, gerechter geworden, weil sie es überallhin telegraphieren und telephonieren; und Friede und Ruhe ist nicht in ihr Leben eingelehrt, seitdem sie mit Blitzzügen und Automobilen und Luftschiffen die Erde bereisen. Wie zwei ägyptische Damen, in den Gräbern von El Fayum porträtiert, mit ihren schwarzen Augen, eleganter Frisur, Perlenhalsband und vornehmer Kleidung, die eine jugendfrisch, die andere etwas nerven-

leidend, sich durchaus salonfähig und modern annehmen, so war auch damals ihr ganzes Seelenleben kein anderes als das heutige. Auch diese alten Völker kannten den Zweifel an Gott, an der Welt und an sich selbst, die Leere des Daseins und die Langeweile des Lebens, die gesellschaftliche Lüge, die Sklaverei der Mode, die Nervosität und den Selbstmord, und auch Hypnotismus und Spiritismus (Dr. Brugsch-Pascha), wenn gleich ihre Tempel hehrer, ihre Kunst schöner, ihre Feste prächtiger, ihre Städte, Babylon, Memphis und das kaiserliche Rom gewaltiger waren als jetzt Berlin, Paris und London. Schon vor der Sintflut hat die Menschheit gebaut und gepflanzt, gekauft und verkauft, gegessen und getrunken, gefreut und sich freien lassen. Tun wir was anderes? Schmerz und Freude, Liebe, Haß, Furcht, Hoffnung, Glaube, diese Elementarerscheinungen der Seele, die unserer Definitionen spotten, sind wichtig und bleiben von jeher dieselben; sehr unwichtig sind ihre äußeren Veranlassungen, und ob durch Kurzschluß der elektrischen Beleuchtung oder durch gewöhnliches Herdfeuer der Brand des Hotels entsteht, bei dem Verzweiflung und Wahnsinn viele packt, und gleichgültig ist es auch, ob der Orkan an der Felsenklippe einen Ozeandampfer mit höchst moderner Einrichtung und prächtigen Salons oder eine arme Fischerbarke zerschellt. Wichtig ist nur, wo die Seelen dann hinfahren.

Lesen wir das Buch, darin der weiseste aller Könige in gewaltiger Sprache die Eitelkeit aller Dinge, das

Unrecht und die Tränen in der Welt und das vergebliche Ringen nach Wissen schildert. Ist nicht jedes Wort heute wahr wie damals? „Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird, und geschieht nichts Neues unter der Sonne“ (Pred. 1, 9). Nicht eine neue Frage haben wir aufgeworfen. Schon Adam und Eva haben wohl nach der Vertreibung aus dem Paradies die Gleichberechtigung der Geschlechter erörtert. Schon Attila und Genserich und Timurlenk trieben Nietzsche'sche Philosophie und hielten sich für Übermenschen, und schon Caligula und Caracalla standen jenseits des Guten und Bösen. Schon lange vor Ibsen und Sudermann und mit bedeutend mehr Geist haben Hiob und Salomo schwerwiegende Probleme des Daseins und tiefgehende Fragen erörtert. Schon die Römer fragten sich ängstlich, was sie mit der Masse von Proletariern anfangen sollten, und schon zur Zeit der Kirchenväter, des Augustin und Chrysostomos, gab es Bibelfritiker, liberale Theologen und Orthodoxe, sozialevangelische Geistliche, emanzipierte und gelehrte Frauen, berühmte Professorinnen und Doktorinnen. Die Mechanik der Atome haben längst vor Häckel Demokritos und Epicur gelehrt, und Anaxagoras die Evolution und den Darwinismus. Pythagoras hat schon die Erhaltung der Energie und das Kopernikanische System gekannt. Auch die Dogmen sind von jeher da. Ihr könnt sie nicht abschaffen. Das Dogma von der Erbsünde kannt

du an jedem deiner Kinder plastisch dargestellt erkennen; die Wissenschaft nennt es „erbliche Belastung“. Das Dogma eines gerechten Gottes wird durch die Mathematik und die Zweckmäßigkeit des Weltalls bewiesen. Das Dogma des Zorns Gottes fühlst du in deinem Gewissen; frage den Mörder, ob er fühlt, daß er der Strafe verfallen ist; oder warum errödet der ertappte Lügner? Das Dogma vom Heiligen Geist und von einer Inspiration kannst du an jedem Gottesmann sehen, an Jesajas und Johannes; die Inspiration vom eigenen Geist an jedem Künstler und an einem Goethe und Schiller. Und sagst du, du könntest die Dogmen der Befehrung, der Buße, der Vergebung der Sünden nicht in dir finden, so beweist du damit das Wort: „Der natürliche Mensch versteht nicht, was göttlich ist; es ist ihm eine Torheit und er kann es nicht erkennen.“

Du hast die Wahl, ob du denen glauben willst, die nur im Relativen leben und sagen: es gibt kein absolut Gutes, kein absolutes Recht und keine absolute Schönheit, und ob du der Welt und dem Zeitgeist dienen willst; dann wirst du einst zugrund gehen und diese Welt wird nichts nach dir fragen. Oder du mußt erkennen, daß es unter der Oberfläche des Bezüglichen und Verhältnismäßigen ein Absolutes gibt, ein Unveränderliches und Ewiges, eine Offenbarung Gottes, die nichts nach den Anschauungen des zwanzigsten Jahrhunderts fragt. Stehst du auf diesem Felsen, so kannst du gelassen zusehen, wie die Wellen sich an ihm brechen;

und einst wird diese Welt und ihr Wesen vergehen, und du wirst nichts nach ihr fragen.

Ingrimmig sprechen heutige Menschen von den Gesetzen Gottes und seines Gesalbten: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!“ „Aber der im Himmel thront, lacht; der Herr spottet ihrer. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit seinem Grimm wird er sie schrecken.“ (Ps. 2, 3—5.) Wenn diese Verblendeten doch erkannten, daß, wie die Welt ohne die göttlichen Gesetze der Chemie und der Physik zum Chaos, ja zum Nichts zerfiele, wie kein Pflänzlein noch Würmlein ohne die Gesetze ihres Daseins nur eine Sekunde existieren könnten, so auch die Menschheit zum wahnsinnigen Haufen zweckloser, sinnverwirrter Wesen würde, um bald von der Oberfläche zu verschwinden, könnte sie in Wahrheit sich frei machen von den Gesetzen der absoluten Abhängigkeit von Gott, der Zweckmäßigkeit des Guten und der Unzweckmäßigkeit des Bösen, von den Gesetzen der Zeit und des Werdens, des Raums, der Form, des Oben und des Unten, des Inneren und des Äußeren, der Zusammengehörigkeit und Solidarität aller Wesen, des Geschlechts, der Familie und der väterlichen Autorität, der Gerechtigkeit und des Staats, der Schuld und der Strafe, der materiellen und der geistigen Arbeitseinteilung und der Hierarchie.

Mit großen Worten „lästern und reden diese Feinde Gottes hoch her“. Am 8. November 1906 rief der Arbeitsminister Biviani in der französischen Kammer

unter Beifall aus: „Wir haben die menschlichen Gewissen dem Glauben entrissen; mit großartigem Griff haben wir am Himmel Lichter gelöscht, die man nie wieder anzünden wird. Wir haben das große Werk der Irreligiosität angefangen und werden es vollenden.“ O Maulheldentum des Gottlosen, der auch die Sterne Gottes vom Himmel herabreißen möchte! O armes Volk, das solche Führer sich erwählt und Schande und Niederlage sich bereitet auf den Tag des Unglücks! Auch ihr Toren, die ihr unserem Volk alle göttlichen Gesetze vorleugnet, merkt ihr nicht, daß sie euer Dasein sichern? Als vor einem Jahrhundert die Jünger Voltaires, Diderot, d'Alembert, Holbach, Condorcet lachend sie und Gott abschafften, brach der soziale Bau zusammen, und unter der Herrschaft ihrer Göttin Vernunft fielen, wie Gras vor dem Mäher, neben den Köpfen der Aristokraten auch die solcher Philosophen und Soziologen. Der Fabrikant der Guillotine konnte deren nicht mehr genug, à 600 Franken, für ganz Frankreich liefern; den Rekord aber erlangte die Guillotine von Toulon mit 19 Köpfen in 20 Minuten! Schaut euch um, ihr Sozialreformer: rechts in Frankreich, links in Rußland wird der Atheismus nationalisiert. Es reißt eure Saat; aber was für Früchte? In Frankreich wird Atheismus in den Schulen gelehrt und die Zahl der jugendlichen Verbrecher hat sich seit 1874 vervierfacht! Aufklärung und Fortschritt! — „Rußland,“ sagte man einem deutschen Fürsten, „sollte eben einen Bismarck haben.“ „Nein,“ sprach der Fürst,

„einen Luther!“ Ja, Luther und die Bibel statt der sozialen Hirngespinnste von Tolstoi, Gorki, Bebel und Genossen. Ihr blinden sozialen Baumeister, der Bau, den ihr emsig aufführt, wird zusammenstürzen und zuerst euch erschlagen (Matth. 21, 44). Und auch das wird gerechtes Gesetz sein.

Umsonst versuchen zähneknirschend Satan und seine Höllenscharen, das Gesetz zu brechen und dem göttlichen, dem Weltall Leben spendenden Ja Gottes ihr trotziges Nein entgegen zu werfen. Das Gesetz wird sie und die von ihnen verführten Völker vernichten (Offb. 20, 7—10). Zwar gehört es zum wunderbaren Wesen des von Gott erdachten Gesetzes, daß es schon die Strafe der Übertretung in sich trägt und bedingt. So bei Unmäßigkeit, Trunksucht, Liederlichkeit; so verderben Zorn, Neid, Geiz nicht nur die Seele, sondern auch den Leib. So braucht man nur die Augen zu öffnen, um zu sehen, wie alles Unglück, Gram, Leid und Sterblichkeit der Menschheit von ihrer Übertretung der heiligen, auch natürlichen Gesetze herrührt. Alles Böse ist unzweckmäßig und bewirkt deshalb Vergänglichkeit, und schließlich den Tod. Aber über diese Selbststrafe und beständigen Selbstmord der Gesetzesübertreter wird einst der gerechte, vernichtende Zorn desjenigen losbrechen, der das Gesetz gesetzt hat, und der nicht gesonnen ist, ewig zu dulden, daß sein heiliges Denken verachtet, seine Gesetze mit Füßen getreten, und von Erdenwürmlein seine Weisheit als Torheit verhöhnt und verlästert werde.

Mit Gerechtigkeit wird Gott die Welt richten, einen jeden nach seiner Erkenntnis des Gesetzes und nach seinem Gehorsam diesem Gesetz.

Als Gott Adam in seinem Bild schuf, für ihn den Garten Bonne pflanzte und ihn darein setzte, um diesen Garten zu bebauen und gegen die schon damals draußen auf der Erde herrschenden Mächte der Finsternis „zu bewahren“, gab Er diesem Adam kein anderes Gesetz als das Naturgesetz, also die Gesetze, die ihm unaufhörlich aus der ihn umgebenden göttlichen Schöpfung entgegenleuchteten. Sollte er damit Adam nicht alles gegeben haben, dessen er zu seiner Seligkeit, ja zu einem allmählichen Wachsen bis zur höchsten Erkenntnis bedurfte? Gewiß! Allerdings war diese Natur im Paradies durchaus sündenrein und kristallhell, ein Stück der ewigen Natur, wie sie auf der neuen Erde uns einst umgeben wird. Und fürs zweite waren Adams Augen auch hell und fähig das innerste Wesen dieser Natur zu durchschauen, wie an seiner sofortigen richtigen Benennung der ihm vorgeführten, von ihm noch nie gesehenen Tiere zu erkennen. Das große Naturgesetz, in allen Wesen, in allen Bäumen des Paradieses, in dem wunderbaren Baum des Lebens und dem ebenso wunderbaren der Erkenntnis des Guten und Bösen verkörpert und durchscheinend, hätte beim persönlichen Umgang mit Gott (1. Mose 3, 8) genügt, um ihn zur Erkenntnis und Anbetung des „Worts,

das im Anfang bei Gott war“ und „durch das und für das alle Dinge geschaffen sind“, zu führen. — Aber er fiel und mit seinem Fall und seiner Vertreibung aus dem Paradies verdunkelte und verhüllte sich das Gesetz in dem um seinetwillen verfluchten Acker und zugleich auch in seinem Auge, welches dasselbe nicht mehr deutlich erkannte.

Auch wir, seine Nachkommen, schauen den Stein und den Baum und das Tier, verstehen sie nicht und finden nicht mehr darin geistige Gesetze des Lebens. Und dennoch lebt noch eine Ahnung dieser Gesetze auch unter den Heiden; spricht doch Paulus von den „Heiden, die von Natur tun des Gesetzes Werk“; und ein andermal sagt er, daß die Natur uns lehrt, was anständig sei (1. Kor. 11, 14. 15).

In dem gottesfürchtigen Hiob, der, soviel wir wissen, keine andere Offenbarung, kein anderes Gesetz als das der ihn umgebenden großen Natur kannte, und den Gott auch einzig und allein mit Argumenten aus dieser Natur schlägt, und in seinen Freunden gibt uns die Bibel ein prächtiges Beispiel davon, wie auch der Naturmensch, wenn er aus der Schöpfung erkennt, daß es einen Gott gibt (Röm. 1, 21) und vor seiner Macht und Weisheit sich in Ehrfurcht demütigt, von diesem Gott väterlich zu immer höherer Erkenntnis geleitet wird.

Aber dieses für weitaus die meisten nur dürftige und trübe Schauen des Gesetzes in der Natur, dem leiblichen Leben entsprechend, genügte nicht für das

von Gott erwählte Volk. Jehova gab auf dem Sinai das seelische, Leib und Seele regierende Gesetz und sprach: „Die Seele, die das tut, soll leben,“ und „die Seele, die das nicht tut, soll sterben.“

Als es sich erwies, daß der Mensch nicht einmal das Gesetz des Sinai erfüllen konnte, erbarmte sich Jehova-Christus seiner, erfüllte als Mensch dieses Gesetz vollkommen, nahm dabei auf sich die Strafe der Übertreter und verkündigte das dritte und höchste Gesetz des Geistes, Blüte und Frucht des Natur- und Sinaigesetzes.

Nach diesen drei Gesetzen wird die Menschheit einst gerichtet. Die Heiden nach dem Naturgesetz; die frommen Juden nach dem Gesetz Moses; die Christen nach ihrem Glauben oder Unglauben an das Evangelium. Und auch auf der neuen Erde werden die Nationen unter dem vervollkommeneten Naturgesetz stehen (Offb. 22, 2); das erlöste Israel im neuen Jerusalem unter dem nach Christi Auslegung vergeistigten Gesetz des Sinai; und die Christen als „die Braut des Lammes“ mit Christo und auf seinem Thron sitzend (Offb. 3, 21) werden mit ihm ewiglich über die Völker herrschen und regieren. Und diese drei werden die ewige Menschheit nach Leib, Seele und Geist darstellen.

Sehen wir uns die Religionen der Völker näher an, die im Naturgesetz und dem ihm entsprechenden Gewissen gründen. Das Höchste, was Gott den Menschen mit dem Dasein gab, ist das Gesetz; und im Gesetz liegt unvertilgbar das Bewußtsein des Gesetzgebers.

Von Abgötterei und Aberglauben überwuchert und verdeckt, sitzt in der Tiefe der Menschenseele, dieses göttlichen Hauchs, das Bewußtsein ihrer Abkunft, die Ahnung der einigen Gottheit und das „Dürsten nach dem lebendigen Gott.“ Nicht der Schrecken vor Elementarereignissen ist, wie kluge Köpfe behaupten, der Anfang aller Religionen, sondern das unvertilgbare Bewußtsein der Schuld und des Zorns eines heiligen Gottes.

Livingstone, der große Missionar und Erforscher Afrikas, schreibt: „Das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele braucht man auch den verkommensten Negerstämmen nicht zu verkünden; diese Wahrheiten sind allgemein anerkannt in Afrika.“ Dasselbe sagt Quatrefages von den wilden Indianerstämmen am Orinocco und Amazonenfluß. Trotz der Behauptung einzelner oberflächlicher, der Sprache unkundiger oder selber atheistischer Reisender gibt es kein Volk, das nicht an Gott, an den Teufel, an Himmel und Hölle, an gute und böse Geister, an ein zukünftiges Leben mit Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen glaube. Diese Wilden werden einst im Gericht gegen Tausende von Gebildeten und sogenannten „Christen“ aufstehen, welche nicht einmal mehr das glauben. Von der Geschichte und den Mythologien aller dieser Völker, auch sie Kinder des Ewigen Vaters und niemals von Ihm ganz verlassen, schreibt der Historiker der Religionen, Max Müller in Oxford: „Je tiefer wir in die Vergangenheit greifen, desto reiner finden wir

die Idee der Gottheit" (Lecture on Science of Language II, p. 424), und Ch. Pesch schließt sein Werk „Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Altertums" (1886) mit den Worten: „Wir haben nun bei den Völkern aller Zeiten und aller Zonen uns nach ihrem Glauben und ihrer Religion erkundigt. Überall tönte uns das Bekenntnis entgegen: Es gibt einen Gott, einen Beherrscher und Leiter der Welt und der Menschen, einen Beschützer der Frommen, einen Rächer der Frevel, einen Richter über gut und böse." So heißt es bei den Babyloniern, welche Bibelfritiker als Polytheisten darstellen: „Mamit, der einzige Gott, gegen den niemand sündigen darf. Weder Gott noch Mensch kann diese Sünde ungeschehen machen" (Sance, *Babylonica*, p. 308). Einen Gott, „der Gott ist über alle Götter" kennen die Baghavat-Gita und die Veda als „Diauh-pitâ, Himmel- oder Licht-Vater (Max Müller); die Inder als „Nara, den göttlichen und ewigen Geist, der das Universum füllt"; als Manu, als Asura „den Lebendigen", als Brahm, „den Unausprechlichen", aus dem die Trimurti oder Dreieinigkeit: Brahma, Vishnu, Siwa entsteht. Es kannten Ihn die Kelten als Esus, die Etrusker als Aesar, die Iranier als Mainyu, (Lenormand, *the Ancient History of the East* II, 10—11) und auch die Ägypter als Atoum oder Tum, „den Unnahbaren", „den Vater der Väter der Götter". Wie die heiligen Bücher Indiens, trotz ihrer unzähligen Götter, und auch die Ägyptens, Persiens, wie ein Homer (so in Od. XIV, 4435), ein Aeschylos,

auch Plato, Sokrates, Pythagoras, Seneca, Epictet, alle von „Gott“ sprechen, so rufen die Araber und die Mauren, die Lama Tibets, die Indianer Nordamerikas, die Neuseeländer und ebenso die Jakuten von ihrem „Tagarra“ „im blendenden Licht“ und die Samojeden von „Num“, „der alles sieht und das Böse straft“: Es gibt einen Gott. Monotheismus, der Glaube an einen Gott über alle Untergötter, die Idee einer Urursache aller Ursachen ist der Eck- und Grundstein, die logische Wurzel aller Religionen und alles Denkens. Nur ein Gott befriedigt den Menscheng Geist.

Weil aber die Seele zugleich tief ihre Ohnmacht fühlt, diese unsäglich hohe Gottheit zu erkennen; weil sie als eine schuldbeladene fürchtet, diesem alles Unreine „verzehrenden Feuer“ sich zu nähern, sucht sie sich von jeher allerlei Vermittler und Untergötter, an die sie meint, leichter und ungestrafter sich wenden zu können. Mit diesen Untergöttern in der Natur und Göttern der einzelnen Völker haben von jeher diese Nationen das Dasein der Engelfürsten geahnt, von denen die Bibel lehrt, daß Gott einige über die Elemente gesetzt hat, so die Beherrscher der Wasser (Offb. 16, 5), des Sturms (Ps. 104, 4; Hebr. 1, 7; Offb. 7, 1), des Feuers (Offb. 14, 18); andere über die Völker und ihre Könige, um gegen die feindlichen Mächte zu kämpfen (Dan. 10, 5—21), wie „den großen Fürsten Michael“ über Israel (Dan. 10, 13; 12, 1). Diese Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten (Kol. 1, 16; Eph. 1, 21; Kol. 2, 10)

nennt die Schrift „Elohim“, Götter, und spricht vom Sohn: „Betet Ihn an, alle ihr Götter“ (nicht: Engel, Ps. 97, 7), und ein andermal: „Gott steht im geheimen Rat der Götter; inmitten der Götter hält Er Gericht“ (Ps. 82, 1). „Wer ist Jehova gleich unter den Söhnen Gottes“ (s. Hiob 1, 6), „ein Gott, schrecklich im Geheimrat (oder vertraulichen Kreis) der Heiligen“ (Ps. 89, 7). — Freilich haben diese Völker ebenso die Existenz des feindlichen „Gottes dieser Welt“ (2. Kor. 4, 4) Satans, und seiner Untergötter, Baal, Beelzebub, Mamon, Moloch, erkannt, und nur zu oft und zu sehr sind sie von diesen „Geistern, die in der Luft sind“ (Eph. 2, 2), von diesen „Fürstentümern, Gewalten und Weltbeherrschern in der Finsternis dieser Welt“ (Eph. 6, 12, Grundtext) verführt worden, die ursprünglich Gott und seinen Engelfürsten dargebrachte Schuldigung auf sie zu übertragen, und einen Kultus der Dämonen zu treiben (1. Kor. 10, 20). — Nicht aber vom Polytheismus (Vielgötterei) zum Monotheismus haben sich die Nationen erhoben, sondern vom Monotheismus zum Polytheismus sind sie gesunken; das sagen auch Max Müller, die Archäologen und Ägyptologen Hommel, Sance, De Rouge, Mariette Bey, Renouf und andere; und Fetischismus ist die letzte Degradation ihres ursprünglichen Gottesglaubens. „Obgleich sie wußten, daß ein Gott sei (oder: obgleich Gott erkennend), haben sie ihn nicht verherrlicht, noch ihm Dank gebracht, sondern sind in Torheit verfallen und haben die Herrlichkeit Gottes in das Bild von einem

sterblichen Menschen und von Vögeln und Tieren verwandelt" (Röm. 1, 21—28; abgekürzt). Bei allen ihren Untergöttern aber sind im Grunde diese Völker ebenso wenig polytheistisch wie die Katholiken, welche die Jungfrau und viele Heiligen anrufen. Auch die Schrift erklärt, daß der sündige Mensch eines Vermittlers zwischen ihm und dem „Gott, den niemand je gesehen hat," bedarf; aber ebenso stellt sie fest, daß Christus, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“, Gott und Mensch zugleich, „der einzige Mittler ist zwischen dem einen Gott und dem Menschen“ (1. Tim. 2, 5). Und weil die Religionen der Völker nicht nur auf der Offenbarung der Natur und auf dem Gewissen gründen, sondern auch, wie an ihrer oft überraschenden Übereinstimmung mit Bezug auf Schöpfung, Sintflut, Turm zu Babel zu sehen, auf Erinnerungen an den durch Noah und seine Söhne überlieferten Urbericht, so lehren sie auch nach der Verheißung (1. Mose 3, 15) den Vermittler und kommenden Erlöser. So glaubten alte Völker an den Epaphus, von der Jungfrau Io geboren, der den von einem Weib entstandenen Geier töten sollte; an den Orus, Sohn der Isisjungfrau, an den Wischnu, zweite Person der Trimurti, dessen Fleischwerdung die Übel der Schlange Kaliga heilt. So erwarteten die Mexikaner den Genteolt, der die Feindin der Menschheit, die Schlange, bekämpft, die Salweenindianer den Buru, der die Völker fressende Schlange in die Hölle stößt. Und ebenso glaubten die Skandinavier an den nach Besiegung der Midgardschlange

auferstandenen, ewig regierenden Baldur, den geliebten Sohn Odins.

Wie auf die Ströme von Licht und Wärme und Kraft hin, welche die Sonne unaufhörlich der Erde spendet, Millionen von Gewächsen dankbar ihre Äste, Blätter, Blüten dieser Sonne entgegenstrecken, so erheben auf die fortwährende Offenbarung Gottes, der wahren Sonne, in seiner Schöpfung Millionen seiner Geschöpfe ihre Hände zu Ihm flehend empor und klagen dem Herrn dieser Natur ihr Leid und ihre Vergänglichkeit. Überall steigt das Gebet auf, „die Speise des oberen Königs“, sagt der Sohar. Es beten zu ihrem Gott die Schamanen der Lappen, die Brahmanen und die Fakir Indiens, die Lama in Tibet und die Bonzen in China und die Indianerpriester zum Gitsche Manito, dem „Herrn des Lebens“. Wenn in der eisigen Polarnacht Nordlichter aufblitzen, werfen sich die ihre Rentierherden gegen Wölfe bewachenden Ostjaken und Buriaten nieder und flehen die oberen Mächte um Schonung und Erbarmen an, und den nächtlichen Gesang der Kamtschadalen beschreibt der Amerikaner Kennan als „die rührende Bitte einer verlorenen Seele, die um Gnade fleht“ (Zeltleben in Sibirien, S. 123). Auf allen Meeren schreien wie zur Zeit Jonä die vom Sturm bedrohten Seeleute zu ihrem Gott, und in der glühenden Sahara werfen die wilden Söhne Ismaels bei untergehender Sonne sich in den Sand und senden zu Allah heißes Flehen. Auf den Bergen Japans, in den dunkeln Wäldern, die vom Meerbusen

von Siam bis nach Tibet und China sich wie ein schwarzes Meer erstrecken, hörte der Weltreisende de Marfan in der stillen Nacht aus tausendjährigen, halb ruinierten Tempeln und Einsiedeleien die eintönige Psalmodei der Bonzen aufsteigen. Von diesem Gebet aller Völker zu der unsichtbaren Gottheit ergriffen, das ihm aus unzähligen Heiligtümern, Klöstern, Grabstätten, Tempeln, Pagoden, Moscheen, Minaretten in allen Ländern entgeschallte, ruft er seinen ungläubigen Landsleuten zu: „Ihr werdet der Menschheit so wenig ihre unbefiegbare Hoffnung auf Gott und ihr Beten rauben, wie der Blume ihren Duft und dem Weib die Mutterliebe.“ — Wo war je eine Menschenrasse, wo ein Volk, ein wilder Stamm, der nicht betete? Wie die Baukunst aller Völker nicht im Haus, sondern im Tempel ihren Ursprung hat, so beteten tausend Jahre, ehe wir sie entdeckten, die Insulaner des Stillen Ozeans zu Tararoa, „dessen Schatten das Weltall“, sagt ihr uraltes Lied, die Incas Perus zum Paschacama, dem „Beleber des Alls, dessen Bild die Sonne“; und es beteten die Azteken Mexikos, deren beschwerlich hohe Stufen zu ihren Teotallis die Mühe bedeuten sollten, mit der die Seele der Sterblichen zu den Göttern sich erhebt. In der Allerseelenacht, an der Küste der Bretagne erscholl die klagende Triade der greisen feltischen Barden: „Die Nacht ist kalt, das Meer rauscht: Gott, König des Himmels, warum hast du uns so schmerzreich erschaffen?“ Und bei manchen der seit Jahrtausenden umherirrenden Zigeuner betet

das älteste Weib des Stammes, die Chovalhi (Zauberfrau) die Litanei: „Du Gott! in deinen sieben goldenen Himmeln, auf deinen sieben goldenen Stühlen, auf deinen sieben goldenen Bergen! Blick auf uns herab! Wir sind die Steine des Wegs; jedermann zertritt uns! Wir sind die Würmer der Auen; jedermann zertritt uns! Großer Gott, habe Erbarmen mit uns und ernähre uns vom Allsamenbaum! Wir wollen dich loben, großer Gott, in deinen sieben goldenen Himmeln, auf deinen sieben goldenen Stühlen“ u. s. w. — Von dem verschwundenen Volk der Dolmen in der Bretagne oder von dem auf der Osterinsel im Stillen Ozean mit seinen großen Götterbildern, von der Nation, die in Birmas Urwald die unheimlich riesigen Tempel von Angkor errichtete, wissen wir nicht einmal mehr den Namen, wissen nichts, als daß auch sie beteten und anbeteten. Seitdem sie erschaffen, betet die Menschheit; seitdem sie gesündigt, klagt sie Gott ihre Not, schlägt an die Brust, und tut Buße und stellt Priester auf, die für sie Opfer darbringen. Auf der weiten Erde steigt das Gebet der Geschöpfe zum Schöpfer empor.

Ach, daß es uns „christlichen“ Völkern vorbehalten war, ein Geschlecht von entarteten Kindern zu zeugen, die von ihrem Vater nichts mehr zu erbitten haben, ja von angeblichen Dienern dieses Gottes und seines Worts, welche, schlechter als Bonzen und Schamanen, betrogene Seelen lehren, daß dieser „wahre Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden“ ihr Gebet nicht einmal hören, geschweige erhören könne!

Von diesen ungezählten Millionen von Bittenden hat Gott nicht sein Angesicht abgewendet, noch ihre Gebete verachtet. „Du erhörst Gebet; darum kommt alles Fleisch zu dir“ (Ps. 65, 3). „In allen Nationen, wer Gott fürchtet und Gerechtigkeit wirkt, ist Ihm angenehm“ (Apgesch. 10, 35). Sehr tröstlich ist die große Verheißung des Gerichts der Völker in Matthäus 25, 31—46. „Der Menschensohn wird alle Nationen versammeln vor seinem Thron.“ — Alle Völker! — Das sind nicht, wie engherzige Christen es sich selbstgerecht auslegen, ein paar Duzend zivilisierte und sogenannte christliche Völker, als ob der Gott, der da spricht: Ich der Herr, bin ein Gott alles Fleisches (Jer. 32, 27) sich 4000 Jahre lang nicht um die „armen Heiden“ bekümmert hätte. Alle Völker, das sind die Tausende von Nationen, Zungen, und Stämmen, die vom Anfang der Menschheit an, vor und nach der Sintflut, die fünf Erdteile bewohnt haben, die verschollen und verschwunden, von denen unsere Weltgeschichte nichts erzählt, die in China und Indien, in der Tartarei und in Zentralafrika, in Süd- und Nordamerika, lang ehe wir sie kannten, Städte gebaut, Reiche gegründet, und mit ihren Zivilisationen zugrunde gingen; die Incas Perus, und noch vor den Azteken die Tolteken und die rätselhaften Clipp-dweller, und die Erbauer der Serpent-Mounds, die Indianerstämme und die Arier und die Kelten, die Scythen und die Awaren. Dazu die Landsleute Hiobs und seiner Freunde, die Miniviten, die bei Jona's Predigt Buße taten und die

Leute von Sodom und Gomorrha, die dem Lot nicht glaubten, die Untertanen der Königin von Saba (Matth. 12, 42), die Mesopotamiter, denen Bileam vom Namen Jehova (4. Mose 24, 16) predigte, und die Mitgenossen der Magier vom Morgenland. Sie alle wird der Menschensohn vor seinem Thron sammeln; und er, der große Hirte der Menschheit, wird die Schafe und die Böcke von einander scheiden. Nicht nach dem Gesetz des Sinai, das sie nie kannten; nicht nach dem Glauben an Christo, den sie nie gesehen (Matth. 25, 37. 38), der ihnen nie gepredigt, werden diese Völker, „die von Natur tun des Gesetzes Werk“ gerichtet, sondern nach dem Gesetz der Natur, „in ihren Herzen geschrieben“ und von ihrem Gewissen bezeugt (Röm. 2, 14—16); und auch ihnen wird die große Versöhnung durch das Blut Christi gutgeschrieben, der nicht nur unsere Sünde, sondern die der ganzen Welt trägt (1. Joh. 2, 2). **Alle Völker!** Halleluja!

Alle Völker! Doch mit einer Ausnahme. Wie Gott in seinem Wort wiederholt erklärt, daß Er das Volk Israel „aus allen Völkern“ sich zu seinem eigenen herausgewählt habe, so hat Er ihm auch ein eigenes Gesetz gegeben. Nicht zum „unbekannten“ Gott beten sie, sondern zum furchtbar heiligen Jehova Zebaoth, der über den Cherubim thront. Und ein eigenes Gericht, nach dem Gesetz des Sinai, wird über sie ergehen von den zwölf Aposteln des Sohnes Davids und Messias. „Ihr werdet sitzen auf zwölf Thronen, und richten die zwölf Stämme Israels“ (Matth. 19, 28).

Und nach diesem Gericht und Buße mit bitterem Leid des ganzen Volks darüber, daß sie ihren Messias unwissend verworfen (Sach. 12, 10—14; Apgesch. 3, 17—21), wird dem Volk Israel zum tausendjährigen Reich der Tempel Heseliel geschenkt und dazu Verständnis für alle seine Mysterien. Daß er für das tausendjährige Reich bestimmt, zeigt klar unter anderem Vers 12 in Kapitel 47, ein Vorbild des ewigen Baums des Lebens auf der neuen Erde (Offb. 22, 2). „Biele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, laßet uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakob“ (Jes. 2, 3). „Von Jerusalem wird das Gesetz ausgehen“ und auch eine große Mission der Juden. „Ich will ihrer etliche, die errettet sind, senden zu den Völkern — und in die Ferne zu den Inseln, da man nichts von mir gehört hat, und sollen meine Herrlichkeit unter den Völkern verkündigen“ (Jes. 66, 19; Jes. 12, 4. 5). Wie werden sie da mit Jauchzen den Nationen erzählen, wie Jehova seinem Volk gezürnt hat, aber ihm wieder gnädig ist, und vom großen Messias und von der auch uns noch verborgenen Herrlichkeit des Alten Testaments und des Gesetzes des Sinai predigen und werden ein Segen sein allen Völkern! „Denn wenn ihre Verstößung der Welt Versöhnung ist, was wird die Wiederannahme anders sein, als Leben aus den Toten“ (Röm. 11, 12. 15).

Uns hat Christus das Gesetz der Seligkeit „durch den Glauben ohne des Gesetzes Werk“ (Röm. 3, 28) gebracht. „Wer an den Sohn glaubt, der hat

das ewige Leben" (Joh. 3, 15. 36; 6, 40). „Wer an mich glaubt, wird nimmermehr sterben" (Joh. 11, 26). „Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du selig" (Apgesch. 16, 31) u. a. Stellen.

Zum zweiten erklärt Christus, daß der gläubige Christ „nicht ins Gericht kommt, sondern er ist vom Tode zum Leben durchgedrungen" (Joh. 5, 24). — Wohl „müssen wir alle vor dem Richterstuhl Christi geoffenbart werden" (2. Kor. 5, 10). Das geschieht schon hier, wie der Apostel fortfährt: „Da wir nun den Schrecken des Herrn kennen" (B. 11, Grundtext). Wie hat schon ein David unter diesem inneren Gericht geseufzt, geweint: „Ich kenne meine Übertretungen und meine Sünde ist beständig vor mir." „Jehova, Du erforschest und kennest mich. — Wohin soll ich fliehen vor Deinem Angesicht?" (Ps. 139, 1. 7). Wie muß auch ein Paulus bekennen: „Nun diene ich selbst mit dem Sinne Gottes Gesetz, mit dem Fleische aber der Sünde Gesetz" (Röm. 7, 18—25)! Wie wird dem Christen lang vergessene Schuld mit Zentnerwucht und niederschmetterndem Ernst auf die Seele gelegt, und er muß mit Moses klagen: „Unsere unerkannte Sünde stellst du ins Licht vor deinem Angesichte" (Ps. 90, 8). Da wird sein Tun gerichtet, und ob er Gold, Silber, köstliche Steine oder Holz, Spreu und Stoppeln auf den Grund gebaut hat (1. Kor. 3, 12). Das geschieht oft in langen und schweren Leiden vor dem Sterben; wie ein bewährter Schulmann unter solchen ausrief: „Gott hat mir mein ganzes Schul-

halten zu Scherben geschlagen!“ Und das alles, damit „wir uns richten und nicht mit der Welt gerichtet werden“ (1. Kor. 11, 31). Von diesem inneren Seelengericht durch Christi Geist hängt zwar nicht die Seligkeit oder die Verdammnis, wohl aber das Maß des Gnadenlohnes drüben ab. — Der Christ ist kraft seines Glaubens an den Sohn Gottes hier schon gerechtfertigt, gerechtesprochen, fährt nach dem Tod wie der Schächer ins Paradies und wird bei der Wiederkunft des Herrn verklärt ihm entgegenzueilen, um mit ihm in den Wolken zu erscheinen (1. Theß. 3, 13), und viele dieser Heiligen „werden regieren mit Christo tausend Jahre“ (Offb. 20, 4). „Wißt ihr nicht,“ ruft Paulus den Korinthern zu, als von etwas, das sie wissen sollten, „daß die Heiligen die Welt richten werden?“ „Wißt ihr nicht, daß wir die Engel richten werden?“ (1. Kor. 6, 2. 3). Also nicht als die mit den Nationen zu Richtenden, sondern als Beisitzer und Mitrichter verheißt uns die Bibel Teilnahme am Gericht, als dem Anfang unseres königlichen Priestertums auf der neuen Erde. Und mit hoher Freude werden wir Tausende von „Gesegneten des Vaters“ aus allen Völkern begrüßen und in Gottes Reich eingehen sehen. Sie werden auf der neuen Erde die Untertanen der Könige und Priester sein (Offb. 5, 10) und die Blätter vom Baum des Lebens werden ihnen zur völligen Heilung dienen (Offb. 22, 2).

Vergleichen wir das Gesetz des Sinai mit dem Gesetz Christi.

Ersteres haben wir anderswo besprochen und auf die tiefe Symbolik seines Gottesdienstes, die prächtigen, das ganze Volk alljährlich vereinigenden Feste, die wahre Humanität desselben ohne Kerker und Folter und mit unentgeltlichem Rechtssprechen, sein großes Erbarmen mit den Witwen und Waisen, mit den Fremdlingen in den Toren Israels (3. Mose 25, 35—37; 5. Mose 24, 17—22) hingewiesen. Auch haben wir festgestellt, daß dieses von Gott gegebene Gesetz, wie natürlich und billig, um Gott als Zentrum sich bewegt und alles auf Ihn bezieht. Ist ein Gott unser Schöpfer, Vater, Ernährer und Regierer, so ist es selbstverständlich, daß unsere menschlichen Gesetze so viel als möglich der Ausdruck seines vollkommenen Willens sein und um seine Ehre eifern sollten. Er fragt uns: „Bin ich Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo fürchtet man mich?“ (Mal. 1, 6.) Dann müßten die Gesetze sogenannter christlicher Völker gebieten, zu tun, was Gott liebt und befiehlt, und verbieten, was vor Ihm Sünde und Greuel ist. Und ebenso müßten sie das zweitgrößte Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst,“ zur Basis der Verhältnisse und der Beziehungen der Menschen zu einander machen. Wie wenig sie das tun, wie mangelhaft sie infolge davon sind, brauchen wir hier nicht auszuführen.

Es ist heutzutage religiöse Mode geworden, zu be-

haupten, daß diesem harten Gesetz eines strengen Jehova gegenüber Jesus uns ein mildes Gesetz der bloßen Liebe gebracht habe, eine Irrlehre, die wie alle andern, den geheimen Neigungen unseres Herzens und der Gesinnung eines weichlichen, gesetzescheuen Geschlechts entspringt, aber auch von seiner erstaunlichen Unwissenheit und Blindheit zeugt.

Es ist nicht wahr, daß das Gesetz Christi weniger streng, weniger unerbittlich sei, als das Gesetz Jehovas. Das können nur diejenigen behaupten, die das erstere nie geprüft haben und überhaupt nicht wissen, daß Jehova Christus ist. Wie sollte ein höheres Gesetz nicht auch ein strengeres sein? Sondern wie das Gesetz des Sinai, Israel gegeben, strenger ist, als das Naturgesetz der Völker, so ist das Gesetz Christi strenger als das Gesetz Mose. Hat Jehova-Christus durch Moses und „der Engel Geschäfte“ Israel Gesetze gegeben, die das äußere Leben regierten und regelten, das sündige Wort und die schlechte Tat mit irdischem Tod strafen, so spricht dieser auf Erden als Mensch wandelnde Jehova ein weit furchtbareres Gesetz aus. Das greift tiefer und reicht bis in den Geist hinein; das straft auch den sündigen Gedanken und die innersten Regungen; und das nicht mit leiblichem Tod, sondern mit ewiger Verdammnis, mit dem Feuer der Gehenna, das nicht erlischt, mit dem Wurm, der nicht stirbt, mit „dem ewigen Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln“ (Matth. 25, 41). Das Gesetz des Sinai straft den Mörder; Christi Gesetz verdammt den, der seinen Bru-

der „Racha“ nennt. Das Gesetz Sinai straft den Ehebrecher; das Gesetz Christi wirft in die Hölle, wer nur ein Weib ansieht, ihrer zu begehren. Das Gesetz des Sinai spricht Gerechtigkeit aus: Aug um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Christus läßt für Welt und Staat dieses Gesetz ungebrochen; den Seinen aber legt er auf, alles Unrecht ohne Widerstand zu dulden und dem Schlagenden den andern Backen zu bieten. — „Das sind harte Worte; wer mag sie hören?“

Ebenso greift in seinen Forderungen Christus den Menschen schärfer an als das Gesetz Moses, greift bis in Mark und Bein, verlangt von ihm Unerträgliches. Israel war es vergönnt, ja befohlen, in dem ihm von Gott geschenkten Lande am irdischen Besiz, an seiner Ernte, an Wein und Öl und Korn, an seinem sich mehrenden Vieh sich zu freuen, fröhlich zu sein mit seinem Knecht und seiner Magd über alles, darin ihn der Herr sein Gott gesegnet hatte und sich stolz als das erwählte Volk Gottes, von ihm gesegnet und geschützt, seinen Feinden furchtbar, unüberwindlich zu fühlen. Christus aber spricht: „Wer nicht allem entsagt, was er hat, kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 33). — Was habe ich, was hat der Mensch auf dieser armen Erde? Ein bißchen Geld und Besiz, vielleicht Haus und Hof, etwa auch Wiß und Schönheit, Leibes- und Geisteskraft, oder ein wenig Talent, Wissen und Können, dazu seinen Beruf, seine Stellung, seine Standesehre. Das macht meine Persönlichkeit, das füllt mein Dasein aus. Und diesem allem

soll ich entsagen, das alles besitzen, als besäße ich es nicht, das alles für nichts, für Rehricht halten, und bloß und arm und nackt dastehen? Was bliebe da mir übrig? Dazu soll ich Schmach und Verachtung, Verfolgung und Trübsal wehrlos über mich ergehen lassen. Jedes irdische Recht, die juridische Persönlichkeit wird mir abgesprochen! „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel“ (Matth. 5, 40). Welche vernichtende Forderung!

Aber dem unerbittlichen Christus ist das nicht genug. Er spricht weiter: „Wer nicht haßt seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder und seine Brüder und Schwestern, dazu auch sein eigenes Leben, kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 36). Das härteste, bitterste Wort, das je ein Mensch sprach. Wie? ich soll hassen Vater und Mutter; hassen so vieles, was mich nach dem Fleisch erzeugt, was mich zu dem gemacht hat, der ich bin, was ich von meinen Ahnen, von meinem Geschlecht, von meinem Volk ererbt habe, darin ich bis jetzt die Quellen meiner Kraft und meines Lebens erblickte? — Ja, sei „ein Sohn Gottes!“ (Luk. 3, 38). Wie, soll ich hassen meine Kinder, so manches, was ich zur Welt gebracht, erzeugt und geschaffen, meine Werke, meine philanthropischen Gründungen, meine wissenschaftlichen Leistungen, meine Reden, meine Bücher, alles, von dem ich den Dank, das Lob, die Hilfe meiner Mitmenschen erwartete? Dazu meine Brüder

und meine Schwestern hassen, die Menschen, die Kinder dieser Welt, die mich umgeben, mit denen ich täglich lebe, ihre Lust und ihr Leid, ihr Gold und ihre Ehre und alles, was sie lieben, und alles, was sie fürchten? — Ja, „um Christi willen.“ „Dazu das eigene Leben!“ Beim ersten Befehl glaubte ich wenigstens das nackte Leben gerettet zu haben, und wohl als ein Armer auf Erden wandeln zu müssen, aber doch mit und im eigenen Leben, mit der Befugnis, mit dem Recht zu lieben und zu hassen, zu dichten und zu trachten, zu wünschen und mich zu sehnen, zu tun und zu wirken und an vielem und vielen eine Freude zu haben. Aber auch das wird mir abgesprochen; ich muß mein eigenes Leben hassen; es kostet sonst die ewige Seligkeit! Meine Ideale, meine schönsten Bestrebungen, meine Lieblingspläne und meine Neigungen, das Innerste, darin meine Seele lebt und webt und ist, soll ich hassen? Auch das, wofür ich erglühe, Vaterland und Patriotismus, was ich mit so viel Pietät als ehrwürdiges, unantastbares Gut und Heiligtum im Herzen bewahre? Ja! — Am Ende auch meine edelsten Gefühle, woran sich meine Seele labt und stärkt, die innige Verehrung, die ich für meine Eltern, die tiefe Liebe, die ich für meine Frau, für meine Kinder empfinde? — Auch das! Auch hier ist dein Leben von der Selbstsucht infiziert, vor Gott unrein, und in den Deinen liebst du dich selbst. Auch diese Liebe sollst du hassen: auch dein jahrelanges Trauern um eine geliebte Gattin, du Christ, deinen

unheilbaren Schmerz um ein einziges Kindlein, du Mutter, sollst du fahren lassen, auch dieses dein Herzensleben sollst du hassen, um Christi willen. Gott anerkennt keinen unheilbaren Schmerz außer der Sünde wider Ihn. Vor Ihm kann der noch so menschliche Schmerz nicht bestehen, der noch so sanft mit ihm rechnet, der im Herzensgrund noch so leise Ihn der Härte anklagt. Er verlangt, daß wir, wenn auch wie Hiob von allem entblößt, dennoch, und wäre es mit blutendem Herzen, gelassen sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Er will, daß wir keine anderen Götter, nicht nur äußerlich, sondern im tiefsten Herzen vor ihm verbergen. Daß wir ihn nicht von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen unseren Gedanken lieben, das allein soll uns Qual und Kummer sein.

Doch, verstehen wir es recht! Verbietet uns Gott, Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester zu lieben, Er, der Gott der Liebe? Liebte Christus nicht seine Mutter noch am Kreuz? Will Er wirklich uns so Gutes nehmen, uns das Beste rauben? Sollen wir im Himmel nicht mehr unsere Lieben finden? — Doch, und dazu sie unendlich mehr und besser lieben als hier. Gott nimmt dem Menschen außer seiner Sünde nichts, Er gäbe es ihm hundertfältig wieder. Er ist nicht ein harter Vater, der seinem Kinde gern eine Freude raubt; wohl aber nimmt Er ihm Glasperlen, weil sie falsch sind, und Er ihm

echte dafür geben will. Und das ist der Glaube, den Er von uns verlangt, daß wir Ihm gern diese unsere falschen Perlen hergeben und einen kurzen Augenblick in der zuversichtlichen Erwartung der echten uns gedulden. Der gefallene Mensch kann nichts und niemanden, weder Gott noch die Menschen, ja nicht einmal sich selbst recht und wahrhaftig lieben. Und Gott, der die Liebe ist, will uns wahre Liebe, dieses höchste Gut, schenken. Eben weil unsere Liebe nicht echt, nicht groß, nicht selbstlos, nicht tief genug ist, will Er, daß wir sie ihm übergeben, damit Er sie in seinem Feuer reinige, und die schwarze Kohle in seinem Tiegel zum reinen Diamant werde. Dann schenkt er sie uns wieder. Alles, wozu Er dem Menschen ein ewiges Naturrecht zuerkannte, eheliche und Familienliebe, Macht, Besitz, Wissen, Genuß, Individualität, und was hienieden durch die Sünde verunreinigt ist, sollen wir Gott zu Füßen legen mit der Bitte, daß Er Schöneres, Besseres daraus mache und es uns dann wieder schenke. Alles das muß hier schon für den und in dem neuen Menschen neu kristallisieren, um fähig für den Himmel zu werden. Dort wird die Ehe, die Familie, der Verein, die Gemeinde nach beseligenden ewigen Gesetzen des Geistes und dem großen Grundwort: „Gott alles in allem“ sich reeller, tiefer, unvergeßlicher ewig gestalten.

Das also ist das Gesetz Christi. — Wachte das Gesetz Mose streng über die irdische Existenz, um sie zu schützen und zu veredeln, und ermahnte es den Menschen, vor seinem Gott und in seinem reichen Segen fröhlich und

sicher zu wohnen, so legt Christi Gesetz die Art an den natürlichen Menschen, läßt ihm weder Ast noch Zweig, haut ihn nach Leib und Seele um. Und über diejenigen, die dieses sein Gesetz nicht annehmen, sich nicht vor demselben beugen, seine Diener verachten und ihr Wort verwerfen, spricht Christus das furchtbare Wort: „Es wird Sodom und Gomorrha erträglicher ergehen am jüngsten Gericht, denn solcher Stadt“ (Mark. 6, 11). Lebten etwa Kapernaum und Bethsaida in solchen Greueln, wie die Bewohner Sodoms und Gomorrhas? Wir lesen nichts davon; sie gingen, wie heutzutage Tausende von Gebildeten und Ungebildeten, ruhig ihres Wegs, ihrem Beruf nach, ließen Jesus und sein Wort und die, die er sandte, stehen; und „glaubten nicht“. Und doch dieses vernichtende Gericht! Hier merke an der größeren Strafe, wie sehr das Gesetz des Glaubens an den Sohn höher steht als das Sodom und Gomorrhah allein bekannte Gesetz der Natur. — Wie können moderne Menschen Christi Gesetz als ein nur mildes, fortschrittlich humanes gegen das finstere Gesetz des Sinai ausspielen? Aber freilich, sie kennen Christi Gesetz nicht, haben dasselbe nie an sich erfahren, nehmen daraus einzelne ihnen passende Worte, unterlegen denselben die ihnen passende Bedeutung, achten für Redensarten die Drohungen des ewigen Feuers und sprechen: „Friede, Friede“, — wo kein Friede ist.

Auch sein Gesetz, das Gesetz, das er mit dem Wort verkündigt: „Ihr habt gehört . . ., ich aber sage euch . . .“ versteht Christus unter dem Gesetz, von dem er feststellt:

„Es ist leichter, daß der Himmel und die Erde vergehen, als daß ein Strichlein des Gesetzes wegfalle.“ Wie es unsere Blindheit ist, die uns in vielem am Gesetz des Sinai nur zeremoniellen Opferdienst erkennen läßt und die ewige geistige Bedeutung auch der kleinsten Verordnung verdeckt, so auch, wenn wir in Christi Worten nur noch milde, erbauliche Lehren finden. Nein, auch diese sind ewiges, unzerbrechliches, den Ungläubigen furchtbar richtendes Gesetz. „Das Wort, das ich rede, wird ihn richten am jüngsten Tage.“

Offenbarung ist nicht nur Gesetz, sondern wie alles, was von Gott kommt, auch Gnade, selige Gabe. Wie die Offenbarung der Schöpfung und der Sonne ein schönes Geschenk des Schöpfers an seine Geschöpfe ist, wie Er uns mit dem Gesetz einen untrüglichen Führer und ein Licht auf den Lebensweg gab, so mit der Offenbarung der Gnade in Jesu Christo höchstes Gut: ein Wort zum ewigen himmlischen Leben! Wohl tritt dieser Sohn Gottes als der Heilige und Sündenlose in eine sündige Welt, um sie der Sünde und des Gerichts zu überführen. Wohl verdammt er mit Worten wie Donnerkeile das Otterngezüchte und die Heuchler, die in vermeintlicher Selbstgerechtigkeit seiner spotten, und die Blinden, die sich für sehend erachten. Aber für diejenigen, die weinend ihre Sünden bekennen, für die Zöllner und die Sünderinnen, für die Elenden und Kranken, für die Blinden, die gern sehend, und die

Ausfägigen, die rein sein möchten, hat er die große, freudige, neue Botschaft, daß Er, das Lamm Gottes, die ungeheure Sünde der Welt tragen, uns vor der Macht der Finsternis und der Hölle schützen will; und zum Pfand der Wahrheit seiner Worte macht Er sie rein und sehend; und Er selber, der eins ist mit dem Vater, Er, der Abglanz des Ewigen und Furchtbaren, ist „sanftmütig und von Herzen demütig.“ Wahrlich, das gehört zu den Dingen, die „in keines Menschen Herz gekommen sind und die Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben.“ Was nützen uns Verlorenen alle anderen Offenbarungen Gottes? Was hülfte uns ein völliges Erkennen der Schöpfung und aller ihrer unbekannten Welten, was das gerechte Gesetz des Sinai und das noch höhere Gesetz Christi selber, das wir doch nicht halten können — „verflucht ist, der nicht alle Worte dieses Gesetzes hält“ — wenn nicht die Schuld, die uns ins Grab legt und dann in die unterste Hölle hinabschleudert, von uns weggewälzt wird? Die will ein Gott selber auf sich nehmen. Wo ist unter allen Völkern so etwas erhört worden? Hat irgend eine Religion, so die Babels, die man uns preist, hat ein Buddha oder Mahomed, die man töricht mit Christo zu vergleichen beliebt, etwas von diesem göttlichen Geheimnis geahnt? Hat je ein Osiris oder Jupiter, ein Brahma, Ormuzd oder Odin den Menschen verheißen, er wolle sich für sie opfern? Und hätten sie es getan, so hätten die Menschen die Kunde mit ungläubigem, höhnischem Lachen empfangen. Denn auch diese Götter,

das wußten sie, waren Sklaven des unerbittlichen Fatums; auch sie waren schuldig und harrten der Götterdämmerung. „Auch die Götter werden einst vergehen,“ wußten sie alle. Wie sollten Sklaven befreien? Wie sollten Sünder die Sünde tilgen? Wie könnten vergängliche Wesen uns die Ewigkeit schenken?

Dieses Evangelium, diese frohe Botschaft eines Gottes, der durch seine Menschwerdung und sein Sterben seine von ihm abgefallene, mit ihm entzweite Schöpfung „mit ihm selbst versöhnen“ will, ist die Krone, der Glanzpunkt, das leuchtende Zentrum aller Offenbarungen Gottes. Schon in der Adam und Eva gegebenen Verheißung vom Zertreten des Schlangenkopfes, im Segen, der von Abraham aus über alle Völker kommen soll, angedeutet, im Lied Moses verkündigt, sahen die Propheten, so ein David, in Gesichten Gottes den Gesalbten am Kreuz zwischen Übeltätern bluten, mit Essig getränkt, sahen seine Kleider von Soldaten verlost, ihm aber kein Gebein zerbrochen, bis er ins Grab des reichen Mannes gelegt wird. In diesen Anblick versunken, ruft Jesajas aus: „Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.“ „Fürwahr, Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber Er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet“ (Jes. 53,

2—5). Und dieser Christus verheißt durch den Mund seines Propheten dem Volk, das ihn gekreuzigt hat, für die letzten Tage: „Sie werden mich sehen, spricht Jehova, den sie durchbohrt haben, und Leid tragen, wie man Leid trägt um einen einzigen Sohn“ (Sach. 12, 10). Ja! „Es ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“ „Der Menschensohn ist gekommen, daß er gebe sein Leben zur Bezahlung für viele“ (Mark. 10, 45). Die Schuld ist abgetan! Der Himmel senkt sich auf die Erde nieder! Jauchze, erlöste Menschheit, und bete mit Tränen des Danks im Staube an!

Wenn du das erwartest, kennst du schlecht die Gemeinheit des menschlichen Herzens und deines eigenen. Anstatt zu glauben und zu danken, sitzen diese Menschen zusammen und beraten, wie sie das göttliche Geschenk ablehnen könnten. Und die Weisen und die Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie damals Jesum töten wollten, weil er am Sabbat einen Lahmen geheilt, rufen immer noch: „Hinweg mit ihm, denn er hat gesagt: ich bin Gottes Sohn!“ Wie, sagen sie, Gott soll, vom Heiligen Geist empfangen, ein Mensch geworden sein, seinen Eltern gehorsam, soll irdische Speise und Trank genossen und geschlafen, müde am Brunnen gegessen haben und endlich, an ein Kreuz genagelt, gestorben sein? Das kann Gott gar nicht. Wie soll er das machen? Vielleicht schuf er einst den Menschen in seinem Bild; aber eine menschliche Gestalt an-

nehmen? Das paßt nicht zum richtigen Gottesbegriff, da hört ja alle Vernunft auf! Und wenn es auch beim ersten Anblick aussieht, als ob es so geschrieben stünde, so bedeuten doch, beim rechten Licht der Vernunft und der Forschung betrachtet, die Worte der Bibel das gerade Gegenteil von dem, was beschränkte Orthodexe von jeher hinein gelegt haben. Nirgends steht, daß Christus Gott gewesen sei (!). (Siehe Jes. 9, 5; Kol. 2, 9; Titus 2, 13; Röm. 9, 5; Hebr. 1, 8; 1. Joh. 5, 20.) Er hat es selber nicht geglaubt (s. dagegen Joh. 8, 58; Joh. 10, 30; 14, 9) und die Juden haben ihn nicht gekreuzigt, weil er gesagt hat, er sei Gottes Sohn, wenn es auch in Joh. 5, 18 so lautet, und nach Marc. 14, 61—64 und Luc. 22, 70. 71 so scheinen möchte, sondern aus ganz anderen Gründen; — das alles will sinnbildlich, allegorisch verstanden sein und bedeutet die allmähliche „Vergottung Jesu“ durch seine edle Menschlichkeit. Und so weiter!

Haben sie dann genugsam sich und anderen bewiesen, daß Gott nicht Mensch werden und ein Mensch nicht Gott sein kann — denn was ein Gott und was ein Mensch ist, wissen sie genau — so erörtern sie die Frage, ob dieser Christus unsere Sünden überhaupt tragen könnte. Nein, sagen sie, denn eine Schuld ist nicht auf einen andern übertragbar. Ich sage: Jede Schuld überträgt sich auf andere. So die Adams auf die ganze Menschheit (Röm. 5, 12). So die der Eltern und Ahnen: erbliche Belastung! So die der Völker. Keins, das nicht an seiner Vergangenheit trage; kein

Mensch, der nicht an fremder Schuld leide. So der in der römischen Campagna an Malaria darniederliegende Hirte an der der römischen Ritter, welche vor zweitausend Jahren ihre Güter versumpfen ließen. Die Schuld der Menschheit ist ihr so gemeinschaftlich wie die Luft, die sie atmet; aber nur ein Gott konnte sie tragen und tilgen.

Oder diese Weisen fechten Christi „Stellvertretung vom juristischen Standpunkt“ aus an. Hier möchte man freilich lachen, wenn die Sache nicht so furchtbar ernst und heilig wäre. Sehen wir nicht, wie in unseren Reichstagen, Parlamenten und gesetzgebenden Versammlungen der Streit um gerechte Gesetze fort und fort tobt; wie ein Gericht täglich als Unrecht verwirft, was das andere zu Recht erkannte; den freispricht, den der Vertreter des Gesetzes verklagt, und ein schon gewonnener Prozeß in höherer Instanz verloren geht. Keine zwei Rechtsgelehrte, die einig wären über den Begriff von Recht und Unrecht, oder die Rechte des Königs und des Volks, des Vaters und des Kindes, des Mannes und der Frau; nicht zwei, die von Schuld, Verantwortlichkeit, Strafrecht und Strafmaß dieselbe Auffassung hätten. Überall ein Chaos von erkünstelten, vielfach dem gesunden Rechtsgefühl widersprechenden Aufstellungen, und dabei ein dreistes Leugnen, daß es überhaupt ein absolutes Recht gebe. Und diese Menschen wollen einen Gott belehren und ihm vorschreiben, wozu er das Recht habe und wozu nicht! Unwissende Geschöpfe, werdet zuerst mit euch selber einig! Soll ein Vater nicht das Recht haben, seinem

Söhnlein zu sagen: du hast eine Geldstrafe verschuldet; da du nichts hast, will ich sie für dich bezahlen. Darf nicht ein Freund für den Freund, ein Mann für seine Frau, eine Mutter für ihr Kind sich aufopfern und es dadurch retten? Und der Allmächtige spricht: „Kann ich mit dem Meinigen nicht tun, was ich will? Sieht dein Auge darum scheel, daß ich gütig bin?“ Und wenn ich dir, du Schalksknecht, die zehntausend Talente schenken will, die du mir schuldest, deine Sünden „um meines Namens willen“ tilgen, und vom eigenen Sohn mit dessen Einwilligung die Schuld einfordern, sagst du, ich dürfe es nicht, es wäre ein Unrecht! — Aber ihr habt noch nie das große Wort verstanden: „Also hat Gott die Welt geliebt.“

Freilich werden wir niemals auf Erden die ungeheure Tat der Sündenvergebung und der Versöhnung der Welt mit Gott durch den Tod Christi erfassen; und über keinen Punkt der Schriftlehre haben auch Christen so viel überflüssiges geredet und geschrieben, als über diesen. Sünde und Schuld Gott gegenüber, Strafe, Vergeltung in Zeit und Ewigkeit, Seufzen der Schöpfung und Versöhnung einer Welt, göttliches Recht und göttliche Persönlichkeit, das sind noch ganz andere unbekannte Welten und Abgründe als die Rätsel der sichtbaren Schöpfung, sind Mysterien, in die „die Engel zu schauen begehren“, und es zeugt von unserer Oberflächlichkeit und Ignoranz, daß wir meinen, diese Begriffe leicht hin feststellen und erklären zu können. Hier handelt es sich um die intimsten und tiefsten persönlichen

Angelegenheiten der Gottheit. Mit dem Sohn in der Herrlichkeit beriet sich der Vater, ehe er der Welt Grund legte, und durch Ihn schuf er sich und ihm zur Offenbarung seiner Macht, Weisheit und Güte das Weltall. Da jauchzten die Söhne Gottes! Diese Schöpfung und wir alle sind sein Privatbesitz, über den Er eifrig wacht, und Er erzählt uns selber in seinem Wort, wie Er sich dieser seiner Werke freut und sie liebt. Er ruft die entferntesten Sonnen bei Namen und führt wie ein Hirte die himmlischen Scharen. Die Morgensterne loben Ihn; und das Weltall ist voll seiner Kraft. Aber ein von Ihm geschaffener, hoher, mächtiger Lichtfürst schuf Finsternis im ewigen Licht, sprach das erste Nein im großen göttlichen Ja, macht nun Gott diese seine Schöpfung und seine Engel streitig und reißt an sich „den dritten Teil der Sterne“. Können wir kleine Menschen das verstehen? Können wir ergründen, warum dieser Gott, der von Ewigkeit her diesen Abfall sah, den Feind nicht vernichtete, sondern Er und der Eingeborene warteten, bis die beschlossenen himmlischen Zeiten — welches Mysterium! — vorüber waren und der Sohn als „ein unschuldiges und unbeflecktes Lamm, zuvor versehen, ehe der Welt Grund gelegt ward, aber erst geoffenbart in den letzten Zeiten“, Mensch wurde, von Satan und der Macht der Finsternis ans Kreuz geschlagen, starb, um die seufzende Schöpfung mit ihrem Schöpfer zu versöhnen? — Nein. — In den Himmeln der Himmel geschehen und vollziehen sich diese Ratschlüsse des Ewigen.

Wann werden wir aufhören, das Unendliche und Himmlische mit unserem endlichen, dazu durch die Sünde verfinsterten Verstand zu meistern, und das Unausprechliche mit Menschenzungen auszusprechen? Wenn etliche Straßenjungen, vor dem Palast versammelt, wo oben im erleuchteten Saal der Kaiser sitzt und mit seinem Sohn und seinen Ministern weltbewegende Pläne entwirft, diese Pläne erraten wollten, so dürften ihre Worte noch klüger sein als vieles, was wir über „das Verborgene, das Gottes ist“, sagen und lehren. Gott fragt nichts nach unseren Auffassungen, Erklärungen und Rechtfertigungen seines Thuns, sondern allein nach unserem Glauben.

Eine überwältigende Offenbarung ist diese Offenbarung der Gnade. Aber hier zeigt sich der Sündenfall und der elende Troß des Sünders. Gott will ihm alles schenken, und er will nichts von Ihm annehmen. Nicht Mord und Ehebruch, und was immer für Greuel ein Mensch begehen kann, verschließen uns die Pforten des Himmels, sondern der Glaube, daß wir selber und allein hineinkönnen. „Ich lasse mir nichts schenken“, ist ja Grundsatz eines rechten Mannes und leider auch manches Christen. Soll ich mir da den Himmel schenken lassen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit, und damit vor der ganzen Welt eingestehen, daß ich ihn nicht verdiene und ihn mir nicht verdienen kann? „Ein miserabler, verdammter Sünder, an dem nichts Gutes ist“, soll ich sein? „Konventikelphrasen!“ schrieb mir ein vornehmer Gelehrter; „fremde Gesichtspunkte!“ sagt mit

Recht der Bibelkritiker; und Professor Bouffet lehrt: „Die Verkündigung des Evangeliums kann nicht länger mit dem Gedanken der völligen Verderbtheit des Menschen und der Sündigkeit aller seiner Handlungen beginnen. Der alte Kontrast von Sünde und Gnade ist nicht mehr das Fundament der Theologie“ — (war es schon in der Theologie der Pharisäer und Schriftgelehrten nicht!). Steht denn nicht geschrieben: „Schaffet eure Seligkeit“? also können wir sie schaffen. „Seid vollkommen!“ also können wir vollkommen sein. Und andere sagen: Der Apostel Paulus ist es, der mit seinen Sünden- und Bußtheorien uns die Religion Jesu verderbt hat. U. s. w.! — Aber Jesus spricht: „Ihr seid's, die ihr euch selbst rechtfertigt vor den Menschen; aber Gott kennet eure Herzen; denn was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott.“ „Ich bin gekommen zu rufen die Sünder zur Buße und nicht die Gerechten.“ „Siehe,“ ruft der König und Prophet aus, „ich bin in Sünden geboren; in Sünden hat mich meine Mutter empfangen.“ Und einer der größten im Reich Gottes erkennt es: „Alle unsere Gerechtigkeiten sind vor dir wie ein unflätig Kleid.“ — „Herr sei mir Sünder gnädig!“

Was gebt ihr uns an der Stelle solcher guten Botschaft der Sündenvergebung, ihr Freidenker und aufgeklärten Monisten, die ihr, mit ein paar Duzend Negationen ausgerüstet, Gott leugnet und die Welt erklärt? Was bietet ihr, salbungsvolle Prediger einer Religiosität, die nur Irreligion und Torheit vor Gott ist; oder ihr

modernen Erfinder vernünftiger, ästhetischer, moralischer Religionen? Schöngeistige Reden vom „Hohelied der Allmenschlichkeit“, von einer „innerlichen seelischen Hebung“, von „Harmonie mit dem Unendlichen“. Diese Zeitprodukte eignen sich gut für die Diskussion oder den Vortrag in der Stadthalle vor einem gebildeten Publikum, philosophierenden Jünglingen und emanzipierten Frauen, aber nicht für die Mühseligen und Beladenen. Was sollen sie dem unheilbar Kranken, der seiner Operation harret, der armen Witwe, die in ihrer Dachkammer weint, der elenden Dirne, die heute abend ins Wasser springen will, dem gefesselten Mörder in seiner Zelle vor der Hinrichtung? Was sollen eure Worte, was euer angebliches Evangelium (s. Gal. 1, 8. 9) den Tausenden, die unsere Spitäler und Zuchthäuser füllen, was den unter der Peitsche blutenden Sklaven in Asien und Afrika, oder den Soldaten, die mit zerstückten Knochen auf den Schlachtfeldern ihr Leben langsam aushauchen? Was der großen, wilden, verkommenen, friedelosen Menge, die auf der weiten Erde sündigt und flucht, schwigt, sich abmüht und trinkt und Opium raucht, um einen Augenblick ihr Elend zu vergessen, das mit zentnerschwerer Wucht wieder auf sie zurückfällt, welche klagt und verzweifelt und nach Hilfe schreit für dieses und jenes Leben? Diese ganze, elende, sündige Menschheit braucht einen Heiland, „dessen Blut sie reinigt von allen Sünden“, und der sie, wenn die Erde unter ihren Füßen bricht, in sein Paradies aufnimmt; — und hat sie den, so hat sie genug.

So laßt uns mitten unter einem zucht- und geseß-losen Geschlecht, das immer mehr sich gegen jedes Gesetz empört, weil dieses seine Werke verdammt, und welches deshalb immer mehr dem Tode verfällt, das Gesetz unseres Gottes hochhalten! — „Herr, öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetz.“ — „Das Gesetz des Herrn ist vollkommen und erquickt die Seele.“ — „Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende.“

Laßt uns unbekümmert um die stolzen Sünder, welche die ihnen angebotene Gnade verächtlich von sich weisen, bekennen, daß wir in uns keine Kraft noch Vermögen finden, uns selber zu helfen, sondern daß wir uns einzig und allein auf die uns durch Jesus Christus, Gott von Ewigkeit, geoffenbarte Gnade verlassen, durch welche wir durch seinen Tod Vergebung der Sünde haben und dem zukünftigen Zorn entfliehen werden. „Es ist in keinem anderen Heil, und es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name **Jesus**.“ „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“

Respite finem! rief schon der Römer, „Bedenke das Ende.“ Ist schon in irdischen und vergänglichen Angelegenheiten zu empfehlen; wie viel mehr bei solchen, die ewige Folgen und Bedeutung haben! — Wo ist jetzt der Römer, der das sagte? Wo die stolzen Ägypter und ihre ernstesten Priester, die in weißem Byssus und Gold die Sphinx- und Obeliskenalleen zu ihren granitenen Tempeln wandelten; wo die Hindus, die das Sanskrit, „die Sprache der Götter“, einst sprachen, die Chinesen, die porzellanene Tempel bauten? Wo sind die Welteroberger alle, der bleiche Imperator, vom Donnerruf der ehernen Legionen begrüßt, Attila und seine wilden Hunnen, Karl der Große und Napoleon? Auch sie, ihre Krieger und ihre Völker glaubten, die Welt gehöre ihnen, sie allein seien groß und mächtig und weise, — und sind vergangen wie ein Traum der Nacht — harren nun seit langen Jahrhunderten, zu viel tausend Millionen, ruhelose Schatten, noch nach Nationen, unter ihren Königen und Tyrannen geordnet (Jes. 14, 9. 12), in den ungeheuren Reichen des Hades, des endlichen Gerichts Gottes gewärtig. Wie im herbstlichen Walde rieseln immerwährend vom Baum der Menschheit die welken Blätter herab. In einem Augenblick der Nacht entflohen von italienischen Gestaden 200 000 Seelen zum Hades oder ins Paradies, und ehe dieses Jahrhundert zu Ende geht, wird die Bevölkerung der Erde, 1600 Millionen Menschen, einer andern Platz gemacht haben.

„Und den Toten wird das Evangelium gepredigt.“ (1. Petr. 4, 6). — Also steht's da.

Von der größten dieser Predigten berichtet das von keiner noch so erkünstelten und falschen Exegese wegzudeutende Schriftwort: „Christus ist lebendig gemacht und ist im Geist“ — denn er war noch nicht auferstanden, und doch „persönlich“ wie beim Schächer im Paradies — „hinabgegangen in die untersten Örter der Erde“ (Eph. 4, 8. 9; siehe Hiob 26, 5). „Er ging hin und hat gepredigt den Geistern im Gefängnis, die einst nicht glaubten in den Tagen Noahs, da man die Arche zurüstete“ (1. Petr. 3, 18—20). Und diese gewaltige Predigt hatte auch gewaltigen Erfolg, sagt die Schrift. Er ist „der Stärkere, der den stark gewappneten Satan, — der die Gewalt des Todes hat — in seinem Palast überwindet und teilt den Raub aus“ (Luk. 11, 22). Er hat „das Gefängnis gefangen geführt“ (Eph. 4, 8). Er hat 2000 Jahre lang im Hades Gefangene mit noch vielen anderen befreit, wie geschrieben steht: „Ich will sie erlösen aus der Macht des Scheols!“ (der Totenwelt) (Hos. 13, 14). Und die Männer des Alten Bundes vertrauten: „Du wirst meine Seele nicht im Scheol lassen.“ Preisen wir diese herrliche Tat des Überwinders, der da spricht: „Ich habe die Schlüssel des Hades und des Todes“ (Off. 1, 18). — Denn wie es eine Predigt den Toten gibt, so auch drüben ein Glauben an dieselbe und eine Erlösung. „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben,

aber die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben werden, weder in dieser, noch in der zukünftigen Welt" (Matth. 12, 31, 32). S. auch Matth. 18, 34 und Luk. 12, 59: „Bis du auch den letzten Heller bezahlt hast“, dann aber: ja! Freuen wir uns, daß auch drüben Erbarmen ist bis zum jüngsten Gericht (wozu ein solches, würden alle Toten gleich endgültig verdammt oder selig?), wie wir ja wissen, daß auch Verstorbene bei lebenden Christen Trost und Hinweis auf Gott gesucht und gefunden haben. Einst werden wir uns über die fortlaufende große Predigt an die Toten wundern und Gott dafür preisen. „Wie sollten sie glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?“ (Röm. 10, 14).

Nichtig ist dabei der Einwand ängstlicher, menschlich kluger Geistlichen, daß wenn sie diese Wahrheit offen predigten, Menschen ihre Bekehrung verschieben würden. Gottes Wort richtet sich nicht nach unseren Bedenken und Zweckmäßigkeiten. Sagt aber einer, es komme ihm dann nicht darauf an, ob er, vielleicht Jahrhunderte lang, in den Flammen und in der Qual (Luk. 16, 24) leiden müsse, wenn er doch endlich selig werde, so ist er ein Narr und ein Lügner dazu; denn wie würde er verzweifeln, kündigte man ihm an, er werde morgen lebendig verbrannt. Ein solcher, „zum Glauben untüchtiger Mensch“ (2. Tim. 3, 8), „der nicht glaubte, wenn einer von den Toten auferstünde“ (Luk. 16, 31), glaubt auch nicht, wenn man ihm sagt, er werde nach dem Tod sofort verdammt. — Du aber

sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen; „heute, so ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“

Auf Erden, das wissen alle Menschen, ist das Ende unseres Tuns das Grab, die bleibende Wohnung der Sarg, das enge Häuschen ohne Thür, da keiner dich besuchen wird und fragen, wie's dir geht, darin du von der Welt, die du geliebt, gesucht, gefürchtet hast, nun verlassen, vergessen, langsam zu Staub vermoderst. Oder hört man da unten, in der Nacht, in der ewigen Stille leise rieseln die Urquellen des Lebens, wie sie die Wurzeln der Weltesche Ysdragil bewässern? (Hiob 28, 22).

Nur der Tod gibt dem Leben seinen wahren Wert. „Herr! lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“ — Sterben? — Und dann? — denn die Ewigkeit ist lang. Was bieten euch, Kinder dieser Welt, eure Weisheit und eure Wissenschaft und eure Kunst, eure Naturforschung und eure Weltanschauung für Aussichten in jene unbekannten Welten, die uns nach dem Tod erwarten, wollt ihr nicht leugnen, was die innere Stimme euch sagt: wir sind unsterblich? — Dunst und Nebel und auf eurem Grab die üblichen Phrasen in Goldschrift: „Ruhe sanft!“ „Die Erde sei dir leicht!“ „O Wiedersehen, wie tröstest du die Seele!“ — Ja, wollt ihr ewig unter der Erde sanft ruhen? Auch wenn diese Erde einst im Feuer vergeht? — Wißt ihr gewiß, daß ihr eure Lieben — und auch die, die ihr hasset — wieder-

sehen werdet und, was die Hauptsache, daß dieses Wiedersehen ein fröhliches sein wird? Habt ihr mit euren Lieblingsautoren klug gemeint: „Es ist doch alles, was über den Himmel gesagt und geschrieben wurde, ein bloßes Phantasieren!“, so könnten euch diese Himmel der Himmel ewig verschlossene Welten bleiben. Denn es gibt Geistesgesetze der Anziehung und der Abstoßung; auch nach dem Gesetz der Anpassung an die Milieux werdet ihr kaum in die anbetenden und Gott lobenden Kreise taugen und, wie schon hienieden, gar nicht hinein wollen. Wie stellt ihr euch euer Leben in einer Welt vor, da euch alles fehlt, was ihr hier getrieben, von dem ihr hier gesprochen, an das ihr euer Herz hier gehängt? Wo denkt ihr euch euren Aufenthalt drüben? Jedenfalls ziemlich entfernt von dem Gott, nach dem ihr hier so wenig gefragt habt und der es euch doch vielleicht übel genommen hat. Ihr werdet euch nicht darnach sehnen, dem Dreimalheiligen in die Augen wie Feuerflammen zu sehen! Schon eure Todesfurcht und euer Sterben nimmt sich nicht aus wie eine frohe Erwartung zukünftiger sanfter Ruhe. Wir lesen es ja immer wieder, wie beim Brand von Theatern und Opernhäusern und Hotels oder beim Schiffbruch und Untergang von Dzeandampfern auch gebildete Menschen und aufgeklärte Passagiere verzweifelt mit einander um Ausgänge oder Rettungsgürtel rangen und in ihrer wahnsinnigen Angst vor dem Tode erbarmungslos Frauen und Kinder zertraten. Und wir lasen auch, wie bei dem Schiffbruch der

„Valencia“, nachdem alle Rettungsversuche gescheitert, die vierunddreißig übriggebliebenen, den sofortigen Tod vor Augen, im tobenden Sturm den Choral: „Näher, mein Gott, zu dir!“ anstimmten und ohne Klage versanken. Wirken oft beim Sterben leibliche Faktoren mit, und stirbt nicht jeder Christ wie ein Held und nicht jeder Weltmensch in der Verzweiflung, so müßt ihr unparteiisch zugeben, daß die Wage sehr zu unseren Gunsten sich senkt. „Ihr werdet,“ spricht der Prophet, „den Unterschied sehen zwischen dem, der Gott dienet und dem, der ihm nicht dienet.“

Aber es gibt ein größeres Zeugnis von der Leere und Hoffnungslosigkeit im Dasein der Weltkinder. Erschrecklich, unheimlich wächst in ihren Reihen die Zahl der Selbstmörder. Sie werden für Europa alljährlich auf Hunderttausende geschätzt. Ein „weites Feld voller Totenbeine“, und drüben „ein großes Heer“ wie das vom Propheten geschaut. Und wie viele in anderen Weltteilen, in Indien, in China, in Japan! Wie viele bleiben unbekannt, werden vertuscht, Unglücksfällen zugeschrieben? Was aber noch tiefer, bis in den Abgrund blicken läßt, ist, daß dieses sich Selbstermorden uns nicht mehr als Sünde und Schande gilt. Für solchen Frevel hat unser Geschlecht keinen Tadel mehr. Im modernen Roman, auf der heutigen Bühne wird es als einzig richtige Lösung, als mutige, freie und befreiende Tat gepriesen, also empfohlen. Erbärmliche Lüge! Klägliche Ausflucht von Menschen, Schriftstellern und Bühnendichtern, deren

gottvergeffene Lebensanschauung ihnen keinen andern Ausweg mehr aus der Sackgasse ihrer Prinzipien, aus dem Fluch ihres Tuns weiß. Als ob mit einem Pistolenschuß die Frage, irgend eine Frage, gelöst wäre! Als ob damit der Mensch seine Taten und seine Schuld, diesen seinen ewigen Besitz, von sich werfen könnte, wie ein altes Kleid. Wissen denn diese Menschen, was der Tod ist? Kennen sie ihn, den sie so leichtfertig auf ihrem Theater von Pappe als Sensationsmittel und Knalleffekt, als letztes Auskunftsmittel gebrauchen? Wahrlich, naht er ihnen einst mit seinem Schrecken, so dürften sie bereuen, daß sie mit ihm gespielt haben. — Für den Selbstmörder und für alle, die ihn entschuldigen oder gar loben, ist der Selbstmord der größte Bankrott, das kläglichste Armutszeugnis, das ein Mensch sich selbst ausstellen kann. Sich selbst töten heißt gestehen: Ich weiß mit dem Leben, dieser höchsten Gabe meines Schöpfers, lediglich nichts anzufangen. Ich bin für mich selber zwecklos, für die ganze Welt unbrauchbar, ein Kehricht der Schöpfung, nicht wert, zu existieren; da ist es am besten, ich räume mich selber weg. — Nun, so fahre in dieser Erkenntnis als ein Auswurf der Erde dahin, du Armer, der nur „ein verlorenes Leben“ mitnimmt! Wie aber, wenn du mit diesem Selbstmorden nur die materielle Hülle weggeworfen hast, die dich noch einigermaßen schützte, und du nun drüben in der absoluten Leere und Finsternis, an dir selbst irre, von dem Gott, den du durch Wegwerfen seiner Gabe beleidigt hast, der furchtbaren

Realität der Gerechtigkeit und den Konsequenzen deines Tuns, der ganzen Erbärmlichkeit deines Ichs preisgegeben wirst, die dich schon auf Erden zur Verzweiflung trieben, fortan aber ohne Hoffnung des Todes, und umgeben von den Flammen des Elends und der Schuld, denen du entrinne wolltest. Und auch die, denen du zu entfliehen hofftest, die du geschädigt, verführt, betrogen hast, oder die dich gequält und zertreten haben, auch sie kommen alle hinüber. Schreckliches Wiedersehen! Du auch hier? und du?! Und über euch Gewitterschwüle und am schwarzen Horizont ein drohendes Wetterleuchten, „ein schreckliches Warten des Gerichts.“

Schwer seufzt ein Christ auf, wenn er immer wieder, täglich, von solchem Ende liest und hört; denn neben der Freude der Ewigkeit trägt er im Herzen ein tiefes Weh um das Leid und die Schuld der Welt.

Das alles will diese Welt freilich nicht hören. Verhaßt ist ihr das Sündengewimmel der Frömmeler und Pietisten, ganz widerlich ihre Mahnungen, und grimmig schelten ihre ästhetischen Bunde über die „scheinheiligen Mucker“, die „mit ihrem fanatischen Haß aller Kunst und Wissenschaft uns noch jede Freude am kurzen Dasein vergällen möchten.“ Und sie empfehlen einer in zentnerschweren Ketten leuchenden Menschheit zur Befreiung die Schnörkel moderner Kunst und „das Studium des Nackten“. Aber der greise Michelangelo, der von Kunst etwas verstand, schrieb an Giorgio Vasari: „Nicht malen und nicht meißeln stillt die Seele,

— die Liebe Gottes nur, die um uns aufzunehmen, vom Kreuz die Arme uns entgegenstreckt.“ Und zu dieser Liebe flehte er: „Laß mich hassen die Schönheit dieser Welt und ihre Verehrung, — daß ich vor dem Tode das ewige Leben habe!“ — Daß diese Welt uns haßt, können wir ihr nicht verübeln. Wie unser Herr und Meister „harte Worte“ sprach, so daß „viele seiner Jünger hinter sich gingen und hinfort nicht mehr mit ihm wandelten“, so scheuen wir, seine Jünger, uns nicht, der Welt recht Peinliches zu sagen; es wäre denn, wir gehörten zu den Vermittelnden und Gemäßigten, zu den Halben und Lauen, die auch diese Welt und Gott selber verachtet. Allerdings, wie Vinet sagt, sollen wir uns klar werden, ob die Welt uns haßt um Christi willen, oder ob sie Christus haßt um unserer willen. Etwas vom letzteren wird immer dabei sein. Wir sind und bleiben Sünder und wollen keine Heiligen sein; weil aber Christus für uns die Welt überwunden hat, so erschreckt uns ihr Zorn nicht; wir verachten ihre Verachtung, und nehmen den Kampf mit ihr auf.

Trotz dir, Welt, die du meinst, so leicht hin mit uns fertig zu werden; komm einmal her und laß dich besuchen, du grand monde, beau monde, vornehme Welt — Ein unter ihrem Mantel von Flittergold abgemagertes Weib sehe ich; eine arme geschminkte Schauspielerin mit lüfternen hohlen Augen, mit müden Zügen, mit glattem, falschem Lächeln, rast- und ruhelos, stets hungrig, nach allem Neuen gierig haschend, mor-

gen schon das heutige Spielzeug wegwerfend, dabei in steter Furcht vor Unglück ängstlich umherblickend. Du glaubst selber nicht an dich, an deine Soireen und an deine Orden; dein Glück ist nur Zerstreuung und Selbsttäuschung, und du spottest ja selber am liebsten über dich und dein Tun, deine Salonmenschen, ihre Eitelkeit und ihre Pose, über deine gesellschaftliche Lüge und deine ganze glänzende Misère. Deine Unterhaltung ist ein müsam unterhaltenes Brillantfeuer, ein sprühendes Feuerrad, das stets droht auszulöschen, um hinter sich nur Asche und Finsternis zu lassen; und du gähnst versteckt bei deinen Hofbällen, Wohltätigkeitsbazaren und den Tugend- und Schillerpredigten deiner modernen Geistlichen. Nach glänzender Gesellschaft schauen deine Männer lebensmüde nach dem Revolver im Nachttisch, und deine neurasthenischen Frauen grämen sich über die neueste Toilette, die Diamanten und die Triumphe der Rivalin. Immer sinnloser wird der Luxus, immer kindischer und unwürdiger le dernier clou, the newest fad, der neueste Sport, den deine Millionäre und Milliardäre und ihre Frauen mühselig erfinden, um beim Mangel an Geist und Gehalt ihre Feste und ihre Gesellschaften erträglich zu machen. Immer trauriger wird „das Allerneueste“ aus deinem Leben; die Ehescheidungen und die Ehebrüche, die Schwindeleien deiner Geldmenschen, die Hofintriguen und die Skandalprozesse in hohen und fürstlichen Kreisen, das Verschachern des Glaubens um einen wankenden Thron, das Verschwinden deiner wissenschaft-

lichen Größen in der Nervenheilanstalt, und die Leere und Langweile deines vornehmen Daseins. Dein Lachen täuscht uns nicht, dein Spotten über das Heilige, dein eleganter Stolz, deine Selbstsucht und deine Herzlosigkeit imponieren uns nicht, noch die Sklaverei deiner Mode, noch dein vorgebliches Schwärmen für Kunst und Wissenschaft, und wir schreiben dir ins Album das Wort eines deiner Kinder: „Ob du auch strahlst in Diamantenpracht, Es fällt kein Schein in deines Herzens Nacht; Ich seh die Schlang', die dir am Busen frisst; Ich seh, mein Lieb, wie sehr du elend bist.“

Wohl bildet diese vornehme Welt der Zahl nach nur einen kleinen Bruchteil der Menschheit; aber wie sie sich „Die Welt“, „le monde“, nennt, und für die „Elite der Gesellschaft“ hält, so verkörpert sie die Lebensanschauungen und Ideale von Hunderttausenden, bietet in ihrem Tun, in ihren Freuden einen Extrakt des Weltgeistes dar, und die Bewunderung und der Neid der Menge, die Gier, mit der sie zusammenströmt und Stunden lang harrt, um etwas von ihr zu erblicken, zeigt, daß ein solches Leben den Inbegriff ihrer Wünsche bildet, wie die Nachahmung ihrer Feste im Mittelstand sich nur aus materiellen Gründen durch geringeren Prunk und Geschmack der Dekoration unterscheidet. Welt ist Welt; und mit dieser ganzen, großen, verblendeten, im Herzen elenden, mit Lachen und mit Possen zum Teufel fahrenden Welt haben wir Christen nichts zu tun. Wollte Gott, sie ließe sich überreden und mit Ihm versöhnen! „Ach, daß du erkennetest zu

dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient," sprach Einer, der ihr von oben den Himmel bringen wollte, aber sie nahm ihn nicht an. Ist schon über sie der Befehl an den Engel des Gerichts ergangen: „Gehe hin, verstocke das Herz dieses Volks und laß ihre Ohren hart sein und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihrem Herzen und sich bekehren und genesen" (Jes. 6, 10)?

„Finsterlinge!" schilt uns diese Welt. So zeige sie doch ihr Licht! Wohl hat sie zum Ersatz für die Sonne der göttlichen Offenbarung die künstliche Beleuchtung zahlloser Systeme, Theorien, Hypothesen und neuerer Vernunftreligionen erfunden; aber erlöschen sie einst nach einander vor ihren im Tod zusammenbrechenden, verglasten Augen, und entschwindet ihr auch die Sonne dieser Welt, was dann? Womit will sie drüben sehen? Was hilft ihr dort das Licht der Wissenschaft, die Fackel der Forschung? Es dürfte doch an der „äußersten Finsternis" etwas sein, die ihr „der Galiläer" verheißt. Und wie dann mit dem „Weinen und Zähneknirschen?" Uns aber ist befohlen, uns nicht von deinem Schein blenden, von deiner Lüge betrügen zu lassen. Du hast nichts; was willst du uns denn geben? Du weißt nichts; was willst du uns lehren? Du bist nicht glücklich; wie willst du uns beglücken? Du kannst dir selber nicht helfen; wie sollen wir von dir Hilfe hoffen? Sterbe ich heute, so hast du mich morgen vergessen; warum soll ich immer an dich den-

ten? Dir ist es gleichgültig, ob ich ewig selig werde oder ewig verloren gehe; was soll ich da mich viel um deine Gunst bewerben? Wahrlich, wer sich auf dich verläßt, ist betrogen, hier und drüben. Das weißt du selber, und alljährlich bezeugen es die Tausende, denen ein schreckliches Licht aufgeht und die dann, von dir enttäuscht, verzweifelt dich und das Leben von sich werfen.

Eine andere Hoffnung haben wir Christen. Andere Aussichten, als die Weisheit dieser Welt, eröffnet uns die göttliche Offenbarung in die Welten der Ewigkeit. Christus wird uns einen Himmel bringen, und wir erwarten einen solchen. Warum? Weil wir an die absolute Realität der ewigen Ideen glauben, die Gott einst dem Menschen mit der Seele einhauchte. Wir glauben an ihre mit mathematischer Sicherheit zu geschehende Verwirklichung als einzig logischen Abschluß alles Seins, als Antwort auf die unzerstörbaren Bedürfnisse und Wünsche des unsterblichen Geistes in uns. Und mit diesem unserem Glauben sind wir vernünftiger als alle hoffnungslosen Theorien und Verneinungen des Unglaubens. Wir glauben an einen Himmel, weil nur ein solcher einer Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit des Alls entspricht. Wenn es einen Gott gibt, so muß es auch einen Himmel geben, und wenn der Bibelgott der wahre, so ist es auch der biblische Himmel. Wir leben seit dem Sündenfall und in Folge

desselben in einer Welt des Schattens, des Scheins, des beständigen Vergehens, und fühlen es doch: Gott ist ewig, unvergänglich; also muß es ein unvergängliches Sein, eine göttliche Schöpfung geben, die ewig ist. Immer fragt die Seele: Wo ist der Baum, der ewig grünt, die Blume, die nie welkt, das Wasser, das den Durst löscht, das Licht, bei dem kein Schatten, das Wort, das nicht trügt, das Leben, das nicht erstirbt, das liebe Vaterland, da man endlich daheim ist?

Die richtige „Anschauung“ des sichtbaren Weltalls, das ist die große Kluft, die den Christen vom Nichtchristen trennt. Der Ungläubige hält diese Welt für die einzig bestehende und reelle, und macht sich mit dem auch vom Standpunkt der Wissenschaft unglaublich dummen Wort lächerlich: „Ich glaube nur, was ich sehe.“ Der Christ erkennt im Licht des Geistes Gottes ein für allemal: Diese ganze Welt hat, seitdem sie von Gott abgefallen ist, ihre Wesenheit und ihre Wahrheit verloren. Sie ist jetzt eine erstarrte, halbtote, mühselig gegen ihre Vergänglichkeit ankämpfende, im Kampf ums Dasein, um ihre Existenz stets ringende, dem Untergang zueilende Welt. Mit den Augen des Geistes gesehen, ist sie nur noch ein Schatten, ein Schemen, ein verblaßtes und stets verblassendes Bild, eine vergilbte Photographie von der großen göttlichen Schöpfung im ewigen Licht. Das haben einigermassen zu allen Zeiten selbst nicht christliche, aber tiefere Denker geahnt und ausgesprochen. So ein Plato; so ruft ein Goethe aus: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“

Unser Leben ist nur noch eine unendlich schwache Spur vom wahren Leben; unser Tod ein schwaches Abbild vom zweiten Tod. Und so die ganze Natur! Die irdische, bald faulende Frucht ist ein schlechtes Konterfei von der Leben spendenden Frucht im Paradies, unser schönes irdisches Wasser vom himmlischen Wasser; unsere Häuser und Wohnungen von dem Haus „nicht mit Händen gemacht“, von „den vielen Wohnungen in unseres Vaters Haus“; unsere sich stets abnützenden, beschmutzten Kleider von den unvergänglichen weißen Gewändern der Ewigkeit; unsere ganze Kunst ein Lallen und Spielen von Kindern, die in sich eine Ahnung vom Himmel tragen, da alle Kunst zu Haus ist. Und auch unsere Freude und unser Leid, unser Lachen und unser Weinen ist nur ein Vorgefühl von ewigen, wonnigen, furchtbaren Realitäten. Freilich, wer das sagt und glaubt, wird immer der blinden Welt als ein törichter Träumer erscheinen; aber er verläßt diese im bloßen Schein herumtappende Welt und harret der wahren Dinge, die da kommen sollen.

Ist auch diese Welt nur ein Bild und Gleichnis, so wird sie doch, und eben deshalb, wie jedes Bild und Gleichnis uns zu einer wenn auch unvollkommenen Erkenntnis der Grundzüge des Originals dienen können. Dazu ist sie uns von Gott gegeben.

So zeigt die große, nicht zu leugnende Zweckmäßigkeit und Weisheit der Schöpfung, ihre ganze „Evolution“, daß sie von einem weisen Schöpfer für hohe Ziele eingerichtet ist. Schon hier erweist sie sich, als die

Offenbarung eines höchsten und zugleich allmächtigen Geistes. Aber diese Schöpfung ist nicht fertig. Sie rennt und jagt und strebt auf dem ihr gewiesenen Weg einem großen Ziel zu. Immer noch kreisen rastlos die Atome und die Sonnen, wächst der Kristall und der Baum; es umwehen unaufhaltsam die Winde die Erde und ohne Ruhe schlägt die Welle den Felsen, und dreht sich in schnellem Wirbel die Erde selber und fliegt der Sonne nach durch den Raum. „Alle Dinge mühen sich ab, niemand vermag es auszusprechen!“ Und wie erst der Mensch! Der Gelehrte will wissen, der Künstler seine Idee ausführen, der Geizige zu Geld kommen, der Ehrgeizige zu Ehren, der Faule zur Ruhe; keiner, der nicht sich müht und sucht, und sich sehnt. Alles Erschaffene seufzt, und die Schöpfung steht in Geburtswehen und möchte eine bessere Schöpfung gebären. Soll das alles nur ein sinnloses Sichimtreisiedrehen sein, bis einst die Erden und die Sonnen erlöschen und diese ganze Schöpfung unfertig, unbefriedigt, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, zerstäubt und in der ewigen Nacht verschwindet? Kann der Gott, der sie angefangen hat, sie nicht auch zu Ende führen? Hat Er sich bei seinem Werk kein Ziel erdacht? Oder fehlt ihm die Kraft, es zu erreichen und sein Werk zu vollenden? Dann ist sein Tun eitel und seine unfertige Schöpfung hat wenig Wert. Gibt es etwas Kläglicheres als ein von seinem Urheber aufgegebenes Werk, ein Haus ohne Dach, ein angefangener, verlassener Palast, ein nur halb entworfenen Kunstprodukt? Wie zeugt ein solches

von Ohnmacht und Schwäche, von vergeblichem Mühen und getäuschter Hoffnung des Künstlers. Gott aber „läßt nie fahren die Werke seiner Hände“. Er wäre kein Gott, führte Er nicht zum Ziel, was Er vorhat; was Er angefangen, wird Er auch vollenden. Er ist ein Gott des Guten, der Wahrheit und des Schönen, und für den von ihm erschaffenen Geist gibt es keine andere Nahrung, als das Gute, die Wahrheit und die Schönheit. Soll Gott diesen von ihm in sein Geschöpf gepflanzten Hunger niemals stillen? Doch; und dazu will Er endlich uns in eine Welt der Liebe, der Wahrheit und der Schönheit versetzen. Es müssen einst alle Kräfte, alle Geseze, alle zweckmäßigen und zielsuchenden Anordnungen und Einrichtungen der Schöpfung sich zu einer prächtigen, fehlerlosen Harmonie des Guten, des Wahren und des Schönen vereinigen, und eine gute, wahre und schöne Schöpfung aus einem Guß zur Verherrlichung des Schöpfers herstellen. Das ist der einzig vernünftige Zweck und das Endziel des erschaffenen Alls.

Das Bewußtsein des ewigen Rechts können keine Lügen, noch Sophismen dem Menschen aus dem Herzen reißen. Auch der Materialist sieht sich genötigt, einen „allgerechten“ Weltäther zu statuieren, und die Gerechtigkeit des Weltalls anzuerkennen. Auch der Atheist will als „gerecht“ gelten. Millionen von Sozialisten sprechen von ihren „gerechten Ansprüchen“, und die Völker im Krieg von ihrer „gerechten Sache“ und vom „Sieg des Rechts“. Welcher König oder Fürst,

welcher Richter hätte den Mut, als ein „Ungerechter“ Gehorsam und Anerkennung zu fordern? Nun, wenn es keinen Himmel gibt, darin Gerechtigkeit wohnt, wenn es bei Gott nicht ein absolutes Recht gibt, nach welchem Er drüben Recht spricht denen, die es bei Menschen auf Erden nicht fanden, wenn Er nicht straft die Bösen, die hier straffrei ausgingen, — dann ist Er ein ungerechter Gott, also ein böser Gott! Fällt es uns auch schwer, in seiner jetzigen verborgenen Weltregierung seine Gerechtigkeit zu erkennen, so ist sie es doch, welche trotz aller Ungerechtigkeit der Menschen die Welt im Gang erhält und die Menschheit vor sofortigem Untergang bewahrt. Überflutet die leichte Lüge auch die Niederungen, so wird doch von ihr der Fels der Wahrheit nicht weggespült. Wir haben es gesehen, ohne Wahrheit, also Gerechtigkeit und ohne Gehorsam der Wahrheit der Dinge, den wahren Gesetzen der Natur und des Daseins, können wir nicht existieren. Und Jesus spricht: „Selig sind, die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.“ Unser Gott und sein Wort verheißt: „Gott wird alle Werke ans Licht bringen“ und „die Welt richten in Gerechtigkeit und der Friede wird die Frucht der Gerechtigkeit sein“ (Jes. 32, 17). Das erwarten wir!

Gott ist ein Gott der Freiheit und wird uns einst Freiheit schenken. Während das Weltkind in knechtischer Angst lebt, alles, daran es hängt, verlassen zu müssen, jauchzt auch der mit irdischen Gütern gesegnete Christ

darüber, daß er einst alles, was ihn hier mit dem Betrug des Besizes und des Reichthums täuscht und belastet, andern armen Sterblichen, Staub dem Staub überlassen und frei vom Irdischen, sich zu himmlischen Höhen emporzuschwingen darf. Während die Welt in tausend Fesseln gebunden, sich frei dünkt, hofft der Christ mit der ganzen seufzenden Schöpfung auf „die Freiheit der Kinder Gottes“. Er fühlt es am Ende seiner Laufbahn: bald werde ich frei sein! Lang, mein Leben lang war ich ein Unfreier. Ich war der Sohn meiner Eltern, das Kind und der Jüngling meiner Erziehung, der Mann meiner gesellschaftlichen Stellung; von meiner Umgebung, von den Milieux, in denen ich lebte, beeinflusst, ummodelt, gefangen; vieles an mir das Produkt meiner Zeit und ihrer Sitten, ihrer Anschauungen, ihrer geistigen Moden, ihrer öffentlichen Meinung, ihrer frommen und unfrommen Ansichten. Ich schwamm in und mit dem Strom und merkte es nicht; ich trug Fesseln und wußte es nicht; vergoldete Ketten des Besizes, silberne des Amts und des Berufs; seidene Bande der Freundschaft, ihres Lobs und ihres Tadel, und bewegte mich in einer Welt der Konvention und des Hergebrachten. Meine Seele atmete viel Staub ein und durfte sich nicht nackt und wahr zeigen, und ihr war der Körper Diener und harter Herr, ein geschicktes Werkzeug und eine liebge-wonnene Beschwerde. — Auch das war von Gott so gewollt und hatte seinen Zweck. Aber nun ist's genug. Ich ahne, es lösen sich bald die Bande; es fallen die

Ketten, es zerreißt das Fadengewebe; es hört die Sünde auf, deren Knecht ich war. Ich darf die abgenzten Kleider ablegen und — o Gott, gewähre es mir! — zu dir eingehen, als ein Kindlein im weißen Kleid, das mit Tränen der Wonne stammelt: Vater! Vater! Dann wird Er mir schenken, mich selbst zu erkennen, wie ich vor Ihm bin, ein unzerbrechlicher Edelstein der Ewigkeit; von Sünde rein und ganz durchsichtig; geoffenbart vor den Engeln und lieben Mitseligen in einer Welt, wo das Wort nicht lügt, die That nicht täuscht, wo alles Wahrheit, Klarheit, Licht ist. Bald frei, ewig frei!

Dieser Gott hat alle seine Geschöpfe auf Erden, vornehmlich den Menschen, für das Glück geschaffen, und ihnen einen unauslöschlichen Durst nach demselben eingestt. Was auch der Mensch wünscht und anstrebt, worin er Befriedigung sucht, glücklich will er sein, und der ist noch nicht geboren, der mit Vorsatz lieber unglücklich sein wollte. Daß wir niemals auf Erden ganz glücklich sein werden, weiß jeder. Kann Gott seine Menschen und diejenigen, die Ihm als Vater und seinen Verheißungen kindlich trauen, nicht einst, wie Er es verspricht, völlig und ewig glücklich machen, so fehlt ihm dazu entweder der Wille oder die Macht; dann ist er ein falscher, betrügerischer, oder ein schwacher, ohnmächtiger Gott! Aber Er verspricht: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“ „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ „Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen, denn das Alte ist vergangen.“

„Siehe, Ich mache alles neu.“ — Das glauben wir; darauf bauen wir.

Gott hat uns allen die Freude an der Schönheit eingepflanzt. Denn er ist ein Gott der Schönheit, ja er ist selber allerhöchste Schönheit. Mit allen unseren Künften möchten wir diesem Bedürfnis der Seele genügen; und kein Volk gibt's, das nicht eine Kunst hätte! Gottes Natur ist voll Schönheit, ist überall schön, und diese Schönheit hat schon manchen zu Gott geführt. Wie es aber Menschen gibt, die durch Geldgier, Genuß und Laster abgestumpft von der Schönheit der Natur nichts mehr merken, so erfassen auch ihre noch so gebildeten Bewunderer nicht ein Tausendstel ihrer unglaublichen Schönheit. Dazu gehörten andere Augen, andere Sinne — sehen wir doch nicht die wundervolle Welt der Atome, den inneren Bau der Blume, die Farben der Wärme und der Elektrizität —, und vor allem gehörte dazu Sündenlosigkeit und ein richtiges Stehen zu und vor Dem, dessen Schatten diese sichtbare Schöpfung ist. Dann würden wir „in seinem Licht das Licht sehen“, schon in dieser Welt. „Gottes Welt“, ruft David aus, „ist voll seiner Pracht.“ — Aber, das fühlen wir alle, es ist ein Etwas da, das der Schönheit Abbruch tut, ein böses Prinzip, das nach Zerstörung strebt, das Hinfälligkeit und Vergänglichkeit, Krankheit und Tod erzeugt. Soll es ewig so bleiben? Wohnt der Gott der Schönheit nicht in ewig schönen Himmeln, und wird Er, der große Künstler, nicht einst ungehindert mit vollen Händen auch über unsere Welt Schönheit ausschütten

können? Doch! antwortet darauf eine Stimme in der Brust eines jeden Menschen. Der wahre Beweis, daß es eine vollkommene, fehlerlose, absolute Schönheit gibt, ist der Durst in uns nach einer solchen. Und jedes Volk hat sie von jeher droben gesucht. Wenn der Mensch, sagt Plato, auf Erden Schönheit sieht, so erinnert er sich der Urschönheit. „Himmlich schön!“ ruft auch der aus, dem Weltfinn den Glauben an den Himmel ersticht hat. Nun, wie Gottes Wort uns neue Himmel und eine neue Erde verheißt, da alles Sehnen gestillt wird, so auch eine Welt voll Schönheit: Berge Gottes, kristallene Ströme, ewig grünende, blühende, Frucht tragende Bäume des Lebens, und dazu die ideale, riesige, goldene Stadt, leuchtend, blühend, mit ihren Perlen und Edelsteinen in Gottes ewigem Licht; sollen sie nicht schön sein?!

Wir sind von einem lebendigen Gott des Lebens erschaffen, und wir wollen leben. In diesem großen unerklärlichen Eins ist alles Wünschen, Sehnen des Geschöpfs begriffen. Leben! Darunter versteht der Mensch leibliche und seelische Kraft, Wohlsein, Macht, Genuß, Erkenntnis, Glück, Freude, Licht und Wonne; und er ruft aus: ich lebe wieder auf! Von diesem größten aller Güter, das sie alle umfaßt, steht groß geschrieben: „Die Gabe Gottes ist das ewige Leben!“ Und weil Gott Schöpfer ist, ist auch das Leben der Seele die Tat, das Schaffen und das Erschaffen. „Ich will dich über vieles setzen,“ verheißt der Herr seinen Dienern. Herrliches, freies, zweckreiches,

machtvollcs Tun; höchstes, ewig beglückendes Leben will ein gütiger Gott des Lebens seinen Menschen als eine seiner würdige, freie Gabe spenden. „Wen da dürstet, der komme und trinke vom Wasser des Lebens umsonst“ (Offbg. 22, 17). Er richtet ihnen sein Abendmahl zu und läßt ihnen sagen: „Kommt, es ist alles bereit!“ Aber sie haben „Ochsen gekauft“; sie haben „ein Weib genommen“, sie können „nicht kommen“. Und andere verwerfen spöttisch, haßersücht dieses beste der Geschenke, und ziehen den ewigen Tod vor, den ihr Gott, „der ewige Stoff“, ihnen verheißt. — „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ gilt auch von Göttern. — Nein! rufen grimmig diese armen Anbeter der Natur, einen Himmel gibt es nicht, und wir wollten auch nicht hinein! Einst erlöschen die Sonnen; die Schöpfung erstarrt, die Weltuhr bleibt stehen und mit uns zerrinnt alles Gewesene in Nichts. Wir wollen vergebens gelebt, und sinn- und zwecklos Wissenschaft und Gotteshaß getrieben haben. Wir sind Söhne des Nichts und wir wollen zu unserem Vater zurück! Sie rufen es zum Gericht über sich selbst; und in der tiefsten Tiefe ihrer Seele schreit es bange: „Ewige Nacht, verbirg uns einst vor dem Angesicht dessen, der auf dem Throne sitzt!“ So mögen sie es haben! Hier schon umhüllt Finsternis ihr Haupt, und sie reden Wahn und Lüge. Aber Gott ist ein Gott der Gerechtigkeit und der Freiheit; und drüben ist das Land der Wahl. „Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Wir glauben an das ewige Licht. Wir werden es schauen. Sie erwarten die äußerste

Finsternis. Sie werden sie finden. Ach daß sie zu ihrem Heil schon hienieden auch nur den tausendsten Teil der Verzweiflung ahnten, die drüben eine von Gott auf ewig verlassene Seele zermalmt!

Denn zum siebten ist Gott ein Gott der Heiligkeit. Diese Heiligkeit spricht sich in einer gefallenen Schöpfung als Zorn und Abscheu gegen die Sünde aus, als schärfster Gegensatz zu allem Bösen und Unreinen. Für alles, was Gott feindlich, Gott entfremdet, „ist unser Gott ein verzehrendes Feuer“. Das Bewußtsein dieser Heiligkeit ließ Adam sich unter den Bäumen des Gartens verbergen, „denn ich bin nackt,“ und Petrus, als beim wunderbaren Fischzug die göttliche Allmacht ihm nahe trat, ausrufen: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ Darauf bewirkt es das Flehen der Buße: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Hat die Seele Vergebung der Sünde in Christo gefunden, dann entsteht auch in ihr die Abneigung, die Feindschaft wider das Ungöttliche, und der Kampf wider die Sünde in ihr und außer ihr, welcher erst mit dem Tod aufhört. Dadurch wächst in ihr immer tiefer, immer brennender die Sehnsucht nach einer Welt, da nicht Ungerechtigkeit, sondern Gerechtigkeit, nicht Sünde, sondern Heiligkeit herrscht. Sollte nun ein heiliger Gott, der dieses Sehnen selber in die Seele pflanzt, dasselbe nicht auch einst stillen? Sollte nicht unsere Seele endlich von dem ihr immer unerträglicher werdenden Joch der Sünde frei werden? Sollte der Gott, der uns befiehlt, Ihn zu bitten: „Erlöse uns von

dem Bösen!" es nicht auch einst tun? — Doch gewißlich! Und darauf freuen wir uns als auf die allererste Wonne beim Eintritt in den Himmel.

Zu allen diesen Bedürfnissen der Seele hat Gott ihr den Drang nach Offenbarung ihrer selbst eingesenkt. Was wäre ein Leben, das sich nicht offenbaren dürfte? Ja, was ist Leben, wir sagten es, wenn nicht fortwährende Offenbarung? Was ist die Qual des noch so gut gepflegten Gefangenen in der Isolierzelle? Daß ihm jede Offenbarung verwehrt ist. Was ist all unser Tun, wenn nicht ein Versuch des Unsichtbaren in uns, sich anderen sichtbar zu machen, und unsere Ichheit möglichst klar, groß, schön, liebenswürdig, edel zu offenbaren? Woher dieses unvertilgbare Bedürfnis? Es stammt wie alle Eigenschaften unserer Seele von Gott, ist also auch in Gott rein, vollkommen, allmächtig vorhanden. Gott will sich offenbaren. Gibt es einen Gott des Rechts, der Freiheit, des Wissens, des Glücks, der Schönheit, des Lebens und der Heiligkeit — und was wäre ein Gott, der das nicht ist — so will er sich auch als solcher offenbaren; und bei seiner Allmacht muß das Ende seines Tuns, die Blüte und Krone und Frucht seines Schaffens eine Welt sein, darin vollendete Zweckmäßigkeit, absolutes Recht, vollkommenes Wissen, ganzes Glück, prächtige Schönheit, höchstes Leben, reinste Heiligkeit zur Offenbarung und Verwirklichung kommen. Diese Welt heißen wir: Himmel und harren ihrer. „O Gott, zu deiner Rechten ist eine Sättigung der Wonne ewiglich!"

Wir gehen hienieden nur zu sehr von der stillen Voraussetzung aus, daß diese Welt der Sünde, da Recht mit Unrecht, Zweckmäßigkeit mit Unzweckmäßigkeit, Wissen mit Unwissenheit, Schönheit mit Häßlichkeit kämpft, darin Unvollkommenheit und Unvernünftigkeit uns so erdrückt, die ganze Welt sei. Aber dieser Eindruck ist ein falscher und rührt von unserem Abfall von Gott her; das göttliche Wort belehrt uns eines Besseren. Wie in einem durchsichtigen Ozean ein undurchsichtiges, trübes Sandkorn, wie am klaren, weiten Himmel ein winziges, dunkles Wölkchen an der Sonne vorüberzieht, so schwimmt diese von Satan vorübergehend verdunkelte Schöpfung unter unendlich größeren Himmeln der Himmel, darin unzählige Heerscharen, nie gefallene Wesen im ewigen Licht Gott loben, und nicht wissen, was Nacht und Sünde ist. Schwindet einst auf Gottes Wort diese Wolke, so ist überall Licht; das All ist Himmel, und vor uns breitet sich ein uferloses Meer, die selige Ewigkeit, umflutet vom ewigen Licht.

Was wissen wir von diesen Himmeln? Nichts! ruft der Gottlose aus. „So gut wie nichts!“ sagen auch manche Christen, die es besser wissen könnten. Ich sage: wir wissen viel von ihnen. Ist nicht das ganze Wort Gottes von dem: „Am Anfang schuf Gott die Himmel“ bis zum letzten Wort vom Baum und Wasser des Lebens eine himmlische Offenbarung von Taten, Worten, Beschlüssen, Einflüssen und Kräften der Himmel, von

ihren Einwirkungen auf die Erde und die Menschheit, von der Gesinnung und von den Geistesgesetzen, die dort herrschen, und vom Verhalten der Menschen ihnen gegenüber? Was sind die biblischen Erscheinungen der Engel und himmlischen Wesen, der Cherubim und Seraphim, was die schon besprochenen Offenbarungen Gottes selber, wenn nicht ein Hereinblitzen des Himmels in diese Welt; was alle von Gott seinen Propheten eingegebenen Worte, als Verkündigungen von himmlischen Beschlüssen; was der Wandel des fleischgewordenen Sohns Gottes, sein Tun, seine Wunder, seine Verklärung, seine Auferstehung anders, als ein Leuchten himmlischen Lebens in die gefallene Natur hinein? Was endlich die ganze Offenbarung Johannis, wenn nicht ein Eröffnen der Himmelstore, durch welche hindurch wir bis auf Gottes Thron schauen dürfen? Die Bibel ist voll von den Himmeln.

Und da sagen noch sich Christen Nennende: Vom Himmel und himmlischen Leben wissen wir so gut wie nichts. Sie hüllen sich in Nebel, um die Sonne nicht zu sehen und meinen, je unvorstellbarer, undenkbarer ihr Himmel, desto frommer und göttlicher; und mit gewohnter Scheu vor allem Positiv-Plastischen und trübem Blick warnt der kritische Kleinglaube vor der „zu realistischen Auffassung der zweiten Schöpfung“ (!) und erklärt, daß die kristallinen Ströme, hohen Berge und Lebensbäume auf der neuen Erde „jenseits unseres Anschauungsvermögens liegen“. Aber Gott ist nicht ein Gott der bloßen poetischen Redensarten, und sein Wort gibt

uns nicht Nebelbilder und falsche Edelsteine, sondern Er ist ein Gott der Wahrheit und der absoluten Realität, und seine zweite Schöpfung wird, weil ewiger, noch reeller sein als die erste. „So das Klarheit hatte, das da aufhört, vielmehr wird das Klarheit haben, das da bleibet“ (2. Kor. 3, 11). Die goldene Stadt im ewigen Licht mit majestätischer Architektur, der fließende kristallene Strom und die immer grünenden Bäume mit heilsamen Blättern und eßbaren Früchten auf einer neuen Erde sind nicht poetische Bilder eines Unvorstellbaren, sondern wahre, realistische Dinge, welche weit besser diese Namen verdienen, als alle Gebilde, die wir hienieden darunter verstehen. Hier Schein, dort Wesenheit; hier das Bild, dort das Original. Alle Dinge auf Erden sind nur Abbilder der Urdinge und der Ur-Sachen in den Himmeln und könnten ohne diese Urdinge nicht existieren. So sind die Sinne des Auferstandenen ein wahres Sehen, Hören, Fühlen eines wahren Lichts, wahren Schalls und wahren Stoffs, und er ein sichtbarer, greifbarer und reellerer Wesen als der irdische Mensch. Wozu sonst die Auferstehung des Leibes? Obige Verdächtigungen der himmlischen Realitäten zeugen von Geistesohnmacht. Diese Zweifel alle schlägt die absolute Tatsache und das klare Wort des auferstandenen Christus: „Sehet meine Hände und meine Füße; ich bin's selber, fühlet mich und sehet, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.“ Und als sie noch nicht glaubten, „aß er

vor ihnen Fisch und Honigseim.“ — Aber viele Christen hören das Wort und fassen es nicht. Sie können noch absurd fragen, ob wir uns im Himmel wieder erkennen werden?! Erkennt nicht selbst der reiche Mann den Lazarus und den nie gesehenen Abraham? Und ebenso Petrus den Moses und den Elias auf dem Tabor? Oder sie sagen, mathematische Gesetze, wie daß $2 \times 2 = 4$, gelten doch bloß für das irdische Leben. Dann wäre Gott im Himmel nicht mehr der dreieinige Gott, noch Jesus und ich dort zwei; noch die zwölf Apostel noch zwölf! Gilt aber durchaus, wie die ganze Offenbarung zeigt, die Zahl in den Himmeln, so ergibt sich mit absoluter Logik aus ihr auch der Raum und die Zeit. Und doch reden manche verständnislos von einem Himmel außerhalb Zeit und Raum; glauben also an einen dritten Himmel und viele Wohnungen im Vaterhaus, die nirgends sind, denn das wäre Raum, an ein Paradies und Himmel, die nie erschaffen wurden, denn das wäre Zeit; und in einem solchen wollen sie mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen! Sie wissen nicht, daß jedes erschaffene Wesen einen Anfang, folglich ein Alter hat und in der Zeit existiert; so die jetzigen Himmel und die Erde; so auch einst die neuen Himmel und die neue Erde (Offb. 21, 1). So ist Denken und Wort nur in und mit Zeit und Zahl möglich, und ohne Raum gibt es weder Größe, noch Form, noch Sichtbarkeit, so daß wir in einen raumlosen Himmel weder Christum, noch uns selber sehen

könnten. Aber lies: Offenbarung 1, 7; 12—17 und das ganze 21. Kapitel. Was die Zeit droben betrifft, so heißt bekanntlich Offenbarung 10, 6 nach dem Grundtext nicht: keine Zeit mehr, sondern: kein Aufschub, keine Frist mehr (so die Elberfelder Bibel u. a.), und daß damit die Zeit nicht abgesprochen wird, soll jedem aufmerksamen Leser daraus klar werden, daß nach diesem Schwur des Engels und nach dem Botsaunen des siebten, in Kapitel 12, 14 „eine Zeit, zwei Zeiten, und eine halbe Zeit“, und in Kapitel 20 fünffach das tausendjährige Reich vorkommen. Die Bibel wiederholt in der Offenbarung: „in die Äonen der Äonen“, („in die Zeitalter der Zeitalter“, Elberf. Bibel). Äonen aber sind große Epochen und Tage Gottes. Somit lehrt die Schrift das gerade Gegenteil von der unvorstellbaren „zeitlosen Ewigkeit“ so vieler Christen.

Christus, „der Erstgeborene der Kreatur“, ist die Offenbarung der unsichtbaren und unsaßbaren Gottheit in Raum, Zeit und Stoff. Er erklärt, daß in des Vaters Hause viele Wohnungen sind und daß er „bereitet den Platz“; und die heilige Stadt ist viereckig und zwölftausend Stadien groß „nach Menschenmaß“. Von Judas heißt es: „er ging an seinen Ort“ und Satan und seine Engel haben ihre Wohnung, „ihre Behausung verlassen“ (Jud. 6). Jedes Wesen hat seinen Ort im göttlichen Weltall, daher unsere irdischen Begriffe der Heimat und des Vaterlands. Das ist Raum. Die Bibel verheißt uns ein äonisches Leben, „in den

Äonen der Äonen“, und erklärt, daß der Baum des Lebens auf der neuen Erde jeden Monat Früchte bringen wird. Das ist Zeit. Endlich ist der Leib des auferstandenen Christus räumlicher, sichtbarer, greifbarer himmlischer Stoff (Luk. 24, 39 und Joh. 20, 27. 28). Und „wir werden ihm gleich sein“ (1. Joh. 3, 2). Kein erschaffener Geist fällt aus der stofflichen Welt heraus; keiner, der nicht, nach Christi Bild, kraft der Zahl und im Raum lebte, mit der Zeit dächte, und sich nicht hier mit dem vergänglichen, im Himmel mit dem unvergänglichen Stoff offenbarte. (Siehe die Cherubim und ihre Räder im Hesekiel.) So lang Gott ein einiger und ein dreieiniger Gott ist, so lang wird die Zahl, — auch das einzige, darin menschliche Wissenschaft uns einen Widerschein der absoluten ewigen Wahrheit gibt — Grundwort und Gesetz seines Thuns bleiben, und der Zahl werden ewig Zeit und Raum und die ganze Arithmetik und Geometrie der göttlichen Schöpfung entströmen. Das ist biblische *Physica sacra* und himmlische Natur. Nicht diese von Gott seinen irdischen und himmlischen Geschöpfen zu ihrer Offenbarung ewig geschenkte Zahl, Raum, Zeit und Stoff werden einst verschwinden; wohl aber werden unser Begriff, Verständnis, Genuß und Beherrschung derselben unsaßlich erhöht, und nicht mehr Last und Schranke, sondern Schönheit, Macht und Wonne werden sie uns ewig sein.

Wie wird uns noch so manches zur Bekräftigung dieser Wahrheit über das himmlische Leben verkündigt!

So, daß wir in Häusern wohnen werden, nicht von Händen gemacht; daß wir mit Fleisch und Bein aufstehen und essen und trinken und zu Tische sitzen werden in seliger Gesellschaft und unaussprechliche Worte hören und reden, und dabei leuchten werden wie die Sonne in ihrer Kraft, also nicht nur selber voll mächtiger Kräfte und herrlichen Lebens, sondern solches auch ausstrahlend und andern spendend. Verheißten ist uns, daß wir, vor dem zweiten Tod ewig sicher, in Kleidern, weiß wie der Schnee, wandelnd, die Völker mit eisernem Szepter regieren werden. Unsere Namen sind eingeschrieben im Buch des Lebens. Wir werden den Namen Gottes, den Namen der Gottesstadt und einen neuen Namen Christi an uns tragen; jedem ist außerdem als himmlisches Kleinod der weiße Edelstein versprochen, darauf sein geheimer himmlischer Name eingraviert (wie im Hohenpriesterschild die der zwölf Stämme Israels). Wie wird uns im Anschauen dieses Urim und Thummin (s. 2. Mose 28, 30 und 1. Sam. 28, 6) die eigene Seele klar; wie wird jeder Selige in diesem Namen sehen, was er ewig ist und wird und kann, und das Gesetz seines himmlischen Daseins und seiner ewigen Individualität lesen, und zugleich in diesem Wort Gottes sein Stehen vor diesem Gott, sein Leben und Weben in Ihm und Gottes stetes Antworten immer von neuem finden.

Über das alles sagt uns das Wort, daß wir in allem diesem eine Seligkeit genießen werden, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Men-

sehen Herz gekommen ist. Diese durfte ein Paulus kosten (wahrscheinlich als er „einen Tag und eine Nacht in der Tiefe des Meeres“ zubrachte (2. Kor. 11, 25), da er in den dritten Himmel erhoben wurde, über den er schweigt, darauf auch in das Paradies kam, wo er „unaussprechliche Worte hörte“ — weshalb er zweimal wiederholt: „ob leiblich oder seelisch, weiß ich nicht?“ (Darüber, daß Himmel und Paradies nicht dasselbe sind, vergleiche: Lukas 23, 43 mit Johannes 20, 17 und Christi Himmelfahrt nach vierzig Tagen.) „Deshalb kann der Apostel von dem, das Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben, sagen: „Uns aber hat Gott es geoffenbart“ (1. Kor. 2, 9. 10).

Als Krone, höchstes Los und Wonne, als unsägliches Glück ist dann uns verheißen: „Sie werden **Gott** schauen“ (Matth. 5, 8). Ein unsagbar Großes! Zugleich die Erfüllung des tiefsten Sehns der Kreatur. Das ist die Vollendung alles Wissens, alles Forschens und Beweisens und alles Glaubens: ein Schauen! Daß wir Gott nicht mehr sehen, das ist unser Unglück und unser Leid. Welches Kind möchte nicht seinen Vater sehen? Welcher treue Untertan jauchzt nicht auf, wenn er seinen gnädigen König sehen darf? Hier ist unendlich mehr denn Vater und König. Von jeher war es auch herrlichster Lohn seiner Diener, daß sie Ihn schauen durften. Was bittet sich Moses als höchste Gnade aus? „Herr, laß mich dein Angesicht sehen!“ Wie erhob dieses Schauen Gottes einen Moses, Elias, Jesajas, Daniel, Johannes zu einer

Geisteshöhe, wo sie theilhaftig wurden himmlischer Beschlüsse, zu einer göttlichen Macht, zu einem Reichtum, zu einer Tiefe der Weisheit, wie sie nicht entfernt irgend einem heute Lebenden zuteil werden! Und doch war es ein Schauen im Fleisch, und die Gottheit mußte bei ihnen allen ihr Angesicht verschleiern, ihre Herrlichkeit nur schwach leuchten lassen, damit sie nicht verdürben. „Kein Mensch kann mein Angesicht sehen und leben,“ sagt Gott zu Moses. Wie wird uns sein, wenn wir einst, nicht mehr Menschen, sündige, sterbliche Menschen, sondern neue Wesen mit neuem Namen (Offb. 2, 17; 3, 12) ewig uns in das Schauen von Gottes Angesicht vertiefen werden, in ein immer wonnigeres Bewundern der Herrlichkeit, die der Sohn beim Vater hatte vor Grundlegung der Welt (Joh. 17, 24), in eine immer hellere Erkenntnis und ein Schauen der Ursache aller Ursachen, des Urgrunds aller Dinge und aller Wesen, des stets ausbligenden Gesetzes des Gesetzes, des ewigen Aussprechens des großen Namens, der die Himmel der Himmel füllt! Wir können es nicht fassen; aber wir wollen es glauben und selig sein, schon in der Hoffnung. O Gott, wann werden wir in deinem Licht das Licht sehen?

Daß Gott uns nicht hienieden noch nähere Blicke in die himmlische Herrlichkeit tun läßt, geschieht aus väterlicher Rücksicht auf unsere blöden, kranken Augen, welche dieses blendende Licht nicht ertragen würden. Indessen zeugt der Himmel, den ein Christ denkt, hofft, sich vorstellt von der Art, Farbe und Stärke seines Glaubens.

Daher sind viele christliche Himmel so wenig anziehend, so unreell und so unplastisch, so unglaublich und so langweilig, daß schon darin der absolute Beweis von der Irrtümlichkeit dieser Vorstellungen liegt. Sie sind nur eine unbiblische, geistlose vermeintliche Vergeistigung, in Wahrheit aber Verflüchtigung himmlischer Realitäten. Nach solchem frommen Dunst und Nebel kann die Sehnsucht nicht groß sein. Wird man krank, so klammert man sich an den Arzt; man teilt „tiefgebeugt“ mit, daß es Gott gefallen hat, unsere Lieben zu sich zu nehmen, und untröstliche christliche Mütter treiben Gräberkultus. Das ist nicht himmlischer, sondern irdischer Sinn. Wohl schmerzt auch einen Christen die zeitweilige Trennung. Aber wenn ein Märtyrer von wilden Tieren zerrissen oder von den Flammen verzehrt heimging, zogen die ersten Christen weiße Kleider an und jauchzten: „Er hat die Krone des Lebens empfangen!“ Wer bei dem uns befohlenen „Sinnen nach dem, was droben ist“, sich nicht innerlich erhoben, von inniger Begeisterung, von Begehren und Sehnen ergriffen fühlt — wie der selige Bengel sagt, das Heimweh nach den himmlischen Stätten sei ihm bis zum körperlichen Schmerz gewachsen, — wem nicht zum wenigsten dabei die ganze Herrlichkeit und alle Freuden dieser Welt gegenüber der Freude der Ewigkeit zu etwas Verächtlichem, ja nicht mehr Vorhandenem geworden sind, der hat noch keinen rechten Himmel und dürfte nach dem Sterben lang nach einem suchen.

Wo ist denn der Himmel? fragt mancher. — Der Himmel ist wie Gott überall. Zwischen ihm und uns liegt nicht der eisig kalte Weltraum. Der Himmel war um Elisa, als sein Diener „den Berg voll feuriger Rosse und Wagen um den Propheten sah“. Der Himmel war auf dem Tabor, da Jesus mit Moses und Elias sprach. Der Himmel umgab den sterbenden Stephanus, als er ihn offen sah und Jesum stehen zur Rechten Gottes; er war um Johannes auf Patmos, als der Auferstandene unter den sieben Leuchtern mit ihm sprach. Der Himmel ist da; er ist hier; er ist, wo du gehst und stehst; aber unsere blöden fleischlichen Augen sehen ihn nicht. Zwischen ihm und uns liegt eine Geburt, die wir Tod nennen. Wie das Kind im Mutterleib, von Fleisch und Blut umgeben, noch nichts von der Lichtschöpfung, inmitten deren es sich doch schon befindet, sieht und weiß, nach seiner Geburt aber erstaunt und bewundernd sie schaut, also zersprengt im Sterben die Seele des Christen ihre Lehmhülle, zerreißt die Schleier des Fleisches und die Ketten der Finsternis und steht dann plötzlich mit seligem Erstaunen, von himmlischem Licht umflutet, in demselben Paradies, darin Adam wandelte. Die Engel tragen, führen, begleiten sie freundlich in diesen weiten himmlischen Welten an den Ort, dahin sie gehört, in einem ätherischen Leibe, der noch nicht der der Auferstehung ist, und doch schon hell, sichtbar, greifbar. Und das ist der Zwischenzustand für den Gläubigen. Für den

Nichtgläubigen ist es der mehr oder weniger dunkle Hades, darin jedoch nach der Schrift Vergebung der Sünden nicht ausgeschlossen ist (Matth. 12, 32).

Wir sagten, daß Gott zuerst dem Menschen als selige Gabe die Offenbarung seiner Natur im Garten Eden gegeben habe. So sagen wir auch, daß nach der reinen Liebe zu Gott, zum Heiland und zu den Mitseligen ein Sinn für die göttliche Natur, ihre Gesetze und ihre Schönheit als Abglanz ihres Schöpfers Bedingung des himmlischen Lebens ist. Wozu schenkt Gott uns sonst die Augen und Sinne des Auferstandenen? Wozu einen materiellen Leib der Auferstehung im wahren ewigen Stoff, wenn nicht, um seine ewige stoffliche Schöpfung zu erfassen, zu begreifen und zu genießen? Die Schrift betont, daß durch Christus, für ihn und zu ihm sind nicht nur alle Wesen und Geister, sondern „alle Dinge“. Wir werden essen und trinken vom Saft des Weinstocks an Gottes Tisch! Auf dieses Festessen Gottes und wahres Genießen seiner Schöpfung freuen sich zu wenig viele Christen, tun gar, als ob sie über solche Genüsse erhaben wären und wollen geistiger und geistlicher sein als der liebe Gott. Sie verstehen nicht, sich über eine neue himmlische Natur zu freuen, wie schon hier Gott selber über die Zedern des Libanon, den Myrten- und Olivenwald, den auf hohem Felsen nistenden Adler, das Pferd in der Schlacht, den Löwen und seine Jungen in der Wüste. Sie betrachten verständnislos diese Natur Gottes als eine fremde, unter ihnen stehende Welt. Sie sind wohl nach dem

Wort Blumhardts „aus der Natur in den Geist“, aber noch nicht wieder „aus dem Geist in die Natur wiedergeboren“. Vor lauter Beschäftigung mit ihrem persönlichen Seelenleben und Wichtignehmen ihrer kleinen Seelenerfahrungen haben sie den weiten großen Blick, die herzliche Teilnahme und die Freude an dem großen Göttlichen außer ihnen verloren, sehen zu viel auf sich, zu wenig auf Gott. Sie hören nicht mehr das „Seufzen der ganzen Schöpfung“; sie freuen sich zu wenig, daß diese Kreatur, die sie selber „der Eitelkeit unterworfen haben“, von ihrer Schuld, von ihrer Sünde erlöst und mit ihnen theilhaftig wird der Freiheit der Kinder Gottes. Dieses in Geburtswehen Liegen der Natur, dieses Streben aus Banden und Fesseln heraus, das ist biblische Evolution; dieses „sehn- süchtige Harren“, das ist die von uns nicht verstandene, die Evolution treibende Kraft. — „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott!“ singen mit den Harfen Gottes die Seligen auf dem kristallinen Meer (Offb. 15, 3). „Und alle Kreatur, die im Himmel ist und auf Erden und unter der Erde und im Meer und alles, was darinnen ist, hörte ich sagen: Dem, der auf dem Thron sitzt und dem Lamm sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ (Offb. 5, 13.)

Wie Gott für den erschaffenen Geist den ebenso göttlichen und ewigen Stoff schuf; wie die Seele Adams des Körpers und des Gartens Eden bedurfte, und die

der Auferstandenen zum Verkehr mit einander und mit Gott des neuen Jerusalems (Offb. 21, 3), so lebt schon hienieden diese Seele in einem ihr verborgenen Zusammenhang mit der gesamten Schöpfung, mit dem ganzen Weltall; und die helle Erkenntnis und das geistige Genießen dieses Zusammenhangs wird auf der neuen Erde die Weltweisheit und himmlische Philosophie der Seligen sein. Wir dürfen mit einer erlösten Schöpfung einer entzückenden, beseligenden, himmlischen, ewigen Natur harren, darin wir aus jeder Erscheinung, aus jedem Wesen immer neue, überaus herrliche göttliche Gedanken leuchten sehen; eine himmlische Bibel, voll der Wunder Gottes. Gott und uns werden die Blumen des Paradieses dankbar duften; freudig wird der Baum des Lebens uns seine Früchte spenden, und in himmlischer Lust und Kraft werden die weißen Pferde schnauben, die uns Selige zum Gericht und zum Sieg tragen. Auch wir Auferstandene werden ein Werk Gottes sein, das Ihn lobt und an dem seine ganze Schöpfung ihre Freude hat, wie wir mächtig an Kraft, seinen Engeln gleich, auch „die Hand gen Himmel heben und schwören werden bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, der den Himmel geschaffen hat und was darinnen ist“, und die neue Erde mit Macht und Weisheit beherrschen.

Wir freuen uns, daß Christus, „der Erstgeborene aller Kreatur“ „unter vielen Brüdern“ mit uns diese göttliche Natur, die Er schuf, genießen will (Matth. 26, 29). Wir wollen mit ihm und dem Schächer in dem

Paradies und Garten Bonne, den Er pflanzte (1. Mose 2, 8) uns wiederfinden, und dort von der Frucht desselben Baums des Lebens essen, von dem Adam nicht essen durfte (Offb. 2, 7), und „vom Gewächs des Weinstocks trinken“. Wir sind nach Leib, Seele und Geist geschaffen und wollen nach Leib, Seele und Geist selig werden. Wir freuen uns im voraus der völligen leiblichen Offenbarung Gottes in seiner himmlischen Natur.

Wie dann Gott seinem Volk die zweite, seelische Offenbarung, die seines Gesetzes, gab, so erwarten wir im Himmel, daß uns die Augen gegeben werden, um die David hat, um alle Wunder aller göttlichen Gesetze zu schauen. Besteht schon hier der bedeutende Naturforscher, der große Künstler, der hervorragende Musiker, der berühmte Mathematiker, daß es höchste irdische Bonne sei, das Gesetz in der Natur, in Form und Farbe, im Ton und in der Zahl zu schauen, welche Bonne, welche Seligkeit wird es sein, das unbeschreiblich wunderbare Denken Gottes als Gesetz alles Erschaffenen in den Himmeln der Himmel zu begreifen; zu sehen, wie es in vollendeter Harmonie absolute Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit mit größter Freiheit und vollkommener Schönheit verbindet, und neben dem Buch der göttlichen Natur auch „das Buch der Wahrheit“ (Dan. 10, 21, Grundtext) zu lesen, darin alle Wege Gottes und Schicksale aller Wesen geschrieben sind.

Die dritte, höchste göttliche Offenbarung endlich ist die der Liebe Gottes zu uns in seinem Sohn, den Er dahingab, „um unserer Sünde willen“, und höchste

Offenbarung des Himmels wird sie auch bleiben. Aber davon zu reden, dazu sind irdische Sprachen unzulänglich. Wir warten und glauben und beten an, bis wir unter dem Donner der goldenen Harfen mitsingen: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!“

Sinaufgeschaut, ihr Christen alle! „Unser Leben fährt schnell dahin, als flögen wir davon“; „und wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwäg“. „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“ Betrügt uns die Welt mit falschem Schein, kann uns ihre Wissenschaft nichts über die unbekannten Welten sagen, unter denen wir leben, stürmen auf uns allerlei von Fleisch und Blut, vom Vater der Lüge eingegebene Zweifel ein, so laßt uns um so fester an die großen Offenbarungen Gottes uns anklammern, und als ihren seligen Inhalt und Abschluß uns durch Christi Tod erworbene, über alles menschliche Denken herrliche Himmel glauben und ihrer harren. Sursum corda!



Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Von dem Verfasser dieses Buches

Professor Fr. Bettex

sind ferner erschienen:

Das erste Blatt der Bibel. 20. Aufl. 30 Pfg.;
neue Geschenkausgabe, feingebunden Mk. 1,50.

Das Lied der Schöpfung. 5. Aufl. Geb. 5 Mark.

Die Bibel Gottes Wort. 4. Aufl. Geb. 4 Mark.

Das Wunder. 6. Aufl. Gebunden Mark 1,50.

Bettex mit seiner frischen, packenden Art, auf das Sichere im Unsicheren hinzuweisen, ist als fesselnder Schriftsteller und bibelgläubiger Christ genugsam bekannt. Schlicht und einfältig und doch reichlich aus der Wissenschaft schöpfend.

Dr. theol. G. Weitbrecht, Prälat.

Das Leben Jesu der christlichen Gemeinde dargestellt.
3. neu bearbeitete Auflage. 4 Mark, schön geb. 5 Mark.

Der Fels in den Wellen. Altes und Neues. 2. Aufl.
Geheftet 4 Mark, fein gebunden 5 Mark.

Unser Glaube. Der Gemeinde dargelegt. Geb. 4 Mark.

Das heilige Vaterunser. Zwölf Predigten. Kart.
Mk. 1,50, schön gebunden Mk. 2,40.

Die Festzeit des Kirchenjahres. Evangelienpredigten von Advent bis Pfingsten. Gebunden 4 Mark.

Unsere Hoffnung. Zwölf Predigten über die letzten Dinge. 2. Auflage. Kart. Mk. 1,50, fein gebunden Mk. 2,40.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Dr. theol. G. Weitbrecht, Prälat.

Heilig ist die Jugendzeit.

Ein Buch für Jünglinge.

Originalausgabe mit Titelbild, 17. Auflage.

Preis geschmackvoll gebunden 5 Mark, mit Goldschnitt Mk. 5,60.

Vollsausgabe: Kartoniert Mk. 1,20; 10 Exempl. für 10 Mark, Porto extra. Schön gebunden 2 Mark.

Ein höchst gedankenreiches Buch, frisch und lebendig geschrieben. Herzlichere, liebevollere und ernstere Worte hat kaum je ein Freund der Jugend an sie gerichtet; glücklich der Jüngling, der das Buch zu sich sprechen läßt. Es ist ein Führer durch die Fragen, Zweifel und Gefahren des Lebens, ein Kompaß, der ihm über alles Vergängliche hinweg den Weg der Wahrheit, der Reinheit und der Pflicht weist.

Maria und Martha.

Ein Buch für Jungfrauen.

Originalausgabe mit Titelbild von Prof. D. Pfannschmidt, 10. Auflage.

Schön gebunden 5 Mark, mit Goldschnitt Mark 5,60.

Vollsausgabe: Kartoniert Mk. 1,20, 10 Exempl. für 10 Mark, Porto extra. Schön gebunden 2 Mark.

Das Jungfrauenbuch ist die ebenbürtige Schwester des Jünglingsbuches, mädchenhaft, lebenswürdig, jugendfrisch, fröhlich und fleißig, von jungfräulicher Zartheit, Reinheit und Frömmigkeit. Die Fragen, welche ein Mädchenleben bewegen, werden hier besprochen, sinnig und weisevoll und doch frisch und fröhlich, sie werden beantwortet mit Geist und Tiefe, ausblickend in die Ewigkeit.

Der christliche Ehestand.

2. Auflage. 1909. Fein geb. 5 Mark, mit Goldschnitt Mk. 5,60.

Auf den ersten Anblick hat auch dieses Buch etwas recht Altväterisches, Patriarchalisches an sich. Es predigt die alten Tugenden, ohne die das Glück keines Hauses gedeihen kann: Liebe und Treue, Geduld und Verträglichkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit, Arbeit und Gebet. Seine Ratschläge klingen aber nicht bloß so wahr und warm, sondern sind zugleich so glücklich auf moderne Verhältnisse zugeschnitten, daß Eheleute, die sich seiner Führung anvertrauen, es nicht werden zu bereuen haben. Es ist das klassische Braut- und Hochzeitsgeschenk.

Verlag von J. F. Steintopf in Stuttgart.

Zwei Künstler-Monographien

von David Koch.

Theodor Schüz. Ein deutscher Maler.

Zweite, verbesserte Auflage. 140 Seiten Lex.-Oktav mit 86 Text- und 8 Einschaltbildern. Gebunden 4 Mark.

„Schwäbische Volkstreue und schwäbische Natur sind niemals sinniger gestaltet worden.“ „Der Türmer.“

„Man darf wohl sagen, daß die Kochsche Monographie eine Ehrenpflicht erfüllt, Schüz verdient einen ehrenvollen Platz; und wer das Schwabenland kennt, und die Poesie seiner Landschaft und seiner Sitten einmal verspürt hat, der wird ihn immer lieben und in Ehren halten.“ „Hamburger Korrespondent.“

Peter Cornelius. Ein deutscher Maler.

203 Seiten Lex.-Okt. mit 126 Bildern. Geb. Mk. 4,50.

Feine Geschenkausgabe Mk. 5,50.

„Wer es ernst meint mit der Kunst, muß auch Cornelius verstehen lernen. Wir möchten dieses Buch in der Hand des deutschen Volkes sehen, soweit es begeisterungsfähig ist für alles Schöne, Wahre und Gute; und möchte es als ernstes Vorbild auch ernst genommen werden in unserer leicht- und raschlebigen Zeit und ernste Nachfolge finden unter den Jüngern der Kunst.“ „Der Kunstfreund.“

Friedrich Rückert.

Der Dichter des deutschen Volkes u. der deutschen Familie.

Ein Lebensbild von Agnes Willms-Wildermuth.

212 Seiten mit Rückerts Bild und 14 Kapitelbildern.

Fein gebunden 4 Mark.

„Die Verfasserin hat sich ein großes Verdienst erworben, daß sie den lieben, sinnigen, gemütsfeinen und doch in seinen Vaterlandsliedern kräftig großen Dichter dem deutschen Haus und der Familie nahebringt. Es gibt doch kaum einen, der das, was im deutschen Herzen und Hause, in Stube und Garten, Wald und Feld von uns gelebt und gefühlt wird, so ganz echt wahr und innig zum Ausdruck gebracht hat, wie er.“ „Herrnhut.“

Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt.

Lebensbilder aus der Mission von P. Richter.

4 Teile, je 200 Seiten stark mit 4 Bildern, geb. je Mk. 2,50
oder
2 Bände (je 2 Teile) gebunden je Mk. 4,50.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

1. Bartholomäus Ziegenbalg. 2. Graf Zinzendorf. 3. Die Christenboten in Grönland. 4. David Zeisberger. 5. William Carey. 6. John Williams. 7. Vater Gofner. 8. David Livingstone. 9. Alexander Macay.

Zweiter Teil.

1. Samuel Crowther. 2. Pionierarbeit in Kamerun. 3. Posselt, der Kaffernmissionar. 4. Wilhelm Ziemann. 5. Pandita Ramabai. 6. Rheinische Glaubensboten auf Sumatra. 7. Auf ungebahnten Pfaden in Kaiser Wilhelmsland. 8. Zwei Erstlinge der evang. Mission in Japan. 9. Aus der Arbeit eines deutschen Missionsarztes in Südindien.

Dritter Teil.

1. Chr. Friedr. Schwarz. 2. Adoniram Judson von Burma. 3. Samuel Hebid. 4. Robert Moffat. 5. Die Gründung von Botschabelo (Transvaal). 6. Franz Coillard. 7. Rob. Morrison. 8. Blutzeugen des Evangeliums in China. 9. John Paton. 10. Allen Gardiner und die Feuerlandmission.

Vierter Teil.

1. James Evans. 2. Hugo Bahr. 3. Das Evangelium am Kongostrom. 4. Ein Vater der Aussätzigen (H. Uffmann). 5. Smad ed din oder Von Mohammed zu Christus. 6. In den Hochtälern des Himalaja. 7. James Chalmers. 8. Friedrich Riedel. 9. Hudson Taylor. 10. James Gilmour.

Der im Jahre 1905 erschienene erste Band (1. u. 2. Teil) dieser „höchst erfreulichen Publikation in tadelloser Ausstattung“ ist teilweise geradezu mit Begeisterung aufgenommen worden, weil es ein ähnliches Werk sonst nicht gibt. Auch für den zweiten Band gilt, was die Kritik seinerzeit über den ersten Band urteilte: „Geschickt ausgewählt, frisch geschrieben, hübsch illustriert, prächtig gebunden. Diese Lebensbilder verdienen weiteste Verbreitung in Volksbibliotheken, christlichen Vereinen, als Stoff für Missionsstunden u. s. w. Sie bieten auch prächtige Länder- und Völkerschilderungen und gehören vornehmlich in die Hand junger Leute, deren Blick in die Ferne geht oder die man überhaupt für hohe Ziele begeistern möchte.“

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Emil Frommel, † Hofprediger D. Erzählungen.

Gesamt-Ausgabe. 3 Bände schön gebunden je
Mk. 4,20.

I. Band. **Aus der Chronik eines geistlichen Herrn.** (Aus dem untersten Stockwerk. — Aus der Familienchronik. — Aus vergangenen Tagen.) 6. Aufl. Mit Frommels Bildnis.

II. Band. **Nach des Tages Last und Hitze.** (Der Heinerle von Lindelbronn. — O Straßburg, du wunder-schöne Stadt. — In zwei Jahrhunderten.) 5. Aufl.

III. Band. **O du Heimatflur.** (Aus goldnen Jugen-dagen. — Drei Erzählungen für die deutsche Jugend. — Der Ratschreiber. — Aus dem Leben des D. A. Hen-höfer.) 3. Aufl. Mit 2 Bildnissen.

Einzel-Ausgabe. 9 hübsche Leinwandbände je
Mk. 1,50.

„... Wenn jemand den Nachweis fordert, daß fromm und schön, christlich und geschmackvoll doch miteinander sich vertragen, so brauche ich ihm nur einen Schriftsteller zu nennen: Emil Frommel...“
„Christliche Welt.“

Der Schulmeister und sein Sohn.

Erzählung aus dem 30jährigen Kriege.

Von R. S. Caspari.

Illustr. Ausgabe m. 8 Bildern von H. Merté. 17. Aufl.

Preis schön gebunden 2 Mark.

„Wenn jemand die alten Casparischen Geschichten für wunder-schön hält, schöner als alle Erzählungen der Neuzeit, so soll ihm das niemand verdenken, denn er hat zweifellos recht... Die Erzählungen Casparis gehören in jedes deutsche Haus neben Bibel und Gebetbuch.“

Schottische Erzählungen.

Von Jan Maclaren.

Berechtigte Übersetzung von Luise Schler.

- I. Band. Beim wilden Rosenbusch. — Lang, lang ist's her. 5. Auflage. Gebunden 5 Mark.
- II. Band. Altes und Neues aus Drumtochty. — Aus der Großstadt. 3. Auflage. Gebunden 5 Mark.
- III. Band. Ernstes und Heiteres. 2. Aufl. Gebunden 4 Mark.
- IV. Band. Die Gemeinde von St. Juda. — Eine Schule in der guten alten Zeit. Gebunden 5 Mark.

Urteile:

„Wer sich hineingelesen hat, wer diesen Menschen ins Auge und ins Herz geblickt hat, den lassen sie nicht mehr los. Drumtochty, ich beneide dich um diesen alten Schulmeister, den Doktor von der alten Schule, den Drumheugh und so manchen der Menschen im einfachen Kittel mit dem warmen Herzen darunter!“

„Knorrige, etwas steife, einene Ehrbarkeit und Nackensteife, ein bisweilen etwas enges, verspieltisiertes, immer aber lauterer und wahrhaftiges Christentum, tiefer Ernst und dazwischen schalkhafter Humor. — der ganze schottische Volkscharakter leuchtet allenthalben hervor. Wer nach den Büchern greift, verdankt ihnen angenehme genußreiche Stunden.“

Magister Nothold.

Von Luise Reischauer.

Erzählung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Der Pfarrchronik des Magisters Markus Antonius Nothold in Lindhorst (Schaumburg-Lippe) nacherzählt.

Preis fein gebunden 4 Mark.

„Die Verfasserin erbringt den Beweis eines selbständigen, kräftigen Erzählertalents; sie macht die Zeit des Blutes und der Tränen, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, vor unsern Augen lebendig und schildert anschaulich, klar und greifbar das schlichte Heldentum der Großen und der Kleinen, ohne das unser Volk in jener bösen Zeit ein sicherer Raub der Vernichtung geworden wäre. Wir verdanken ihr ein ganz vorzügliches Familienbuch, das auch in Volksbüchereien sehr begehrt werden wird.“





